Heft 1, März 2020 / 100. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Michael Kohler
Eisenbahnstraße 43
76344 Eggenstein
Tel. (07 21) 47 04 93 52
E-Mail: michael.kohler@kohler-media.com

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Rosastraße 9
79098 Freiburg
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.
Jahrespreis für Einzelmitglieder 37,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 12 €.

Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 9 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich. Die Hefte können über die Geschäftsstelle des Landesvereins bestellt werden.

Bitte senden Sie Ihre Manuskripte an unseren Chefredakteur Michael Kohler und an die Geschäftsstelle des Landesvereins.
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Umschlagfoto:
Johann Müller auf dem »Schniidesel« 1977 (Clemens Matt-Willmatt)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 4

Zu diesem Heft
Michael Kohler 5

AUFSÄTZE

Altstadthaus und Uhrenfabrik. Vorbildliche Sanierung und Umnutzung von Kulturdenkmalen im Land
Die Preisträger des Denkmalschutzpreises 2018
Gerhard Kabierske 6

Badische Köpfe: Robert Gerwig
Teil 1
Ulrich Boeyng 25

Bücherschätze
Die »Badische Bibliothek« der Familie Blankenhorn im Markgräfler Museum Müllheim
Jan Merk 41

Das Elsass erhält eine neue Gebietskörperschaft
Was bedeutet dies?
Jean-Marie Woehrling 52

Eine Reise ins einstige Alemannendorf Saderlach im rumänischen Banat
Saderlach ist Zădăreni
Hubert Matt-Willmatt 67

Das Bauhaus und die Siedlung Dammerstock
Die Planungen von Walter Gropius und Otto Haesler für Karlsruhe
Ulrich Coenen 82

Wie Embleme Licht in die »Geistliche Apotheke« bringen
Die Embleme in St. Cosmas und Damian in Liggersdorf konnten als visuelles Medium in der Predigt genutzt werden
Robert Honstetter 95

Der Renaissancekünstler Urs Graf d. Ä.
Genie mit lasterhaftem Lebenswandel
Ute Obhof 109

Johann Baptist Knebel
Ein Abgeordneter der Zweiten Kammer des badischen Landtags
Konrad Exner 116

Klimawandel: globale Ursache, regionale Folgen
Hans Schipper 128

Die Wieder-Gründung des Landesvereins Badische Heimat in Freiburg am 23. Oktober 1949
Paul-Ludwig Weinacht 135

AM OBERRHEIN

25 Jahre UNESCO-Weltkulturerbe Kloster Maulbronn KLOSTER DES JAHRES 2019
Pierre Klein 141

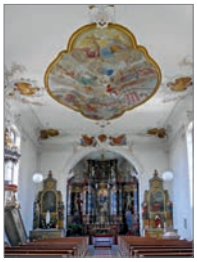
GEDENKTAGE
BADISCHER GESCHICHTE

So geht Baden
Historische Daten: Ausstellungen, Publikationen, Vorträge im Jahr 2019
Auszug aus meinem Badischen Diarium
Heinrich Hauß 144

FÄCHERBLICK:
VORSCHAU 2020

Vereinsgeschichtliche und publizistische Daten
Heinrich Hauß 147

Buchbesprechungen 149



Neuerscheinung

Gerd F. Hepp / Paul-Ludwig Weinacht (Hg.)

HEIMAT IN BEWEGUNG

Heimatbewusstsein in Baden im Zeitalter von Mobilität und Migration

Bei den Heimattagen Baden-Württemberg 2017 in Karlsruhe hat der Landesverein Badische Heimat gemeinsam mit der Landesvereinigung Baden in Europa und dem Kulturamt der Stadt Karlsruhe eine Vortragsreihe veranstaltet, die hier publiziert wird.

Die Beiträge thematisieren in einer historischen und gegenwartsbezogenen Perspektive die Auswirkungen von Mobilität und Migration vornehmlich in Baden. Sie haben in den letzten Jahrzehnten zu folgereichen sozialen und kulturellen Veränderungen geführt. Mobilität zwischen den Bundesländern und innerhalb Europas, Migration in weltweitem Maßstab, verändern unser Alltagsleben und unsere Alltagskultur. Heimat wird darüber hinaus durch Modernisierungsprozesse in Bewegung versetzt.

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 14.
Preis: € 24,00, 200 Seiten, Broschur, zahlreiche Abbildungen.
Das Buch ist zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Telefon (07 61) 7 37 24.

Editorial

Liebe Freunde der Badischen Heimat,
meine Damen und Herren!

Mein Dank gilt zunächst dem Redaktionsteam und unserem Chefredakteur Michael Kohler und allen Autorinnen und Autoren, die zum Gelingen des Heftes beigetragen haben.

Vielfältige Themengebiete werden in der vorliegenden Ausgabe unserer Zeitschrift behandelt: Von Bücherschätzen im Markgräfler Museum Müllheim über die Reise ins einstige Alemannendorf Saderlach bis hin zur Wieder-Gründung des Landesvereins Badische Heimat in Freiburg am 23. Oktober 1949. Hervorheben möchte ich den Bericht über die Preisträger des Denkmalschutzpreises 2018 von Herrn Dr. Gerhard Kabierske. Alle zwei Jahre schreiben der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den von der Wüstenrot Stiftung finanzierten Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg aus. Bis zum 31. März kann man sich für die nächste Preisrunde bewerben. Wir freuen uns über eine rege Teilnahme und viele interessante Einreichungen.

Am 27.1.2020 wurde im Rahmen des Neujahrsempfangs des Landesvereins die Dezemberausgabe unserer Zeitschrift (Badische Heimat 4/2019) mit dem Schwerpunkt »Frauen in Baden« im Beisein der Regierungspräsidentin Frau Bärbel Schäfer vorgestellt. Die Veranstaltung und das Themenheft fanden eine überaus große Presseresonanz. Wir freuen uns über die zahlreichen positiven Rückmeldungen, die wir dazu erhalten haben.

Am 21.3.2020 um 11 Uhr wird das neueste Buch aus unserer Schriftenreihe mit dem Titel *Freiburg auf dem Weg zur »Green City«. Ein Buch zum Stadtjubiläum* im Historischen Kaufhaus in Freiburg vorgestellt. Es ist, wie die letzten Bände auch, wieder im Rombach-Verlag erschienen. Wir werden diese Publikation in Heft 3/2020 ausführlicher vorstellen.

Und nun wünsche ich eine interessante Lektüre und viel Freude an unserer neuen Ausgabe.

Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

Am 27. November 1944 wurden große Teile der Stadt Freiburg durch einen alliierten Bombenangriff zerstört. Das Haus der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße blieb indes unversehrt. An die Versammlung zur »Wieder-Gründung« des Landesvereins am 23. Oktober 1949 im Historischen Kaufhaus erinnert Professor Paul-Ludwig Weinacht in seinem instruktiven Beitrag. Er beschreibt die verschiedenen Strömungen und Fraktionen, die Einfluss auf die weitere Entwicklung des von der französischen Besatzungsmacht verbotenen Landesvereins nahmen. Den Abschluss der Wiedergründung bildete die Wahl von Prof. Dr. Eugen Thoma und Joseph Ludolf Wohleb vor 70 Jahren (am 26. Januar 1950) zum ersten und zweiten Vorsitzenden. Zu diesem Zeitpunkt zählte die Badische Heimat 3540 Mitglieder (wie Heinrich Hauß im »Fächerblick« in diesem Heft ausführt).

Unser Heft 1 des Jahres 2020 bietet neben der Betrachtung der frühen Vereinsgeschichte einmal mehr ein reiches Spektrum an badischen Themen: Ulrich Boeyng liefert eine ausführliche Lebensbeschreibung des Ingenieurs Robert Gerwig, der durch den Bau von Brücken, Gebirgsbahnen und Eisenbahnstrecken den Südwesten im 19. Jahrhundert stark geprägt hat (der zweite Teil seines Beitrags wird in Heft 2/2020 erscheinen; Jan Merk stellt die »Badische Bibliothek« der Familie Blankenhorn im Markgräfler Museum Müllheim vor; Jean-Marie Woehrling beschreibt die neue Gebietskörperschaft »Collectivité européenne d'Alsace«; Hubert Matt-Willmatt nimmt uns mit ins einstige Alemannendorf Saderlach im rumänischen Banat; Ulrich Coenen erinnert an die Entstehung der Siedlung Dammerstock, die von Walter Gropius, einem Vertreter des Bauhaus, 1928 konzipiert wurde; Dr. Ute Obhof zeichnet das Leben des Renaissancekünstlers Urs Graf d. Ä. und beschreibt ihn als »Genie mit lasterhaftem Lebenswandel«; Dr. Hans Schipper, Leiter des Süddeutschen Klimabüros am Karlsruher Institut für Technologie beschreibt die Auswirkungen des Klimawandels auf Deutschland und Baden-Württemberg.

Eine besondere Erwähnung verdient der Bericht über die Preisträger des von der Badischen Heimat und dem Schwäbischen Heimatbund initiierten Denkmalschutzpreises 2018 von Dr. Gerhard Kabierske. Die ausgezeichneten Bauten werden mit eindrucksvollen Bildern dargestellt.

Wir danken allen Autoren, die zum Gelingen des vorliegenden Heftes beigetragen haben. Für die nächsten Hefte können sehr gerne Beiträge eingereicht werden. Informationen dazu finden sich auf unserer Hompage: http://badische-heimat.de/publikationen/#zeitschrift.

Eine anregende Lektüre wünscht
Michael Kohler, Chefredakteur

Altstadthaus und Uhrenfabrik. Vorbildliche Sanierung und Umnutzung von Kulturdenkmalen im Land

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises 2018

Gerhard Kabierske

Alle zwei Jahre schreiben der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den von der Wüstenrot Stiftung finanzierten Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg aus. Vergeben werden jeweils fünf gleiche Preise an private Bauherren, die im Rahmen von Gesamtsanierungen historischer Bauten denkmalpflegerisch besonders vorbildlich mit ihrem Eigentum umgegangen sind.

Für die Sanierung eines Kulturdenkmals bedarf es einer produktiven Zusammenarbeit von mehreren Beteiligten mit großer Motivation und besonderem Engagement: Ein Bauherr, der für sein Objekt brennt und bereit ist, auf dessen Individualität und die jeweilige geschichtliche Dimension einzugehen, selbst unter Hintanstellung eigener Präferenzen und finanzieller Interessen. Er muss in reibungsloser Kommunikation mit einem kreativen Architekten stehen, der über Erfahrung im Altbaubereich verfügt, die Überlegungen in einer stimmigen Planung bündelt und die Fäden bei der Ausführung in Händen hält. Es braucht Bauforscher und Restauratoren, die aus archivalischen Quellen oder der Bausubstanz die Geschichte zu rekonstruieren vermögen und die Befunde zu interpretieren wissen. Den Vertretern der Denkmalpflege kommt im Idealfall nicht nur die amtliche Rolle als Genehmigungsinstanz, sondern auch die der kompetenten Beratung zu. Und nicht

Nach Sanierung und Rekonstruktion der Bandfenster aus dem 18. Jahrhundert ist das Haus in der Büchsengasse wieder ein Schmuckstück der Ulmer Altstadt (Foto: Martin Duckek)

zuletzt braucht es Handwerker aller Gewerke, die sich nicht nur als Lieferanten und Monteure von Fertigwaren verstehen, sondern ihr Metier auch als traditionelle Handwerkskunst ausüben können. Trotz dieser nicht einfachen Voraussetzungen kommt es immer wieder zu erfreulichen Beispielen. Dafür wird seit 2000 der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg in seiner heutigen Form vergeben – als Würdigung und um diese Vorbilder öffentlich bekannt zu machen.

Auch 2018 hatten der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg ausgeschrieben, der dankenswerterweise von der Wüstenrot Stiftung finanziert wird. Die Schirmherrschaft hatte Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Fünf gleiche Preise wurden an private Bauherren vergeben, die bei Gesamtsanierungen historischer Bauten denkmalpflegerisch besonders vorbildlich mit ihrem Eigentum umgegangen sind. Anette Busse für die Wüstenrot Stiftung, Ulrike Plate für das Landesamt für Denkmalpflege, Ulrich Gräf, Bernd Langner und Carsten Presler für den Schwäbischen Heimatbund, Matthias Grzimek für die Architektenkammer Baden-Württemberg, Frank Mienhardt für den Städtetag Baden-Württemberg und Gerhard Kabierske für den Landesverein Badische Heimat bildeten die Jury, die sich mit den 87 eingegangenen Bewerbungen beschäftigte. In eine engere Wahl kamen zunächst zwölf Bauten, die auf einer dreitägigen Rundfahrt gemeinsam besichtigt wurden. Danach wurden nach intensiver Beratung und Abstimmung schließlich die fünf Preise für folgende Objekte bestimmt: ein bis ins Mittelalter zurückgehendes Haus in der Altstadt von Ulm, das ehemalige Rebleutehaus des Klosters Salem in Sipplingen am Bodensee, zwei Handwerkerhäuser im Stuttgarter Leonhardsviertel, eine malerische Gebäudegruppe mit Backhaus und Uhrturm im hohenlohischen Forchtenberg sowie der Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans in Schramberg.

Der enge Innenhof mit seinem oxydroten Fachwerk als freundliches Entree für Läden und Wohnungen. Neues fügt sich unaufdringlich ein. (Foto: Martin Duckek)

Als Zeichen der Anerkennung erhalten die Bauherren einen Geldpreis von 5000 Euro, sowie eine Bronzeplakette für ihr Gebäude. Zudem ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Die Preise wurden im Rahmen einer Festveranstaltung im April 2019 in Stadthaus Ulm überreicht. Aus redaktionellen Gründen ist die Vorstellung der Preisträger erst in diesem Heft der Badischen Heimat möglich. Sie erscheint damit parallel zur Ausschreibung der nächsten Preisrunde 2020. Bis zum 31. März kann man sich dafür bewerben. Informationen dazu bietet die Website des Landesvereins Badische Heimat unter http://badische-heimat.de/wp-content/uploads/2019/11/DSP-Ausschreibung2020-web.pdf.

Von der Bauruine zum Schmuckstück – die Rettung eines Altstadthauses in Ulm

Jörg Schmitz konnte nicht anders, als 2015 kurz entschlossen das alte Bürgerhaus zu kaufen, das ihm von einem Rechtsanwalt aus einer speziellen Nachlasssache angeboten wurde. Als Architekt und ehemaliger Stadtbildpfleger von Ulm kannte er das Objekt nur zu gut: Wegen seiner offensichtlich bis ins späte Mittelalter zurückreichenden Bausubstanz war es schon lange als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in die Denkmalliste eingetragen. Diese Bedeutung wog um so schwerer, als das Anwesen zu den wenigen im historischen Zentrum von Ulm gehört, das ohne größeren Schaden durch die katastrophale Bombardierung im Zweiten Weltkrieg gekommen war. Doch Jörg Schmitz wusste auch, dass es sich um eine Immobilie handelte, deren Zustand eigentlich jedem Besitzer schlaflose Nächte bereiten musste. Mehr als ein halbes Jahrhundert war das Haus völlig unbewohnt und ohne Bauunterhalt gewesen. Der dilettantische Versuch einer Modernisierung ohne Beteiligung eines Architekten mit massiven Eingriffen in das Baugefüge, die zu gravierenden Verlusten an historischer Substanz geführt hatten, war vom Bauordnungsamt im Jahr 1970 eingestellt worden. Seither widersetzte sich die Eigentümerin gegen alle Angebote der öffentlichen Hand zur Rettung des rapide verwahrlosenden Hauses. Sie störte sich auch nicht daran, dass ihr Eigentum Büchsengasse nördlich des Münsters als Schandfleck von Ulm immer wieder zum öffentlichen Thema wurde. Erst nach ihrem Tod konnte sich etwas bewegen, und es war ein Glücksfall, dass der Nachlassverwalter das Kulturdenkmal nicht dem hitzigen Immobilenmarkt zur wirtschaftlichen Ausbeutung des Grundstücks auslieferte. Trotz Denkmalschutz hätte dies zweifellos zu weiteren Substanzverlusten geführt. Indes, die Herausforderungen für den neuen Eigentümer waren immens, und es wurde ihm rasch bewusst, dass er die Sanierung finanziell nicht allein schultern konnte. Da kam ihm ein weiterer Glückfall zu Hilfe: Sein Schwiegervater Dieter Benz übernahm das Haus und den Part des Bauherrn, und beide betrieben gemeinsam mit großem Engagement die Sanierung, die 2017 glücklich abgeschlossen werden konnte.

Ein repräsentatives Büro im ersten Obergeschoss. Der Dielenfußboden mit Friesteilung in Eiche wurde aufwändig restauriert. (Foto: Gerhard Kabierske)

Als Fachmann für historische Bauten war es für den Architekten selbstverständlich, dass am Anfang der Planung eine anspruchsvolle wissenschaftliche Forschung am Gebäude und in den Archiven stehen musste, inklusive einer restauratorischen Untersuchung

Auf Schritt und Tritt begegnet einem im Inneren die komplexe Baugeschichte des Hauses. Hier verblattetes Fachwerk aus dem späten Mittelalter. (Foto: Gerhard Kabierske)

der Putze und Farbbefunde. Die Dokumentationen brachten Licht in die komplexe Baugeschichte des baulich verschachtelten Anwesens, das eine schmale und tief in den Häuserblock reichende Parzelle füllt. Entlang der Büchsengasse steht das dreigeschossige Vorderhaus, ein Fachwerkbau über einem massiven Erdgeschoss. Eine Durchfahrt führt in den engen Hof, der links von einem Seitenflügel eingefasst wird. Das quer stehende Hinterhaus, an das seinerseits nach hinten nochmals ein Flügel anschließt, der zu den Grundstücksgrenzen kleine Höfe freilässt, besitzt sogar vier Geschosse und ein steil aufragendes Satteldach. Die Dendrochronologie erwies, dass die Holzkonstruktion des Hinterhauses bis in die Jahre um 1410 zurückgeht. Das heutige Vorderhaus und das Seitengebäude im Hof wurden 1618/19 errichtet, während das zweihundert Jahre ältere Hinterhaus zu diesem Zeitpunkt tiefgreifend umgebaut wurde. Weitere größere Veränderungen, die auch die Straßenfront betrafen, erfolgten dann im 18. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen die charakteristischen horizontalen Fensteröffnungen, deren ursprüngliche Rahmung und Teilung sich noch in den Balken der Fachwerkkonstruktion abzeichnete.

Die genaue Beschäftigung mit dem Gebäude führte nicht nur vor Augen, wie stark das Gebäude infolge der Vernachlässigung durch Fäulnis und Schädlingsbefall geschädigt war. Deutlich wurde auch, wie viele Ausstattungsdetails aus fünf Jahrhunderten sich am Gebäude erhalten haben: ein Brunnen im Keller, der Wellbaum eines Lastenaufzugs im Speicher, Reste von Renaissancestuck, Holztäferdecken, hochwertige Dielen- und Fliesenböden, ein barockzeitlicher Treppenlauf sowie vielfältige Befunde von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Farbresten und Ornamentmalereien bis hin zur klassizistischen Haustür und Beschlägen des 19. Jahrhunderts. Sie alle dokumentieren wie in einem Bilderbuch Kontinuität und Wandel einer handwerklich geprägten Wohnkultur im reichstädtischen Ulm.

Im Austausch mit den Denkmalbehörden entwickelte der Architekt ein Konzept zur Wiederbelebung des Anwesens. Im Erdgeschoss wurden Läden eingerichtet, die über die Einfahrt und den Innenhof erschlossen werden und erfreulicherweise auf eigene Zugänge und Schaufenstereinbrüche an der Straße verzichten. Die oberen Stockwerke wurden für Büro- und Wohnnutzungen vorgesehen. Dabei achtete man darauf, dass das Haus nicht mit neuen Nutzungen überfrachtet wird und die Struktur der einzelnen Hausteile gewahrt bleibt, was nicht einfach war

angesichts niedriger Deckenhöhen, steiler Treppen sowie verwinkelter und enger Raumzuschnitte. Reparaturen, Restaurierungen von Originalbefunden als auch Ergänzungen erfolgten mit Sorgfalt sowie hoher handwerklicher und restauratorischer Qualität.

Partiell, vor allem an den Fassaden, entschloss sich Jörg Schmitz zur Rekonstruktion, wenn es eindeutig interpretierbare Befunde anboten. Dies betrifft vor allem die großen Fenster an der Hauptansicht zur Büchsengasse, die in ihrer ungewöhnlichen bandartigen Form des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt wurden, oder am massiven Erdgeschoss des Seitenbaus zum Hof hin, wo ehemals vorhandene arkadenartige Bogenstellungen zum Vorschein kamen und freigelegt wurden. Auch die beim gescheiterten Modernisierungsversuch von 1970 herausgebrochenen Fachwerkteilungen an den Obergeschossen der Hoffassaden wurden originalgetreu wiederhergestellt. Die als ältester Zustand nachgewiesene ausdrucksstarke Fassung der Fachwerkteile an der Hoffassade in Oxydrot wurde rekonstruiert, das Holzwerk der Straßenfassade wie die der repräsentativen Halle im Inneren des zweiten Stockwerks des Vorderhauses erhielten ihr kräftiges Grün zurück. Das Haus hat durch diese überlegt eingesetzten Maßnahmen zweifellos frühere Gestaltqualität wiedergewonnen. Andererseits wurden neue Elemente auch in moderner Formensprache gestaltet, im Hof etwa das Schaufenster im Erdgeschoss des Rückgebäudes, der Glasabschluss am Aufgang zu den Wohnungen oder der neue Wandbrunnen, der in der Tradition von Nutzbrunnen an Hofwänden steht und den umschlossenen Außenraum akustisch mit seinem Plätschern belebt. Darüber hinaus schaffen in den Wohnungen neue, aber nicht modisch aufdringliche Formen der Sanitäreinbauten im über Jahrhunderte gewachsenen historischen Gefüge eine Zeitschicht, die für unsere Gegenwart steht.

Das Rebleutehaus des Klosters Salem in Sipplingen am Bodensee

Frau und Herr Ackermann waren die idealen Denkmalbauherren. Für Anregungen offen, flexibel und immer darauf bedacht, dem Haus gerecht zu werden, so äußert sich Corinna Sorg-Wagner, in Denkmalsanierungen erfahrene Architektin aus Überlingen. Schon drei von ihr betreute Objekte haben in den letzten Jahren den Denkmalpreis bekommen. Auch bei diesem Objekt in Sipplingen am Bodensee sollte die reibungslose Zusammenarbeit zwischen Auftraggebern, Architektin, Bauforscherin, Denkmalpflegerin, Restaura-

Das stattliche Rebleutehaus des Klosters Salem nahe beim Bodenseeufer in Sipplingen. Die linke Haushälfte wurde vorbildlich saniert. (Foto: Ulrich Gräf)

toren und Handwerkern zu einem beispielgebenden Ergebnis führen. Entscheidend dazu beigetragen haben in diesem Fall wiederum der Zimmermann Sebastian Schmäh und seine Mitarbeiter in Überlingen, die der Jury mit ihrer besonderen handwerklichen Kompetenz bereits bei mehreren Preisrunden aufgefallen sind.

Der Einbau von Ferienwohnungen hat die Struktur des Hauses von 1595 weitgehend bewahrt. Hier der Mittelflur im Erdgeschoss mit dem Treppenlauf ins Obergeschoss, der im 19. Jahrhundert erneuert wurde. (Foto: Ulrich Gräf)

Das breit gelagerte, zweigeschossige Haus mit besonders steil aufragendem Walmdach war, wie die dendrochronologische Untersuchung der verwendeten Hölzer überraschend zeigte, in seinem heutigen Bauvolumen bereits um 1595 errichtet worden. Es stand ursprünglich in dominierender Einzellage am Hang westlich des kleinteilig-strukturierten Ortskerns von Sipplingen. Erst neuerdings von der Nachverdichtung ereilt und umzingelt von einem wenig erfreulichen Neubaugebiet, zeigte es sich noch bis vor einer Generation als ein Sonderbau, der sich in Dimension und Bautypus deutlich von den dörflichen Anwesen der Umgebung unterschied. Früher inmitten eines Weinbergs gelegen und über einen kurzen Weg hinunter mit der Ländestelle für Güter am Bodenseeufer verbunden, war das Haus als Funktionsgebäude für den vom Kloster Salem entlang des westlichen Bodensees betriebenen Weinanbau errichtet worden. Es ist damit ein gebautes Zeugnis für die über das Mittelalter hinaus bis ins späte 18. Jahrhundert reichende wirtschaftliche Rolle der Klostergemeinschaft in dieser Region. Ursprünglich völlig in Sichtfachwerk errichtet, diente der Klosterhof unterschiedlichen Funktionen der Weinproduktion. Im gewölbten Keller, in den man heute noch über eine Treppe von der Straße aus hinuntersteigt, reifte der Wein.

Die Wohnung der Bauherrenfamilie im geräumigen Speicher mit den alten Sommerkammern. Trotz neuer Nutzung blieb der offene Raumeindruck erhalten. (Foto: Ulrich Gräf)

Im Erdgeschoss der rechten Haushälfte, die volle Tiefe einnehmend und über ein Tor von der Straße erschlossen, befand sich ein hallenartiger Raum, in dem der Torkel, die Traubenpresse, stand. Darüber befand sich im Obergeschoss eine separate Wohneinheit mit einer großen Küche, die vielleicht für eine Wirtshausnutzung spricht. Der größte Teil des Gebäudes diente aber als Herberge für die zahlreichen Rebleute, die man für die Arbeit im Weinberg und bei der Weinverarbeitung benötigte.

Schlafzimmer in der westlichen Ferienwohnung im ersten Obergeschoss. Die bauzeitlichen Putze und Fassungen der Wände sind großflächig erhalten und wurden restauratorisch gesichert. (Foto: Corinna Wagner-Sorg)

Im Erd- wie im Obergeschoss teilte ein breiter Mittellängsflur das Haus, und rechts und links reihten sich zellenartig die nahezu gleich zugeschnittenen Wohnräume, eine ähnliche Struktur wie in einem Klostertrakt. Der Zugang erfolgte im Erdgeschoss ebenfalls von der Straße über eine vielstufige Freitreppe. Hinauf ins Obergeschoss führten zwei in den Flur eingestellte einläufige Treppen.

Die genaue Bauuntersuchung ergab zahlreiche spätere Veränderungen. So wurden im 18. Jahrhundert im westlichen Gebäudeteil die Fachwerkaußenwände des Erdgeschosses durch massives Mauerwerk ersetzt, spätestens damals wurde das Haus verputzt. Die Säkularisation mit der erzwungenen Auflösung des Klosters 1803 sollte entscheidende Folgen haben. Der Bau gelangte in private Hände und wurde in zwei Eigentumseinheiten aufgeteilt, die heute noch bestehen. Die Mittelgänge wurden damals kurzerhand durch das Einziehen von Mauern getrennt, separate Hauseingänge geschaffen und im Bereich des Torkels in eine Wohnung eingebaut. Dem kleineren, westlichen Hausteil wurde 1866 für die landwirtschaftliche Nutzung ein Anbau angefügt, im hangseitigen Erdgeschoss zudem ein Stall eingerichtet. Außer kleineren erneuernden Maßnahmen wie dem Austausch von einzelnen Fenstern und Klappläden sowie Reparaturen von Schäden durch aufsteigende Feuchtigkeit erlitt der Bau glücklicherweise im 20. Jahrhundert keine großen modernisierenden Eingriffe.

Für Herrn und Frau Ackermann bildete gerade dies den besonderen Reiz des Anwesens, als sie sich am Bodensee als neuer Heimat nach einer Immobilie mit Geschichte umsahen und erfuhren, dass die westliche Haushälfte zum Kauf stand. Ihre Überlegungen gingen dahin, hier neben einer großzügigen Wohnung für sich auch Ferienwohnungen zu realisieren. Dabei waren sie sich von Anfang an einig, dass der Altbausubstanz nicht einfach eine neue Nutzung aufoktroyiert, sondern von den Befunden ausgehend überlegt werden sollte, wie sich der Bau für ihre Zwecke sinnvoll weitertradieren ließe, ohne seine historische Aussage zu schmälern. Die bereits erwähnten dendrochrono-

Der Anspruch der Reichsabtei Salem bei ihren Bauten lässt sich noch erkennen. Selbst Nebenräume im Dachgeschoss zeigen kunstvolle Beistriche an Fachwerkwänden. (Foto: Corinna Wagner-Sorg)

logischen Bestimmungen, eine genaue Bauaufnahme, archivalische Forschung und restauratorische Untersuchungen bildeten die Grundlage für die Planungen der Architektin mit dem Ziel, die Eingriffe so minimal wie nur möglich zu gestalten. Erdgeschoss und Obergeschoss nehmen nun drei Ferienwohnungen ein. Trotz der Notwendigkeit, aus all diesen Wohnungen einen Seeblick zu ermöglichen, wurden günstige Grundrisse mit nur drei kleinen Wanddurchbrüchen für neue Türen erzielt. Auch die zusätzlich eingezogenen Wände für die Sanitäreinbauten lassen die historische Raumstruktur immer noch erkennen. Da der Winter am Bodensee als Saison für Ferienwohnungen nicht attraktiv ist, konnte man auf entsprechende Energiestandards, wie sie heute in Wohnbereichen erwartet werden, verzichten. Dämmungen wurden überflüssig, die Fenster aus unterschiedlichen historischen Zeiten behielten nach Reparatur durch den Schreiner ihre Einfachverglasung. Der ehemalige Stall mit seinen Futterkrippen bleibt von intensiver Nutzung ausgeklammert und dient nun als Unterstellraum für Fahrräder und die Behälter zur Mülltrennung.

Für die Eigentümer wurde im riesigen, mehrgeschossigen Dachraum eine dauerhaft zu nutzende, separate und großflächige Wohnung eingerichtet. Eine gestalterisch sich unterordnende einläufige Außentreppe führt nicht einsehbar von der Straße auf der bergseitigen Rückfront des Scheunenanbaus des 19. Jahrhundert hinauf in deren Dachbereich. Im Innern geht es über filigrane Metalltreppen weiter hinauf auf die oberen Niveaus im Dachraum. Die originalen Stubeneinbauten

Der Stall im Erdgeschoss blieb in alter Form erhalten und dient heute als Raum für Fahrräder und Mülltonnen. (Foto: Gerhard Kabierske)

Eine Gebäudegruppe mit besonderer Geschichte, eine Rarität im Stuttgarter Stadtzentrum. Gesamtansicht Ecke Leonhard- und Jakobstraße. Links im Hintergrund das heute zugehörige kleinere Handwerkerhaus. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

mit ihren Fachwerkwänden mit gut erhaltenen Oberflächen blieben ebenfalls erhalten, wie überhaupt im ganzen Haus restauratorisch freigelegte Putze und Farbfassungen viel zur ursprünglichen Atmosphäre beitragen. Durch planerische Sorgfalt wurde erreicht, dass die geringe Auf- und Zwischensparrendämmung am weithin sichtbaren Dach kaum auffallen. Die Wiederverwendung der historischen Biberschwänze der Dachdeckung, die in nur geringem Maße durch Zukauf von altem Material ergänzt werden musste, tut das Ihre, das gewachsene Gesamtbild zu wahren. Die für Wohnzwecke notwendige Belichtung des Speichers wurde mit Augenmaß realisiert. Sechs neue Gauben, wenig größer als ihre Vorgänger und gut proportioniert, bringen von der Straßenseite genügend Licht ins Innere, zudem einige Glasziegelflächen auf der Südseite, vor allem aber in die Dachfläche eingelegte Lamellenfenster auf der Rückseite, die nicht breiter sind als die Felder zwischen den Sparren. Bleibt zu hoffen, dass der östliche, noch größere Hausteil ebenso die Chance ebenso vorbildlichen Sanierung erhält.

Zeugnis des verschwundenen Stuttgart – zwei Handwerkerhäuser im Leonhardsviertel

Als Paul E. Eckert 2013 nach einer Erbschaft alleine über die nebeneinander liegenden und miteinander verbundenen Häuser Leonhardstraße 1 und Jakobstraße 2 in Stuttgart verfügen konnte, beschloss er, die dringend notwendige Sanierung nicht unter dem Aspekt der Gewinnmaximierung durchzuführen. Dies war eine ausgesprochen idealistische Entscheidung angesichts der spekulativen Möglichkeiten, welche ihm die Lage der Immobilie im Zentrum der Landeshauptstadt und zudem am Rand des Rotlichtmilieus des Leonhardsviertels eigentlich eröffnete. Das Objekt selbst hatte in den Jahren zuvor mit einer Animierbar in Erdgeschoss und seinen darüberliegenden Wohnungen der Prostitution gedient und war baulich in einem heruntergekommenen Zustand, der beim Haus Jakobstraße 2 besorgniserregende Dimensionen annahm. Die historische Bausubstanz verfällt und keiner greift ein, fasste 2011 das Stuttgarter Wochenblatt die laut werdenden Klagen der Anwohner zusammen. Auch der Stuttgarter Gemeinderat beschäftigte sich damals mit dem baulichen Zustand der Häuser und dem Zusammenhang von sozialen Verwerfungen und städtebaulichem Verfall im Quartier, wie die Stuttgarter Zeitung schrieb.

Das Erdgeschoss mit der original erhaltenen Haustüre, ein Beispiel für bürgerliche Baukultur des 18. Jahrhunderts in Stuttgart. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Dabei ist das Doppelanwesen nach einem Jahrhundert von stürmischer Großstadtverdichtung, verheerenden Kriegszerstörungen und dem raschen Wandel von städtebaulichen Leitbildern ein einzigartiges bauliches Dokument für das Wohnen der Handwerkerschicht im residenzstädtischen Stuttgart der Zeit vor 1800. Nur im Bereich der seit dem Spätmittelalter existierenden, sich südöstlich an die Innenstadt anschließenden Leonhardsvorstadt sind angesichts des permanenten Stadtumbaus noch solche älteren Stadtstrukturen zu erahnen. Bei dem Eckgebäude unmittelbar hinter der Leonhardskirche handelt es sich um ein stattliches dreigeschossiges Haus mit Mansarddach und charakteristischem Giebel zur Leonhardstraße. Es ist über dem massiven Erdgeschoss in von Anfang an verputztem Fachwerk erbaut und zeigt, typisch für seine Entstehung im 18. Jahrhundert, eine Folge von eng gesetzten Fenstern, deren Klappläden übereinanderschlagen, da die Wandflächen zwischen den Öffnungen nur sehr schmal sind. Umlaufende Gesimse in profiliertem Holz an den Vorsprüngen der darunterliegenden Fachwerkkonstruktion unterstützen den Eindruck einer horizontalen Schichtung der einzelnen Geschosse. Das Erdgeschoss mit Tür an der abgeschrägten Ecke und dem Hauseingang an der Leonardstraße präsentiert sich in anspruchsvoller Steinsichtigkeit, wobei sich die ungewöhnlich großformatigen Steinquader durch eine aufwändige Bearbeitung auszeichnen. Auf besondere Qualität der Steine und ihrer Bearbeitung stößt man auch im tonnengewölbten Keller. Der mit feinem Rokokozierrat überraschend reich dekorierte Sturz über der Haustür weist in der Kartusche mit den Initialen CFW auf den Bauherrn Carl Friedrich Woelfle hin. Ein Hammer und zwei gekreuzte Schlüssel bezeugen seine Profession als Schlosser. Die Jahreszahl verrät 1769 als Baujahr. Eine Generation später lässt sich das Haus im Eigentum eines Kammerrats Jakob Riderer nachwiesen. Spätestens von 1871 an wurde das Erdgeschoss gastronomisch benutzt. In der stadtbekannten Wirtschaft »Zum Schatten« soll in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts noch Theodor Heuss häufig Gast gewesen sein, bevor sich hier die Rotlichtbar einnistete.

Das angrenzende Wohngebäude Jakobstraße 2, wahrscheinlich schon 1753 ebenfalls in Fachwerk errichtet, steht in deutlichem Kontrast zu seinem Nachbarn. Mit gerade einmal 30 Quadratmetern Grundfläche auffallend klein, hat dieses Haus nur zwei Geschosse und ein Mansarddach. Eine äußerst enge und steile Stiege führt im Innern in die beiden oberen Stockwerke hinauf, die Raumhöhen betrugen hier zum Teil bescheidene

zwei Meter. Die Fassade des Erdgeschosses wurde im 19. Jahrhundert für einen Ladeneinbau in Stein neu aufgeführt, und auf der Rückseite war trotz beschränkter Grundstücksverhältnisse noch vor den Gründerjahren ein Anbau hinzugekommen. Schon früh scheint das Erdgeschoss zur Erweiterung der Wirtshausnutzung mit dem Nachbarn vereinigt worden zu sein.

Die frühere Wirtschaft »Zum Schatten«, von den Einbauten der Animierbar befreit, ist nun ein Treffpunkt für soziale Zwecke. Wieder geöffnet und restauriert: die Fenster mit ihren Bleiverglasungen. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Die öffentlichen Diskussionen um den bedenklichen Zustand der Häuser und ihre problematische Nutzung führten ab 2012 zu internen Gesprächen zwischen Stadtverwaltung, Bezirksvorsteherin und Eigentümer. Den Durchbruch hin zu einem denkmalpflegerisch verträglichen Konzept der Weitertradierung der Bausubstanz wurde freilich erst nach dem Eigentümerwechsel 2014 erzielt. Paul E. Eckerts Bereitschaft, das gesamte Anwesen mit beiden Hauseinheiten nach einer umfassenden Sanierung dem Verein Apis zu vermieten, eröffnete neue Möglichkeiten abseits gängiger Vermarktungsstrategien von Innenstadtimmobilien. Die Vereinigung unter dem Dach der Evangelischen Landeskirche in Württemberg hatte das Ziel, im Rotlichtviertel ein »Hoffnungshaus« zu eröffnen, das Prostituierten einen Rückzugsort bietet, in dem sie sich in Würde und Selbstbestimmung aufhalten können und der auch Optionen zum Ausstieg aus dem Gewerbe anbietet. Das Erdgeschoss mit der früheren Gaststätte bot sich als Gemeinschafts- und Betreuungsbereich an, während die Obergeschosse des Gebäudes von den Mitarbeitern des Projekts bewohnt werden sollten. Der gute Wille auf allen Seiten, und das soziale Konzept waren dennoch nur durch intensive Zusammenarbeit zwischen Bauherr,

Wie das massive Erdgeschoss, so zeichnet sich auch der tonnengewölbte Keller durch sein qualitätvolles Mauerwerk aus. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Aus der Erbauungszeit Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Wohnung erhalten: Die korbbogenförmige Rahmung eines Durchgangs. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Architekt und Denkmalbehörden zu erzielen, bei der auch Kompromisse gefunden werden mussten.

Der Sanierung der Gebäudegruppe durch den Architekten Tomas Urban 2015/16 ging eine detaillierte Bauuntersuchung voraus, die auch einzelne Farbbefunde dokumentierte. Die Überraschung dabei war, dass trotz vieler Umbauten und hinter minderwertigen Einbauten von Pappwänden, abgehängten Decken, Verkleidungen und Bodenbelägen der letzten Jahrzehnte auch originale Ausstattungsteile erhalten geblieben waren, zum Beispiel hölzerne Lamperien und Türumrahmungen, sparsame Stuckprofile und sogar ein barockes Treppengeländer aus der Erbauungszeit, aber auch charakteristische Ausbauelemente aus dem 19. Jahrhundert, die eher in den unteren, intensiver genutzten und häufiger veränderten Etagen zu finden sind. Sie wurden alle in die behutsame Erneuerung einbezogen, ebenso die wie durch ein Wunder erhalten gebliebene barocke Haustür mit ihren zeitgenössischen Eisenbeschlägen. Sogar die im Erdgeschoss nach Öffnung der Läden und Entrümpelung der Bar zu Tage getretenen bleiverglasten Wirtshausfenster der Nachkriegszeit wurden restauriert und belichten heute wieder die Gaststube im Erdgeschoss.

Gewisse Zugeständnisse machten die Denkmalbehörden im Hinblick auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse in den fünf Wohneinheiten des Hauses. Hier, insbesondere im Haus Jakobstraße 2, wurden teilweise Grundrissveränderungen gestattet, welche bislang fehlende Sanitäreinbauten sowie eine Erschließung im größeren Nachbarhaus ermöglichten. Die steile Holztreppe, nun eigentlich funktionslos, wurde aber nicht abgetragen, sondern in situ erhalten.

Stadtbildprägendes Ensemble: Backhaus und Uhrturm am ehemaligen Brunnentor in Forchtenberg

Seit seiner Jugend fühlt sich Rolf Krämer, Unternehmer in der Spielzeugbranche, mit seiner Heimatstadt Forchtenberg in Hohenlohe eng verbunden. Nur so ist sein erstaunliches Engagement bei der Sanierung eines Bauensembles zu erklären, welches das Ortsbild in besonderer Weise prägt. Viel Zeit, Herzblut und nicht zuletzt Geld hat er in dieses Projekt gesteckt, ohne daraus einen wirtschaftlichen Nutzen ziehen zu

Das zweigeschossige Backhaus und der dahinter anschließende Uhrturm: eine malerische Baugruppe am Stadteingang von Forchtenberg. (Foto: Bernd Hausner LAD)

Der Uhrturm mit Zifferblatt und Dachreiter samt Glocke. Rechts der wegen des Wasserdrucks in den Boden eingetiefte Laufbrunnen. (Foto: Bernd Hausner LAD)

können. Es ist, wie er sagt, eher eine Sache des Herzens, als eine rationale, die ihn antreibt. Seine Hinwendung gilt einer Gebäudegruppe im Bereich des ehemaligen Brunnentors von Forchtenberg. Die ansteigende Landstraße führt vom Kochertal herauf und bildet hier an einer Engstelle den südwestlichen Zugang zu der auf einem Bergsporn liegenden Altstadt. Dieser Anblick könnte mit seinen malerischen Qualitäten ein attraktives Motiv für jeden Fotokalender abgeben. Das bis ins Mittelalter zurückreichende Tor selbst war zwar wegen Baufälligkeit und als Hindernis für den wachsenden Verkehr 1830 beseitigt worden, über einem verbliebenen baulichen Rest des Tores westlich der Straße wurde damals aber in Fachwerk ein turmartiger Bauteil errichtet, an dem das zuvor am Tor befindliche Zifferblatt einer öffentlichen Uhr neu angebracht wurde. Auf sie wollte man angesichts ihrer Bedeutung für den damaligen Alltag der Bürger offensichtlich nicht verzichten. Der Turmersatz wird über einem ungewöhnlich zur Straße hin ansteigenden Pultdach von einem kleinen offenen Dachreiter bekrönt. In ihm hat man die alte Uhrglocke neu aufgehängt. Wenige Jahre nach dieser Maßnahme wurde die örtliche Situation durch einen zusätzlichen Bau ergänzt. Im Zuge der Bemühungen im Königreich Württemberg, die Feuergefahr in Dörfern und Städten zu senken, die vor allem

Die liebevoll restaurierte Backstube, in der wieder gebacken wird. (Foto: Bernd Hausner LAD)

von den Backöfen in Privathäusern ausging, errichtete 1838 der Forchtenberger Stadtrat, Geometer und Maurermeister Johann David Hertweck an den Uhrturm anschließend ein Gemeindebackhaus. Das Erdgeschoss mit der Backstube wurde feuersicher in Stein ausgeführt, das obere mit beheizbarer Stube, Kammer, Küche und Ern für den Bäcker in massiver Bauweise auf der Talseite, zur Straße hin in Fachwerk. Ein Fachwerkgiebel mit steilem Dach blickt talwärts. An dieser Schauseite hat Hertweg auch den Wappenstein vom alten Torturm mit dem Hoheitszeichen des Ortsherrn Philipp zu Langenburg wieder eingemauert. Er ist zwischen 1586 und 1606 zu datieren und zeugt von einem damaligen Umbau des Turms.

Hertweck wollte, wie seine Zeichnungen überliefern, Backhaus und Turm einheitlich verputzen. Frühe Fotoaufnahmen des 19. Jahrhunderts überliefern jedoch, dass dies offenbar nie erfolgte. Die pittoreske Ansicht, die vor allem durch den Wechsel von Haustein und Fachwerk lebt und sich in der Materialität der Nachbarbauten fortsetzt, scheint romantischen Vorstellungen von Mittelalter und altdeutscher Stadt zu entsprechen, wie sie sich seit den 1830er-Jahren entwickelten. Interessant ist, dass der Stadtgeometer nicht nur als Architekt, sondern auch als Finanzier und Eigentümer des Gemeindebackhauses aufgetreten ist. Er kassierte dafür privat über Jahre die Pacht. Erst 1869 wurde die Stadt Forchtenberg Eigentümerin, die das Backhaus auf der Nordwestseite durch einen zweistöckigen Anbau erweitern ließ und dabei die Stadtmauer mit dem Uhrturm integrierte. Zu diesem »gewachsenen« Ensemble gehört zudem der seit 1592 urkundlich nachweisbare »Untere Brunnen«, der stadtseits hinter dem Uhrturm, angelehnt an die Stadtmauer, seltsam unter das Straßenniveau eingetieft ist. Früher spielte er für die Wasserversorgung von Forchtenberg eine wichtige Rolle. Von der Straße führen zwei kurze, steile Treppenläufe zum polygonalen Becken und dem schön gestalteten Brunnenstock hinunter. Die ungewöhnlich »versunkene« Lage des Brunnens erklärt sich daraus, dass der durch Gefälle im früheren Verlauf entstandene Wasserdruck in der hölzernen Deichelleitung, die vom Kochertal bergauf in einem gemauerten Kanal unter dem Backhaus hindurchführte, nur bis zu diesem tiefsten Punkt innerhalb der Stadtmauer Wasser liefern konnte.

Noch bis 2011 war die Backstube von der Stadt an eine Pächterfamilie vermietet, welche die beiden mehrfach reparierten Backöfen über Jahrzehnte genutzt hatte. Die Bäckerfamilie bewohnte das Obergeschoss, das in den 1950er-Jahren im Inneren für deren Zwecke modernisiert worden war, wobei die

In der alten Wohnung im Obergeschoss: alter Boden, freigelegte Wände und Decken, wiederhergestellte Fenster und ein passender Fußboden aus alten Dielen. (Foto: Bernd Hausner LAD)

neuen Gipswände, Linolfußböden, sprossenlosen Fenster, Furniertüren und Sanitäreinbauten keine Rücksicht auf den Charakter des Gebäudes nahmen. Nachdem die bisherigen Mieter ausgezogen waren und sich kein neuer Pächter für das abgewohnte, sanierungsbedürftige Gebäude interessierte, sah sich die Stadtverwaltung von Forchtenberg außerstande, für die weitere Unterhaltung des Baues aufzukommen, das keine wirtschaftliche Amortisation investierter Gelder versprach.

Dies war 2011 die Stunde des persönlichen Engagements von Rolf Krämer. Es war ihm ein Anliegen, das Anwesen, das schon seit dem frühen 20. Jahrhundert als Kulturdenkmal klassifiziert war, zu erwerben und für die Zukunft zu sichern. In Absprache mit den Denkmalbehörden wurden im Vorfeld der Sanierung die neuesten Wand- und Deckenverkleidungen entfernt, um dann den historischen Bestand besser beurteilen zu können. Nachdem bei diesen ersten Maßnahmen allerdings auch Füllungen von Fachwerkinnenwänden entfernt und historische Putze abgeschlagen worden waren, wurde die Baustelle von der Denkmalschutzbehörde eingestellt. Danach setzte beim Bauherren, der sich mit Akribie auf die Suche nach Schrift- und Bildquellen zu seinem Gebäude machte, ein Umdenken in Richtung Erhalt der Originalsubstanz ein. Zusammen mit dem Architekturbüro Erich Kalis in Künzelsau wurde ein Konzept für die Sanierung entwickelt. Soweit als möglich wurde nun repariert und restauriert: die Böden, die Fenster, das bröckelnde Mauerwerk der Stadtmauer und das marode Holzwerk. Neue Teile wurden in gleicher Materialität und handwerklicher Technik ausgeführt, mit Ausnahme eines bewusst modern gestalteten zweigeschossigen Glasanbaus in einem Rücksprung der äußeren Stadtmauerseite, der eine neue Treppe ins Obergeschoss aufnimmt.

Zwei besondere Funde sollten während der Arbeiten noch für Überraschungen sorgen. Verborgen hinter den Schalllamellen des Dachreiters fand sich eine lange nicht mehr benutzte Bronzeglocke, deren Existenz in Vergessenheit geraten war. Sie erwies sich als Guss der Lothringischen Wandergießer Arnolt aus dem Jahr 1692. Restauriert kam die Glocke wieder in sein ebenfalls restauriertes Türmchen. Das Werk der alten Turmuhr war 1976 demontiert worden. Rolf Krämer spürte dessen Verbleib in einem städtischen Depot auf, und die Stadt war zu einer Rückführung an den alten Ort bereit. Die Restau-

Die überraschende Entdeckung der eingravierten Jahreszahl 1463: Das Werk der Turmuhr zählt damit zu den ältesten nachweisbaren Beispielen weltweit. (Foto: Bernd Hausner LAD)

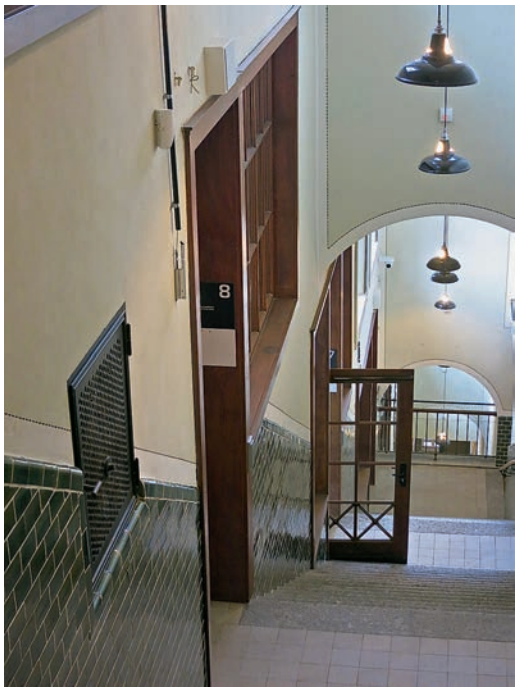
rierung sollte eine kleine Sensation bringen. Im geschmiedeten Rahmen fand sich neben den später eingravierten Jahreszahlen 1613, 1621, 1724, 1781, 1878 und 1901, die Reparaturen überliefern, auch eine früheste aus dem Jahr 1463. Die ebenfalls restaurierte und neu in Gang gesetzte Forchtenberger Turmuhr ist damit eine der ältesten, die man gegenwärtig weltweit nachweisen kann. Im Rahmen von Stadtführungen ist sie zu besichtigen, die der neue Eigentümer und die Stadt vereinbart haben, und alle 14 Tage wird in der Backstube auch wieder Brot gebacken, während die restlichen Räume, sparsam möbliert, nur hin und wieder benutzt werden.

Inkunabel der Industriearchitektur, heute Uhrenmuseum: Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans in Schramberg

2009 übernahmen die Unternehmer Hans-Jochem und Hannes Steim die bekannte Schramberger Firma Junghans, die sich, 1861 gegründet, im frühen 20. Jahrhundert zum weltgrößten Produzenten von Uhren entwickelt hatte. War ihr eigener Familienbetrieb, ebenfalls in Schramberg beheimatet, früher Zulieferer von Junghans, so begannen sie nun, das ehedem hoch angesehene Großunternehmen in neue Bahnen zu lenken, nachdem es in den letzten Jahrzehnten durch verpassten Strukturwandel und einen fatalen Verkauf an einen Konzern in wirtschaftliche Schieflage geraten war.

Zusammen mit zahlreichen kaum mehr genutzten oder leerstehenden Fabrikgebäuden auf dem stadtquartiergroßen Junghans-Gelände wurden die Steims auch Eigentümer des sogenannten Terrassenbaus. Imposant staffelt

In jeder Beziehung ein ungewöhnlicher Industriebau: Der Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans – im Vordergrund die neue Eingangshalle des Uhrenmuseums. (Foto: Thomas Weilacher)



Fast zum Schwindelig werden: Die seitlichen Treppenhäuser, die über 21 Meter Höhenunterschied alle neun Arbeitssäle der Terrassenebenen miteinander verbinden. (Foto: Gerhard Kabierske)

Typisch für die Industriebauten des Stuttgarter Büros Manz: Bei aller Einfachheit der Formen wohlproportionierte Räume, dauerhafte Materialien und gute Gestaltung bis in jedes Detail. (Foto: Gerhard Kabierske)

sich diese riesige Produktionsstätte terrassenförmig neun Etagen den steilen Hang hinauf. Es ist eine Inkunabel des Industriebaus, die schon Mitte der Zwanziger Jahre als Beispiel für zeitgenössische Architektur in der Propyläen-Kunstgeschichte Aufnahme gefunden hatte und seit den 1970er-Jahren als Kulturdenkmal galt. Typologisch ist das Gebäude völlig singulär, auf dem Reißbrett entwickelt für eine spezielle Funktion und einen besonderen Ort. Trotz der ungünstigen Topografie im engen Einschnitt eines Schwarzwaldtals sollte es in gut belichteten Arbeitssälen hunderte von Arbeitsplätzen für die Montage von Uhrwerken und andere feinmechanische Apparate bieten.

Planer dieses Produktionsbaus war der bedeutende Stuttgarter Industriearchitekt Philipp Jakob Manz (1861–1936), der hier mit einer funktional durchdachten Konstruktion und in zurückhaltender Formensprache Ziele und Ästhetik der Zwanziger Jahre vorwegnahm. Manz verzichtete freilich nicht auf ein gewisses architektonisches Pathos, das von der Symmetrie der Anlage herrührt, aber auch vom Kontrast der strengen Flachdacharchitektur der terrassierten Arbeitssäle und den seitlich flankierenden Pavillons zu dem Stakkato ihrer am Hang gestaffelten Walmdächer. Man fühlt sich in eine expressionistische Filmarchitektur für eine Massenszene versetzt. Im Innern bieten die langgestreckten, talwärts weitestgehend in Glasfronten aufgelösten Arbeitssäle sowie die beiden seitlichen Treppenhäuser, die den Höhenunterschied von mehr als 21 Metern zu bewältigen haben,

Die originalen Panzerfensterbänder mit fester doppelter Verglasung in den Arbeitsebenen wurden aufwändig saniert. (Foto: Gerhard Kabierske)

bei aller Funktionalität auch Perspektiven von geradezu theatralischer Raumwirkung. Historische Fotos von der Baustelle zeigen eine für die damalige Zeit avantgardistische Bauweise als Betonskelett, das mit Mauerwerk ausgefacht wurde. Auch die Haustechnik, etwa beim ausgeklügelten System der Beheizung und Belüftung, zeugt von damaliger Innovation. Die verwendeten Materialien wie Putz, Fliesen, Kunststein und Eichenholz sowie die konsequente Gestaltung von robusten Ausbaudetails wie Geländer, Fenster oder Türen vermitteln größte Solidität – »Wertarbeit« im sprichwörtlichen Sinn, wie sie etwa der 1907 gegründete Deutsche Werkbund auf seine Fahnen geschrieben hatte.

Doch ist das Bauwerk nicht nur wegen seiner funktionalen und formalen Qualitäten ein herausragendes Kulturdenkmal, sondern auch aus historischen Gründen. Geplant und errichtet 1916–18 mitten im Ersten Weltkrieg, ist es wie andere Manz-Bauten dieser Jahre, etwa dem Hallenbau der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Karlsruhe, der Pulverfabrik im Rottweiler Neckartal oder den Mauser-Werken in Oberndorf am Neckar, ein aussagekräftiges Zeugnis für die damaligen Kriegsanstrengungen von Politik und Industrie, die Waffenproduktion für die verheerenden Materialschlachten in nie gekannte Ausmaße zu steigern. Als Lieferant von Zündern, Zeitschaltuhren und anderen feinmechanischen Gerätschaften spielte Junghans dabei als Heereslieferant eine zentrale Rolle.

Erst kurz vor Kriegsende fertig geworden und damit für die Kriegswirtschaft eigentlich zu spät, sollte der Terrassenbau, zu dessen Füßen Manz gleichzeitig einen fünfgeschossigen Verwaltungsbau anfügte, im Frieden der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg für die Junghans'sche Massenproduktion von Uhren gute Dienste tun. Die glücklicherweise erhalten gebliebene Tarnbemalung auf der Rückseite des Verwaltungsgebäudes lässt den Besucher allerdings erahnen, dass sich für Junghans die Kriegsproduktion, für die der Terrassenbau im Ersten Weltkrieg konzipiert worden war, dann vor allem im Zweiten wieder lohnte. Stark verändernde Bedingungen in der Uhrenfabrikation gingen seit den 1960er-Jahren an Junghans nicht vorbei. Trotz der Solidität der Architektur machten sich zunehmender Leerstand und fehlende Unterhaltung auch beim Terrassenbau negativ bemerkbar. Unter Denkmalschutz gestellt, war in den 1980er-Jahren die fachgerechte Reparatur der Dächer zwar eine den Bau sichernde Maßnahme, die fehlende Nutzung ließ die weitere Existenz des Gebäudes indes unsicher erscheinen.

Präsentation des neuen Uhrenmuseums: Die Ausstellungswände sind von den bergseitigen Terrassenwänden abgesetzt, um eine Hinterlüftung zu gewährleisten. (Foto: Thomas Weilacher)

Es war ein Glücksfall, dass mit der Familie Steim die neuen Eigentümer die Qualitäten des Terrassenbaus erkannten und ihn zum Museum für ihre durch Erwerbungen bedeutend erweiterte Uhrensammlung bestimmten. 2016–18 erfolgte unter Leitung der Schramberger Architekten Jürgen Bihlmeier und Arkas Förstner eine denkmalpflegerisch rundum vorbildliche Sanierung, an deren Anfang die genaue Bauanalyse mit der Erstellung eines Raumbuchs stand. Fragen nach der Art der Konstruktion, etwa im Hinblick auf die Isolierung der Flächen gegen den Berg oder nach dem Zustand der originalen »Panzerfenster« mit fester Doppelverglasung, nach eventuellen Schadstoffen, vor allem dem Teer, mit dem das historische Stabparkett der Arbeitssäle auf den Betonboden geklebt worden ist, wurden vorab geklärt und konnten in die endgültige Planung einfließen.

Mit viel Rücksicht auf die weitgehend original erhaltene Substanz wurde die Umnutzung des Riesenbaus angegangen. Heikle Punkte wie das Problem der Erschließung des Gebäudes mit seinen vielen Geschossen für Behinderte wurden mit viel Kreativität gelöst. Ein außen liegender Schrägaufzug am Hang vor der Südseite des Baues erlaubt die stufenlose Erschließung aller neun Museumsebenen. Die für die Aufzugstüren erforderlichen Eingriffe in die Fassade konnten dabei gering gehalten werden. Gering und reversibel ist auch der Anbau des neuen Besuchereingangs mit Glasfoyer, ebenfalls von der Südseite am Fuß des Aufzugs. Die Museumseinbauten für die Präsentation der Exponate, namentlich vor den großen Wandflächen an den Hangseiten der ehemaligen Arbeitssäle, lassen die ursprüngliche Raumschale immer wieder durchscheinen und gewährleisten die ausreichende Durchlüftung, die zusammen mit der Reaktivierung der ursprünglichen Luftschächte für das nötige Raumklima für Exponate und Besucher sorgen. Alle historischen Oberflächen, seien sie aus Putz, Holz, Kunststein oder Keramik, wurden gereinigt, repariert und vorsichtig nach Befund neu gefasst, wobei man Altersspuren beispielsweise am grünen Fliesensockel in den Treppenschluchten oder in den früheren Abortanlagen der Arbeiter bewusst belassen hat.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
saai | Archiv für Architektur und Ingenieurbau,
Kaiserstraße 8,
76131 Karlsruhe

Badische Köpfe: Robert Gerwig
Teil 1

Ulrich Boeyng

Das berufliche Engagement, seine Interessen und Aktivitäten, letztlich die gesamte Lebensleistung des Ingenieurs Robert Gerwig ist aufgrund ihrer immensen Fülle überwältigend.

In den 65 Jahren, die ihm zu leben vergönnt waren (2. Mai 1820–6. Dezember 1885), hat er nicht nur Straßenverläufe abgesteckt, Eisenbahnstrecken im In- und Ausland trassiert, Brücken entworfen oder den Bau von Gebirgsbahnen geleitet. Er hat auch eine Uhrmacherschule geleitet, etliche Gutachten zur Korrektion des Verlaufs von Binnengewässern verfertigt, die Sicherung des Reichenau-Damms entworfen und Anlagen zur Wasserversorgung begutachtet. Neben alledem hat er sich als Privatmensch wissenschaftliche Reputation mit Arbeiten zur Botanik, zur Geologie, zur Gletscherkunde und zu mathematisch-physikalischen Fragen erworben. Nicht zuletzt war er Abgeordneter im Badischen Landtag und schließlich auch im Berliner Reichstag.

Robert Gerwigs Lebenslauf in allen Verästlungen zu beschreiben, würde den Rahmen dieses Textes sprengen. Daher möchte ich einen knapp elf Jahre umfassenden Zeitraum herausgreifen, der Gerwig am Beginn seiner Beamtenkarriere und in der Frühzeit einer spannenden Epoche des Eisenbahn- und Brückenbaus zeigt. Es geht um die Zeit zwischen 1853 und 1863, also um die elf Jahre, in denen er – gerade zum Baurat befördert – den Bau der Wiese-Brücke bei Basel, den Weiterbau der Bahnstrecke am Hochrhein in Richtung Konstanz und den Bau der Rheinbrücken bei Waldshut und Konstanz leitete.

Gerwig – der Privatmann

Über die ersten Jahre als Schüler am Karlsruher Lyzeum[1] und die mit 14 Jahren begonnene berufliche Ausbildung am Karlsruher Polytechnikum[2] sei nur kurz berichtet: Er bestand alle Prüfungen mit Bravour und höchsten Auszeichnung.

Gerwig Relief (Gedenkstein beim Bahnhof Triberg – errichtet 1889) (Foto: Ulrich Boeyng 2018)

Sein beruflicher Werdegang ist in den Personalakten der Oberdirektion und späteren Generaldirektion des Wasser- und Straßenbaus[3], sowie in den Badischen Biographien[4] in Kurzform festgehalten. Einen guten Überblick über Gerwigs Lebenswerk gibt Albert Kuntzemüller in seinem Buch über Gerwig als »Pionier der Technik«. Darin vermittelt er anhand von Zitaten aus seiner geschäftlichen Korrespondenz auch einen Eindruck von Gerwigs Persönlichkeit.[5] Er schreibt weiter, dass Gerwigs gesamter Nachlass im 2. Weltkrieg bei einem Bombenangriff auf Karlsruhe vernichtet worden sei, als das Gebäude der Bahndirektion und die benachbarte Landesbibliothek getroffen wurden.

Über Gerwigs Privatleben ist daher kaum etwas bekannt. Es mag auch daran liegen, dass die Ehe mit Carolina, geb. Beger kinderlos blieb und somit beide ohne direkte Nachkommen waren, die einen privaten Nachlass hätten verwahren können.

Auch über Gerwigs Eltern ist nicht viel bekannt. Sein Vater Christian stammte aus einem alten Pforzheimer Flößergeschlecht und war Ministerialrevisor in Karlsruhe (* 1781 † 1850). Er heiratete Caroline Reichenbacher (* 1785 † 1842), die mit ihm fünf Kinder hatte.[6] Den alten Karlsruher Adressbüchern[7] ist zu entnehmen, dass Roberts Elternhaus vermutlich in der Spitalstr. 27 stand, da sein Vater dort 1823 gemeldet war. Offenbar war die Familie danach in kurzen Abständen mehrfach innerhalb von Karlsruhe umgezogen.[8] Ab 1841 war sie in der Amalienstr. 9 gemeldet, wo Gerwigs Mutter Caroline ein Jahr später starb. Nach deren Tod heiratete sein Vater ein zweites Mal, vermutlich die Schwester seiner ersten Frau, Amalie Reichenbacher. Mit Amalie zog er 1849 noch einmal um, diesmal in die Stephanienstr. 49 – ein Jahr vor seinem Tod im Jahr 1850. Seine Witwe war von 1855 bis 1871 in der Stephanienstr. 102 am Mühlburger Tor gemeldet.[9] Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in der Kriegstr. 49, nahe beim Karlstor.[10]

Der Name Robert Gerwig erscheint im Adressbuch erstmals im Jahr 1846 mit Wohnsitz Amalienstr. 49. Vermutlich war der frisch vermählte Ehemann mit seiner Frau Caroline (genannt Lina) kurzfristig in der elterlichen Wohnung untergekommen. Die Eheleute zogen sehr bald von dort in die Stephanienstr. 21, wo sie bis 1856 lebten – Roberts Stiefmutter Amalie wohnte damals wenige Häuser entfernt. Ab 1857 war das Ehepaar in der Stephanienstr. 70 gemeldet – wieder in der Nähe der Stiefmutter. Man darf vermuten, dass diese Umzüge familiär bedingt waren.

Im Jahr 1865 zogen Robert und Lina abermals um, diesmal in die Sophienstr. 7, in das gleiche Haus, in dem auch Linas Vater, der Domänendirektor Karl Ludwig Beger (* 1790 † 1871) seit 1865 lebte und wo er 1871 starb. Über die Ehe mit seiner Frau Babette, geb. Ziegenfuß ist noch weniger bekannt als über die seines Gegenschwagers Christian Gerwig – außer, dass Beger erstmals 1818, sodann ab 1826 ebenfalls unter wechselnden Adressen in Karlsruhe gemeldet war.[11] Auch hier darf man vermuten, dass der Umzug der Eheleute in die Sophienstr. 7 familiär bedingt war.

Zwischen 1872 und 1875 war das Ehepaar Gerwig nicht in Karlsruhe gemeldet. Dies sind die Jahre, in denen beide in der Schweiz lebten, wo man sich im Hinblick auf einen langjährigen Aufenthalt im Mai 1872 in Zürich-Enge ein kleines Landhaus mit Garten gekauft hatte.[12] Gerwig leitete in diesen Jahren als Oberingenieur den Bau der Gotthard-Bahn mit dem St. Gotthard-Tunnel zwischen Göschenen und Airolo. Berühmt wurden seine Entwürfe für die Kehrschleifen der Nordrampe im Reusstal bei Gurtnellen und

die für die Südrampe im Tal des Ticino bei Giornico.[13]

Vorwürfe wegen Zeitverzug bei den Tunnelbauarbeiten, wegen großer Kostenüberschreitungen, letztlich aber wohl wegen Kompetenzstreitigkeiten mit dem Direktorium der Bahn bewegten Gerwig jedoch, bereits Mitte Februar 1875 seinen Rücktritt von Vertrag einzureichen.[14]

Nach 1876 ist Gerwig jedenfalls wieder in Karlsruhe gemeldet, und das Ehepaar lebte bis zu Roberts plötzlichen Tod im Dezember 1885 in der Sophienstr. 41. Seine Witwe wird dann in den nächsten neun Jahren noch dreimal innerhalb von Karlsruhe umziehen, ehe sie 1895 in ihrer letzten Wohnung in der Westendstr. 50 versterben wird.[15] Aber dieser Zeitraum liegt bereits weit jenseits des kurzen Abschnitts zwischen 1853 und 1863, der in diesem Text behandelt werden soll.

Grabstein für Robert und Lina Gerwig
(Karlsruher Hauptfriedhof)
(Foto: Ulrich Boeyng 2019)

Gerwig – der Ingenieur

Die ersten Jahre: 1841 bis 1852

Robert Gerwigs Karriere als künftiger Beamter begann im September 1841 mit seiner Staatsprüfung an der Karlsruher Polytechnischen Schule, mit der er sich für die Laufbahn eines Ingenieurs im Staatsdienst empfahl. Es folgten einige Jahre als Ingenieurpraktikant bei der Badischen »Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus« (OWS), bis er dort 1846 zum Ingenieur befördert und als Beamter in den Staatsdienst eingestellt wurde. In den folgenden Jahren stieg Gerwig in der Amtshierarchie auf, wurde 1851 zum Assessor, 1853 zum Baurat, 1863 zum Oberbaurat und ab 1871 zum Baudirektor ernannt.

Als im Jahr 1838 im Großherzogtum Baden die »Eisenbahn-Bau-Direktion«[16] zum Bau der Badischen Hauptbahn zwischen Mannheim und Basel gegründet wurde, studierte Gerwig noch am Polytechnikum in Karlsruhe. Etwa ein Jahr vor seiner Staatsprüfung war das erste Teilstück der Hauptbahn zwischen Mannheim und Heidelberg am 12. September 1840 eröffnet worden. Der frisch geprüfte Absolvent Gerwig wurde 1840 aufgrund seiner hervorragenden Beurteilung als Ingenieurpraktikant im technischen Büro der OWS in Karlsruhe eingestellt und in kurzen Zeitabständen den Straßenbau-Inspektionen Bruchsal (1841), Freiburg (1842) und Rastatt (1844) zu Hilfeleistungen beim Eisenbahnbau zugeteilt.[17]

Als Anfang März 1850 auf Betreiben des örtlichen Gewerbevereins in Furtwangen

die Großherzoglich Badische Uhrmacherschule gegründet worden war, wurde Gerwig ab Mitte März mit deren Leitung betraut. Er sollte dieser Aufgabe mehr als sieben Jahre bis in den Mai 1857 dienen.

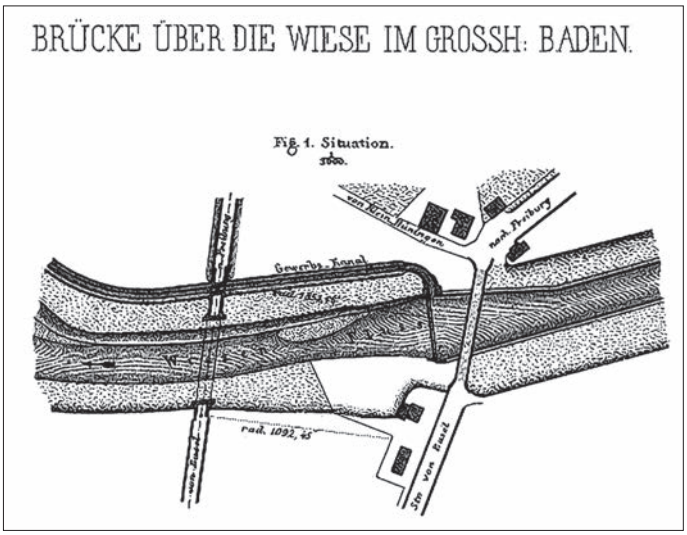
Der folgende Einschub betrifft verschiedene Ereignisse des Jahres 1851, die auf die Umstände einwirken sollten, unter denen Gerwig im Jahr 1853 an die Planung und die Oberleitung für den Bau der Wiese-Brücke bei Basel gehen konnte: Gerwigs Vorgänger bei der OWS, Oberbaurat Johann Sauerbeck[18] hatte den Trassenverlauf der Badischen Hauptbahn zwischen Mannheim und Basel festgelegt und die Bahn von Anfang an zweigleisig geplant.[19] Nach der Eröffnung der ersten Teilstrecke von Mannheim nach Heidelberg (ca. 18,5 km) war der Weiterbau von Heidelberg in Richtung Basel rasch und stetig fortgeschritten – bis April 1843 war Karlsruhe (ca. 56 km), bis Juni 1844 Offenburg (ca. 72,5 km) und Ende Juli 1845 Freiburg (ca. 63 km) erreicht. Die folgenden 35 km bis Schliengen lagen bis Juni 1847 – aber dann ging es nur noch schleppend voran. An den 15 km von Schliengen bis Efringen-Kirchen baute man bis November 1848, an den nächsten 6 km bis Haltingen bis Januar 1851.[20] Dann trat eine Zwangspause ein, denn es waren unruhigen Zeiten: In den Kantonen der Schweiz herrschte der Sonderbundskrieg[21] und in Baden[22] die Revolution.

Im Sommer 1851 war über Südbaden ein verheerendes Unwetter niedergegangen, bei dem die im Schwarzwald entspringenden Flüsse und Bäche innerhalb kürzester Zeit über die Ufer getreten waren. Die Fluten hatten alles mit sich gerissen, was entlang der Ufer stand und hatte zahlreiche Brücken durch den Stau des Schwemmguts zerstört. Auch einige Eisenbahnbrücken waren vom Unwetter betroffen – ganz spektakulär bei Offenburg, wo die tosende Kinzig die Pfeiler der 5-bogigen, gusseisernen Brücke unterspült und sie zum Einsturz gebracht hatte.[23]

Im Oktober 1851 hatte der Karlsruher Fabrikant Emil Keßler[24] nach vergeblichen Rettungsversuchen die »Aktiengesellschaft Maschinenfabrik Carlsruhe« endgültig liquidieren müssen. Der Badische Staat bzw. die OWS hatte daraufhin im Frühjahr 1852 die laufende Geschäfte der Maschinenfabrik in Eigenregie übernommen. Für den dringend notwendigen Brückenneubau auf der Hauptbahn bei Offenburg griff man bei der OWS auf den Entwurfs ihres leitenden Ingenieurs Karl Ruppert[25] zurück, der eine zweispurige Tunnelbrücke aus drei nebeneinander stehenden, schmiedeeisernen Gitterwänden vorsah, welche die Kinzig ohne Zwischenpfeiler überspannen sollte.[26]

Eine Kosten treibende Notwendigkeit beim Bau von Brücken gleich welcher Konstruktion waren bisher immer die aufwendigen hölzernen Lehr- oder Montage-Gerüste gewesen, die vor der Errichtung der Brücken aufzuschlagen waren und nach deren Fertigstellung überflüssig wurden. Beim Neubau der zweiten Kinzig-Brücke hatte man daher versucht, den Aufwand für das Montagegerüst zu reduzieren und den Bauvorgang durch Vorfertigung der Gitter zu beschleunigen.[27] Es darf vermutet werden, dass die OWS auch diesmal der Hilfe der Gebr. Benckiser aus Pforzheim in Anspruch nahmen. Diese Firma hatte bereits in den vorangegangenen Jahren etliche der (guss-)eisernen Brücken der badischen Hauptbahn errichtet, darunter – in Werkgemeinschaft mit der damals noch als »Maschinenfabrik Keßler & Martiensen« firmierenden Karlsruher Fabrik – die erste Offenburger Kinzig-Brücke (1843/45), die bei dem Unwetter im Sommer 1851 zerstört worden war. Zwischen dem Bau

der Aue-Brücke[28], der ersten Gitterbrücke, die Benckiser am Zusammenfluss von Enz und Nagold im Jahr 1851 in Pforzheim gebaut hatte und dem Bau der Wiese-Brücke[29] in Basel von 1854/55 liegt eine ungewöhnlich lange Pause von drei Jahren. Diese Zeitlücke ließe sich durch eine Mitarbeit der Gebr. Benckiser am Neubau der zweiten Kinzig-Brücke erklären.



Eisenbahnbrücke bei Basel (1854–1855), Lageplan (Allgemeine Bauzeitung: Jg. 21-1856, Blatt 25–27, http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=abz)

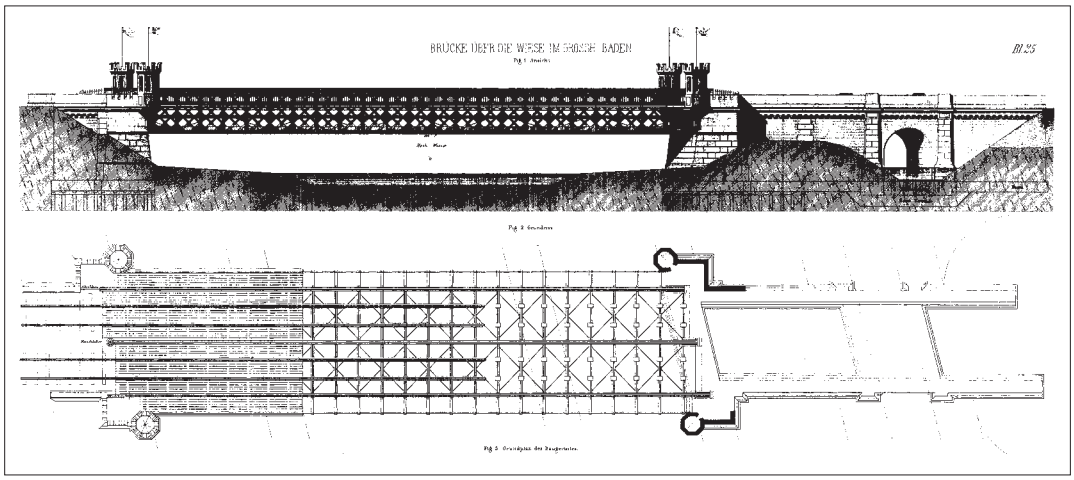
Erst nach schwierigen Verhandlungen mit der Schweizer Eidgenossenschaft ermöglichte der Abschluss des Staatsvertrags vom 27. Juli 1852[30], sowie ein Zusatzvertrag mit dem Kanton Basel-Stadt vom 19. Februar 1853[31] den Weiterbau sowie den Betrieb der Badischen Hauptbahn auf dem Hoheitsgebiet der Schweiz. Drei Jahre später sollte Ende Februar 1855 der erste Badische Bahnhof im rechtsrheinisch gelegenen Kleinbasel eröffnet werden.[32]

1853

Mit dem Bau der letzten sechs Bahn-Kilometer von Haltingen bis Kleinbasel wurde im September 1853 begonnen. Dabei musste etwa 1000 Meter nördlich des Badischen Bahnhofs der Wiese-Fluss überquert werden. Der im Mai 1853 zum Baurat beförderten Robert Gerwig sollte den Bau der Brücke planen und im Bau beaufsichtigen.

Der Neubau der zerstörten Offenburger Kinzig-Brücke (Februar 1852 bis März 1853) erfolgte also genau in jener Zeit, in der sich Gerwig mit der Planung der Wiese-Brücke befasste. Ohne die Kinzig-Brücke in seinem späteren Baubericht explizit zu erwähnen, setzte er sich bei der Wahl der Konstruktion und des Materials sowie bei der Detailplanung intensiv mit den aktuellen Ingenieur-Diskussionen über die Standsicherheit eiserner Konstruktionen unter schweren und bewegten Lasten auseinander. Die schlechten Erfahrungen mit dem Tragverhalten der seit 1840 bei der Hauptbahn errichteten Gusseisen-Brücken hatten die OWS inzwischen dazu gezwungen, diese Brücken auszutauschen und durch massive Bogenbrücken oder eiserne Balkenbrücken zu ersetzten.

Der Wiese-Fluss war in ihrem Unterlauf bei Kleinbasel als »wilder Bergstrom« zwar zwischen 1836 und 1852 mehrfach korrigiert und eingedeicht worden, blieb aber bei Starkregen vor allem wegen des mitgeführten Gerölls und der entwurzelten Gehölze unberechenbar.[33] Da in Basel eine massive Gewölbebrücke wegen der Höhenlage der Gleise nicht in Frage kam, entschieden sich Gerwig und die OWS



Eisenbahnbrücke bei Basel, Ansicht, (Allgemeine Bauzeitung: Jg. 21-1856, Blatt 25–27, http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=abz)

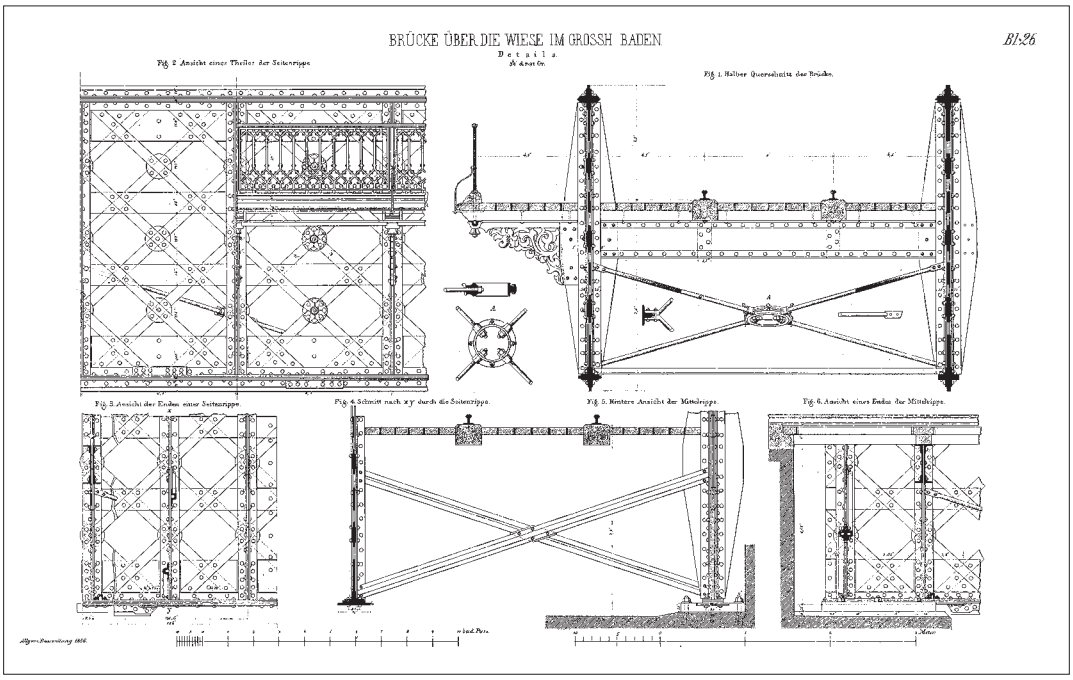
für eine schmiedeeiserne Gitterträger-Brücke ohne Flusspfeiler, so wie in Offenburg.

1854

Für die Herstellung der Gitterträger konnte Gerwig die Eisenwerke der »Gebr. Benckiser« aus Pforzheim gewinnen.[34] In seinem nach Abschluss der Bauarbeiten im Frühjahr 1855 verfassten Artikel in der Allgemeinen Bauzeitung beschreibt Gerwig den gesamten Arbeitsvorgang an der Wiese-Brücke detailliert.[35] Einige Informationen aus diesem Artikel sind im Vergleich zum Bau der Pforzheimer Aue-Brücke sowie der Offenburger Kinzig-Brücke bemerkenswert:[36] Die Gitterwände wurden bei allen drei Brücken liegend vormontiert, in Pforzheim noch im Hammerwerk am anderen Ende der Stadt, in Offenburg und in Basel unmittelbar am Fluss in eigens hierfür erstellten Werkhütten. Alle Gitter wurden liegend an den jeweiligen Aufstellungsort befördert, wo sie dann auf einem Montagegerüst senkrecht gestellt und mit Querträgern vervollständigt wurden. Bei der Aue-Brücke dauerte der Transport der vier Gitterwände (von je ca. 30 m Länge) auf Eichenwalzen quer durch die Stadt an die Baustelle fünf Werktage. Bei der Kinzig-Brücke wird die Zeit für den Transport auf Schienen und Rollwagen sowie für die Aufstellung von einer der drei Gitterwände (von je ca. 71 m Länge) mit zwei Tagen angegeben.[37] Die drei Gitter der Wiese-Brücke (von je ca. 46 m Länge) wurden auf Eichenwalzen jeweils innerhalb eine halben Tages über den Fluss gerollt und mit Hebewinden aufgerichtet.

Auf diese Weise entstand in Basel zwischen Mitte Juni 1854 und Ende Januar 1855 eine aus zwei H-förmigen Querschnitten zusammengesetzte Konstruktion für die beiden Gleise der Hauptbahn. Im Unterschied zur Kinzig-Brücke sollten die Lokomotiven bei der Wiese-Brücke also nicht durch einen geschlossenen Gittertunnel, sondern über eine oben offene Trogbrücke fahren.

Gerwig war 1854 nicht nur mit dem Entwurf und der Bauleitung an der Wiese-Brücke beschäftigt. Als Ingenieur der OWS war



Eisenbahnbrücke bei Basel, Details (Allgemeine Bauzeitung: Jg. 21-1856, Blatt 25–27, http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=abz)

er ebenso mit der Trassierung und Planung von Straßenbauten befasst. Bereits Ende Juni 1854 begann er mit den Vorarbeiten zum Ausbau des engen und steilen Verbindungsweges durch die Albtalschlucht zwischen Albbruck am Hochrhein und St. Blasien im Schwarzwald. Diese Baustelle sollte ihn in den Jahren bis 1859 immer wieder beanspruchen.[38]

1855

Am 23. Januar erfolgten in Basel die ersten Probefahrten über die neue Brücke. Sie wurden am 15. Mai 1855 fortgesetzt, nachdem das Breitspurgleis ausgebaut und das zweite, bereits normalspurige Gleis verlegt war.[39] Bei beiden Fahrten wurden Messdaten zum Tragverhalten der Konstruktion mit verschiedenen Lokomotiv-Kombinationen und Wagengewichten erhoben und ausgewertet.[40] Zugleich hielt Gerwig die Beobachtungen zum Einfluss unterschiedlicher Temperaturen auf die Konstruktion fest. Mit der Freigabe der kurzen Strecke zum Badischen Bahnhof am 21. Februar, mit seinem Baubericht vom Juli 1855 und mit Beendigung der letzten Arbeiten an der Brücke im Sommer 1855 konnte Gerwig seine Tätigkeiten an der Wiese-Brücke abschließen.

Auf die Fortschritte im Transport- und Montagevorgang wird noch einmal beim Bau der von Gerwig entworfenen Rheinbrücken bei Waldshut (1858–1859) und Konstanz (1858–1861/63) eingegangen.

Anfang März 1855 wurde der Straßenausbau von Albbruck nach St. Blasien (heutige L 154) bewilligt. Die Arbeiten begannen alsbald, verzögerten sich jedoch mehr als einmal

aufgrund der geologischen Verhältnisse[41] und führten wegen der erschwerten Arbeitsbedingungen im Albtal wiederholt zu Nachforderungen der Bauunternehmer. Erst Anfang August 1859 konnte der OWS gemeldet werden, dass die Straße nunmehr durchgehend befahrbar sei und erst zum 1. Januar 1864 war das Bauvorhaben auch verwaltungstechnisch endgültig abgeschlossen.

Ende April 1855 begann Gerwig mit den Vorarbeiten zu seinem nächsten Straßenbau-Projekt, dem Ausbau der Straße zwischen Gütenbach und Furtwangen.[42] Die Straße von Freiburg über (Gutach-) Bleibach und Furtwangen (heutige L 173) nach Villingen und weiter in Richtung Schaffhausen und Konstanz diente einst als wichtige West-Ost-Verbindung durch den Schwarzwald.

Johann Sauerbeck hatte sich bereits im Herbst 1846 mit der Trassierung eines neuen Teilstücks dieser Straße beschäftigt, mit der die steile und gefährliche Kilpensteige zwischen Obersimonswald und Gütenbach südlich umgangen werden sollte. Er hatte sich für einen Verlauf entschieden, der hinter Obersimonswald im Tal der Wilden Gutach allmählich anstieg, an der Westflanke des Bergrückens in Serpentinen Höhe gewann und schließlich dem Teichbachtal bis Gütenbach folgte.

Die von Gerwig geplante Fortsetzung der Straße von Gütenbach nach Furtwangen (L 173 / B 500) sollte auf der Hochebene entlang des Vordertalbachs verlaufen. Ende Februar 1856 genehmigte die OWS den Ausbau, der im Frühjahr 1857 begonnen wurde und seit Anfang Dezember 1858 nach gut 1½ Jahren Bauzeit befahrbar war.[43]

Im Frühjahr 1855 war Robert Gerwig von seinem Wahlkreis[44] im Hochschwarzwald für zwei Jahre als Abgeordneter in die Zweite Kammer der Ständeversammlung gewählt worden und wohnte über die Wintermonate in Karlsruhe. Zwischen November 1855 und April 1856 trat die Kammer zu 52 Sitzungen zusammen, an denen Gerwig ausweislich der Protokolle an fast allen teilnahm.[45]

1856

Ab April 1856 konnte sich Gerwig wieder ganz seinen Amtsgeschäften widmen, bei denen zunächst die Vorarbeiten zur Erneuerung der heutigen Pirminstraße auf die Insel Reichenau im Bodensee anstanden.[46] Diese führte über den Reichenau-Damm, der durch den Wellengang des Untersees und die dadurch verursachten Auswaschungen ständige Bauunterhaltung erforderte. Gerwig ging das Problem diesmal grundsätzlich an und sah vor, den Damm beidseitig durch flache, bepflanzte Kiesanschüttungen zu verbreitern, um so den Wellengang zu brechen und unwirksam zu machen.

Während sich Johann Sauerbeck bereits 1846 mit der Fortsetzung der Eisenbahntrasse entlang des Hochrheins von Basel bis Waldshut beschäftigt hatte, ging Gerwig nun die Vorarbeiten zur Weiterführung der Strecke zwischen Waldshut und Konstanz an. Die Wahl einer geeigneten Streckenführung durch den Klettgau sollte sich weniger als topografisches, sondern vielmehr als politisches Problem herausstellen. Gerwig hatte zunächst eine südlich verlaufende Trasse von Waldshut über Tiengen, durch das Wangental in das Zollausschlussgebiet nach Jestetten (D), sodann über Neuhausen (CH) nach Schaffhausen (CH) und weiter in Richtung Singen (D) vorgesehen. Man konnte sich jedoch erst nach vielen Verhandlungen mit dem Kanton Schaffhausen über der Streckenverlauf in der Schweiz einig werden. Im Staatsvertrag vom 30. Dezember 1858[47] wurde am Ende eine weiter nördlich

verlaufende Trasse von Waldshut über Erzingen (D) – Trasadingen (CH) – Neunkirch (CH) nach Schaffhausen (CH) – Thayingen (CH) – Gottmadingen-Bietingen (D) nach Singen festgeschrieben.

1857

Dieses Jahr sollte für Gerwig außergewöhnlich arbeitsreich werden: Anfang März 1857 wurde der Straßenausbau und die Verbreiterung des Reichenau-Damms genehmigt. Die Arbeiten konnten noch im gleichen Monat beginnen und waren im Oktober 1858 nach etwa 1½ Jahren Bauzeit beendet. Auch diesmal dauerte es mit viel abrechnungstechnischem Hin und Her bis in den Februar 1868, bevor das Projekt auch verwaltungsmäßig endgültig abgeschlossen war.

Ende Mai 1857 wurde Gerwig zu seiner Arbeitsentlastung von den Leitungsaufgaben an der Uhrmacherschule in Furtwangen entbunden, die er seit März 1850 gut sieben Jahre lang wahrgenommen hatte.

Parallel zu den Vorbereitungen für die künftige Eisenbahntrasse nach Konstanz begannen für Gerwig auch die Vorarbeiten für den Bau der Rheinbrücke zwischen Waldshut und Koblenz (CH). Der entsprechende Vertrag zwischen der Badischen Staatsbahn und der Schweizerischen Nordostbahn (NOB)[48] konnte am 26. August 1857[49] unterzeichnet werden. Die Baukosten für die Brücke wurden hälftig aufgeteilt und noch heute gehört die Brücke je zur Hälfte den beiden nationalen Nachfolgegesellschaften Deutsche Bahn (DB) und Schweizerische Bundesbahnen (SBB).[50]

Für den September 1857 bat Gerwig um Beurlaubung von seinen Verpflichtungen bei der OWS, um sich als Mitglied einer international besetzten Kommission zur »Korrektion der Juragewässer« mit Plänen zur Trockenlegung des »Großen Mooses« zwischen Neuchâteller-, Bieler- und Murten-See zu befassen. Hier kam es bei Hochwassern der Aare immer wieder zu katastrophalen Überschwemmungen und zu mehr als einem Versuch, ihrer Herr zu werden.[51]

Bereits 1846, also bereits zwei Jahre bevor die Badische Hauptbahn bis Efringen fuhr, hatte sich Johann Sauerbeck mit den möglichen Trassen einer direkten Querverbindung durch den Schwarzwald zwischen Offenburg in Richtung Singen und Konstanz befasst. Gerwig tat es ihm gut 10 Jahre später gleich und begann ab 1857 mit der konkreten Streckenplanung, die jedoch erst weitere 10 Jahre später verwirklicht werden sollte. Dabei galt es, einerseits den Höhenunterschied von ca. 440 m zwischen Offenburg und Triberg zu überwinden[52], andererseits sollte die Strecke nur über badisches Gebiet führen. Die von Gerwig zur Höhengewinnung vorgeschlagenen Kehrschleifen und Kehrtunnel sollten ihn in der Folge als Eisenbahn-Ingenieur international bekannt machen.

Der Bau dieser »Schwarzwaldbahn« begann dann erst 1866 von beiden Endpunkten in Offenburg bzw. Singen aufeinander zu und sollte bis 1873 dauern.

Anfang Dezember 1857 war Gerwigs Straßenbau-Projekt zwischen Gütenbach und Furtwangen nach ca. 20 Monaten Bauzeit beendet.

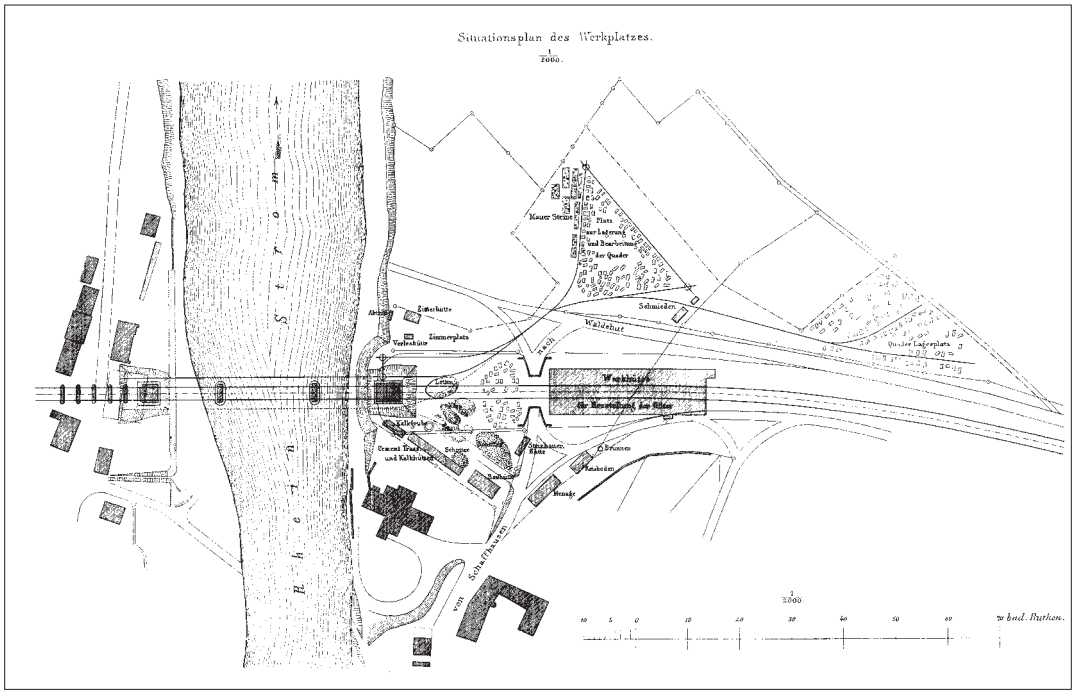
1858

Ab Januar 1858 befasste sich Gerwig mit der Fortsetzung dieses im Dezember 1857 beendeten Straßenbau-Projekts, wobei an dem alten Straßenabschnitt zwischen Furtwangen und Vöhrenbach in den Jahren 1858/59 nur

kleinere »Correktionen« vorgenommen wurden. Umso dringender wurde der Ausbau des letzten Stücks zwischen Vöhrenbach und Villingen mit der steilen Vöhrenbacher Steige. Es sollten jedoch noch mehr als drei Jahre bis in den November 1861 vergehen, bevor in der OWS eine endgültige Entscheidung über deren Verlauf fiel.

Im Februar 1858 begannen die Gründungsarbeiten an der Eisenbahnbrücke über den Hochrhein zwischen Waldshut (D) und Koblenz (CH), gemäß dem Staatsvertrag vom 26. August 1857. Gerwig übernahm hier wie schon in Basel die Oberbauleitung. Über den Rhein wurden oberhalb und unterhalb der Fangdämme für die Flusspfeiler zwei hölzerne Behelfsbrücken für den Materialtransport geschlagen. Für die beiden Landfesten und die beiden Flusspfeiler waren Pfahlgründungen vorgesehen, deren obere Enden mit Beton verfüllt wurden und die als Fundamente für das aufgehende Mauerwerk dienten. Für das an die Koblenzer Landfeste anschließende steinerne Viadukt mit sechs Öffnungen genügten konventionelle Gründungen. Während man auf Koblenzer Seite nach den Gründungsarbeiten mit dem Bau der Landfeste und dem Viadukt begann, erfolgte auf Waldshuter Seite der Bau der Landfeste, das Aufschütten des Bahndamms sowie die Einrichtung der Werkhütte für die Herstellung der Gitterträger.

Für die Eisenarbeiten hatte Gerwig wiederum die Firma der Gebr. Benckiser aus Pforzheim verpflichten können. Die Eisenwerke waren seit der ersten Zusammenarbeit mit Gerwig nicht untätig gewesen. Sie hatten nach dem Bau der Wiese-Brücke durch die Initiative des gebürtigen Heilbronners Karl von Etzel[53] nach 1855 mehrere Anschlussaufträge in der Schweiz erfolgreich abschließen



Eisenbahnbrücke bei Waldshut (1858–1859), Lageplan (Allgemeine Bauzeitung: Jg. 27-1862, Blatt 523 + 527 http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=abz)

und dabei die Bau- und Montagetechnik für ihre Brücken weiter entwickeln können.[54]

Unmittelbar vor dem Beginn der Arbeiten am eisernen Gitterwerk der Waldshuter Brücke hatten die Gebr. Benckiser zwischen 1857 und 1858 für die Talüberquerung der Aare in Bern einen ca. 168 m langen Gitterträger fertiggestellt. Auf der Oberseite nahm er die zweigleisige Eisenbahn und im Innern des Gittertunnels die Straßenfahrbahn auf. Aus Platzgründen konnte der Gitterträger nicht in einem Stück hergestellt werden, sondern wurde in mehreren, jedoch jeweils komplett montierten Teilstücken gefertigt. Diese wurden zwischen März und Juli 1858 nach und nach über die beiden hohen Flusspfeiler hinüber gewalzt. Dies erfolgte ohne Montagegerüst nur mithilfe eines hölzernen Vorbauschnabels und einer mehrfach versetzten hölzernen Hilfsstütze. Das Vorwalzen geschah mit der Muskelkraft etlicher Arbeiter, welche die Brücke mithilfe großer Hebel, die auf die eisernen Walzen auf den Pfeilern einwirkten, vorwärtsbewegten.[55]

Bereits am 2. Juli 1857[56] war in einem Staatsvertrag zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Französischen Kaiserreich der Bau einer Eisenbahnbrücke über den Rhein zwischen Kehl und Straßburg vereinbart worden. Die Bauarbeiten an der Brücke, deren Entwurf vom Karlsruher Oberbaurat Keller[57] stammte, begannen zur gleichen Zeit wie in Waldshut im Februar 1858 mit der Einrichtung der Baustelle. Die eigentlichen Gründungsarbeiten begannen am 1. Oktober 1858, wobei zur Gründung der drei Flusspfeiler pneumatische Senkkästen eingesetzt wurden, um die Fundamente bis auf ca. 18 m unterhalb des niedrigsten Wasserstandes eintiefen zu können.[58]

Wie in Waldshut hatten auch in Kehl bzw. Straßburg die Gebr. Benckiser den Auftrag, die eisernen Überbauten herzustellen. Die Brücke sollte 235 m lang werden und aus einem doppelten, 177 m langen und 6 m hohen Gittertunnel über drei Öffnungen bestehen. An diese sollten sich an beiden Enden je eine Drehbrücke mit 26 m lichter Weite anschließen. In der Werkhalle auf Straßburger Seite wurde der zweigleisige Gittertunnel in ganzer Länge komplett zusammengebaut. Die Eisenarbeiten begannen am 1. Dezember 1859 und nach etwa 8 ½ Monaten waren die Nietarbeiten Mitte August 1860 beendet. Ab dem 8. September wurde mit 80 Arbeitern in Wechselschicht mit dem händischen Vorwalzen der Konstruktion um ca. 450 m aus der Werkhalle über den Rhein begonnen. Nach 12 Arbeitstagen war am 22. September 1860 der Verschiebevorgang abgeschlossen.[59] Um den stützenfreien Vorschub zu verkürzen, war – wie schon in Bern – am vorderen Ende der Gitterkonstruktion ein ca. 20 m langer Vorbauschnabel angesetzt worden.[60] Der nachfolgende Aufbau der gusseisernen Portale sowie die Restarbeiten an der Brücke verzögerten sich, so dass sie erst am 11. Mai 1861 – also fast 1¾ Jahre nach Waldshut (dort am 26.8.1859) – für den Bahnverkehr freigegeben werden konnte.

Im Oktober 1858 waren die Bauarbeiten am Reichenau-Damm abgeschlossen. Bis zum Ende der Abrechnungen etc. sollten dann noch einmal fast 10 Jahre vergehen.

Noch während der laufenden Verhandlungen mit dem Kanton Schaffhausen über den künftigen Trassenverlauf begannen bereits im Oktober 1858 die Gründungsarbeiten an der Rheinbrücke in Konstanz.[61] Der Staatsvertrag mit dem Kanton Schaffhausen wurde jedoch erst am 30. Dezember 1858[62] unterzeichnet. Die Konstanzer Brücke sollte als kombinierte Straßen- und Eisenbahn-Brücke sowohl den Verkehr auf der Straße aus Singen, als auch den Eisenbahnverkehr aus Richtung Waldshut ermöglichen.

In Konstanz schlug man wie in Waldshut oberhalb der alten Straßenbrücke[63] eine hölzerne Hilfsbrücke über den Rhein. Wegen des anstehenden Lettenbodens hatte man sich bei den Landfesten und Flusspfeilern für eine Gründung auf Pfahlrosten entschieden. Zwischen die auf gleiche Höhe gesägten Pfahlköpfe baute man dafür jeweils einen Rost aus kreuzweise verlegten Balken ein, auf dem sodann Gesteinsschutt sowie eine ausgleichende Betonschicht eingebracht wurde. Für die anschließende Aufmauerung der ufernahen Teile der Landfesten sowie für die beiden Flusspfeiler setzte man im Baugerüst U-förmige Senkkästen ein, die sich unter dem Gewicht der darin schichtweise aufgemauerten Steine bis auf die Fundamentplatten absenkten. Diese Arbeiten dauerten bis in den April 1859. Für den weiteren Verlauf der Eisenbahngleise auf Konstanzer Seite brach man am Ostrand der Stadt die Stadtmauer ab, verfüllte den Stadtgraben und verengte den Teil des Bodensees, der die vorgelagerte Insel mit dem Dominikanerkloster vom Festland trennte.[64]

Mit der Fertigung des eisernen Überbaus sollten wieder die Gebr. Benckiser beauftragt werden, die im Herbst 1860 mit der Errichtung ihrer Werkhütte am rechten Rheinufer in Petershausen begannen.

Anmerkungen

1 Karlsruher Lyzeum: https://de.wikipedia.org/wiki/Bismarck-Gymnasium_Karlsruhe.

2 Karlsruher »Polytechnischen Schule«: https://de.wikipedia.org/wiki/Karlsruher_Institut_für_Technologie.

3 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA-KA): 76-2757, Gerwig Robert 1841–1885.

4 Badischen Biographieen, Vierter Theil [1881–1891]. Hrsg. von Friedrich von Weech. Karlsruhe 1891, S. 149–153.

5 Albert Kuntzemüller: Robert Gerwig – Ein Pionier der Technik. Freiburg 1949.

6 Albert Kuntzemüller: a. a. O., Tafel S. 20. Als erstes Kind die Tochter Caroline, dann die Söhne Robert (* 1820 † 1885), Lothar (* 1821 † 1844) und Leopold (* 1823 † 1870), sowie schließlich als jüngste Tochter Albertine.
Über die Lebensdaten der Schwestern sowie über deren weiteres Schicksal ist nichts Näheres bekannt.

7 Historische Adressbücher, digitalisiert mit Lücken ab 1818 bis 1866, lückenlos ab 1869 bis z. Zt. 1970: https://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/bestaende/adressbuecher.de.

8 Die Familie Christian Gerwig ist gemeldet: 1823 in der Spitalstr. 27, 1826 in der Lange Str. 147, 1828–31 in der Herrenstr. 60, 1832 in der Adlerstr. 42, 1833–34 in der Adlerstr. 2, 1836–40 in der Waldstr. 73, 1841–42 in der Amalienstr. 9, 1843–46 in der Amalienstr. 49 und 1849 in der Stephanienstr. 49.

9 Auch nach Durchsicht zeitgenössischer Stadtpläne bleibt ungewiss, wo die Stephanienstr. 102 lag – wenn es nicht das Anwesen der Karl Friedrich-, Leopold- und Sophien-Stiftung, das Pfründnerhaus war.

10 Amalie Gerwig war in der Kriegstr. 49 ab 1877 nicht mehr gemeldet. Vermutlich verstarb sie dort 1876.

11 Karl Ludwig Beger war 1818 erstmals im Karlsruher Adressbuch gemeldet. Es folgten: 1826 Waldhornstr. 20, ab 1831 Lange Str. 229 bzw. 231, ab 1841 Hirschstr. 30, ab 1845 Zähringer Str. 58, ab 1849 Adlerstr. 9, ab 1852 Lange Str. 167. Zwischen 1853 und 1858 Vorderer Zirkel 4, 1859 Carlstr. 13c und ab 1865 bis 1871 Sophienstr. 7.

12 Zürich-Enge, Haus »Schwalbenrain«: https://www.briefedition.alfred-escher.ch/briefe/B7239/.

13 Die Gotthard-Bahn von Immensee (CH) nach Chiasso (I) wurde nach Abschluss eines internationalen Staatsvertrags zwischen der Schweiz, Italien und Deutschland von der »Gotthardbahn-Gesellschaft« (Luzern) unter deren Direktionspräsidenten Alfred Escher (* 1819 † 1882) ab 1872 gebaut und nach ihrer Fertigstellung ab 1882 betrieben. Baubeginn der Strecke war im Frühjahr 1872, Baubeginn des Gotthard-Tunnels am 1. Oktober 1872, Durchstich des Richtstollens am 28. Februar 1880, Eröffnung der Bahnstrecke am 31. Mai 1882.
Bauunternehmer des Gotthard-Tunnels war Louis Favre (* 1826 † 1879), der seine Fertigstellung nicht mehr erlebte. Alfred Escher schied 1878 im Streit aus der Gesellschaft aus, erlebte jedoch noch die

Streckeneröffnung, kurz bevor er am 6. Dezember 1882 starb. Die Strecke ermöglichte erstmals den Eisenbahnverkehr über die Schweizer Alpen zwischen Deutschland und Italien.
Staatsvertrag vom 28. Oktober 1871. Revision des Vertrags nach Übernahme durch die SBB am 13. Oktober 1909: https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19090023/index.html#fn-#a1-3.

14 Kuntzemüller: a. a. O., S. 154 ff.

15 Im Adressbuch Karlsruhe mit »Gerwig Robert, Baudirekt. Wwe.« aufgeführt.

16 In Baden waren Neubau und Unterhaltung der Eisenbahnstrecken verwaltungsmäßig vom laufenden Betrieb der Bahnen getrennt: Die für den Bau der ersten Bahnmeilen gegründete »Großherzoglich Badische Eisenbahnbau-Direction« wurde ab 1840 als »Section Eisenbahn« der »Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus« (OWS) zugeordnet. Ab 1872 wurde diese in »Generaldirektion der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnen« umbenannt und war bis zur Gründung der »Reichsbahn« 1920 für den Bau der Eisenbahnen in Baden zuständig.
Der laufende Betrieb und die Verwaltung der Bahnen war bis 1843 der »Oberpostdirektion«, bis 1853 der »Direktion der Großherzoglichen Posten und Eisenbahnen« und schließlich von 1854 bis 1871 der »Direktion der Großherzoglich Badischen Verkehrsanstalten« zugeordnet.

17 Kuntzemüller: a. a. O., S. 22.

18 Johann Sauerbeck (* 1798 † 1861) war 22 Jahre älter als Gerwig und hatte einen ähnlichen Vorlauf: Wie Gerwig war er in Karlsruhe geboren, hatte dort das Lyzeum, danach das Polytechnikum besucht und war ab 1832 als Ingenieur im Kollegium der OWS tätig. Dort befasste er sich unter Gottfried Tulla zunächst mit der Rheinkorrektion, mit der Projektierung des Elz- und des Dreisam-Kanals sowie mit Korrektionen der Murg, der Schutter und der Kinzig. Dazu kamen mehrere Straßenbau-Projekte im Südschwarzwald. Ab 1838 legte er bei der »Eisenbahnbau-Direction« den Trassenverlauf der Badischen Hauptbahn am Oberrhein (Mannheim–Basel) und die später geplante Fortsetzung der Bahn am Hochrhein (Basel–Waldshut) fest.

19 Werner Willhaus: Lokomotivbau in Karlsruhe. Freiburg 2005, S. 16 u. 17: Die Trasse der Hauptbahn war zweigleisig ausgelegt, obwohl zunächst nur ein Gleis verlegt wurde. Die Nachrüstung des zweiten Gleises erfolgte sukzessive, zunächst ab 1843 zwischen Mannheim und Heidelberg, ab 1848 war Freiburg und bis Ende Januar 1851 war Haltingen erreicht. Auf dem letzten Teilstück zwischen Haltingen und Basel konnten nach der Zwangspause ab 1855 beide Gleise zur gleichen Zeit eingebaut werden.
Die Schienen wurden zunächst mit der in Deutschland singulären Breitspur von 1600 mm (5'¼") verlegt, bevor sie ab dem 11. Dezember 1854 zwischen Mannheim und Offenburg und bis zum 26.März 1855 bis Basel auf 1435 mm Normalspur (4'8½") umgerüstet wurden. Die letzten Umbauarbeiten am zweiten Gleis endeten im Oktober 1857.

20 Streckeneröffnungen: Mannheim–Heidelberg: 12.9.1840, Heidelberg–Karlsruhe: 10.4.1843, Karlsruhe–Rastatt: 1.5.1844, Rastatt–Oos: 6.5.1844, Oos–Offenburg: 1.6.1844, Offenburg–Freiburg: 31.7.1845, Freiburg–Mülheim: 1.6.1847, Müllheim–Schliengen: 14.6.1847, Schliengen–Efringen: 8.11.1848, Efringen–Haltingen: 20.1.1851.

21 https://de.wikipedia.org/wiki/Sonderbundskrieg.

22 https://de.wikipedia.org/wiki/Badische_Revolution.

23 Max Becker: Brücke über die Kinzig bei Offenburg und ihre Zerstörung durch das Hochwasser vom 1. August 1851. In: Allgemeine Bauzeitung, Jg. 17-1852, S. 2.

24 Ulrich Boeyng: 150. Todestag: Zum Gedenken an Emil Julius Carl Keßler. In: Badische Heimat Jg. 97-2017, Heft 2, S. 195–202.

25 Karl Ruppert (* 1813 † 1881). Abschluss des Polytechnikums in Karlsruhe 1834, danach bis 1840 Lehrer an einer Gewerbeschule. Anschließend Ingenieur bei der OWS und ab 1846 Leiter des Referats Eisenbahnbau. Unter seiner Ägide erfolgte u. a. die Umstellung der badischen Eisenbahnen von Breitspur auf Normalspur. Ab 1856 war Ruppert in Wien Baudirektor der Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft. http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_R/Ruppert_Karl_1813_1881.xml.

26 Max Becker: Die eiserne Brücke über die Kinzig bei Offenburg. In: Allgemeine Bauzeitung, Jg. 18-1853, S. 179–190 und Blätter 567–571.

27 Beim Neubau der zweiten Kinzig-Brücke fügte man die drei Gitterwände in zwei, an beiden Ufern befindlichen Montagehallen liegend zusammen, rollte sie auf niedrigen Rollwagen und Schienen einzeln über ein Montagegerüst an Ort und Stelle, richtete sie dort mit Winden auf und verband sie über die Querträger miteinander zum

Gittertunnel. Baubeginn war ab Februar 1852, Beginn der Nietarbeiten ab 29. Mai 1852, Hinüberrollen und Aufrichten der Gitter bis 29. Oktober 1852, Fertigstellung der Konstruktion: 1. März 1853, Probebelastungen ab 16. März 1853, Freigabe von Brücke und Strecke nach Freiburg: 21. Mai 1853.

28 Julius Naeher: Eiserne Gitterbrücke über die Enz in Pforzheim. In: Allgemeine Bauzeitung, Jg. 17-1852, S. 376–384 und Blatt 508–509. Die gesamte Bauzeit der aus zwei Teilen bestehenden Brücke betrug ca. sechs Monate.

29 Wiese-Brücke: Baubeginn war Februar 1854, Beginn der Eisenarbeiten ab 13. Juni 1854, Hinüberrollen und Aufrichten der Gitter zwischen 17. Oktober und 5. Dezember 1854, Probebelastungen ab 23. Januar 1855, Streckeneröffnung am 20. Februar 1855.

30 GLA-KA: 48 Nr. 6454, »Vertrag zwischen Baden und der Schweiz über die Fortsetzung der großherzoglich-badischen von Mannheim nach der Schweizer Grenze ziehenden Eisenbahn nach der Stadt Basel, sowie über deren weitere Fortsetzung von Basel aufwärts nach dem Bodensee über schweizerische Gebietsteile«. Bern, 27. Juli 1852.

31 Übereinkunft betreffend die Weiterführung der Grossherzoglichen Badischen Rheinthal-Eisenbahn durch das Gebiet des Kantons Basel-Stadt. Vom 19. Februar 1853: www.gesetzessammlung.bs.ch/frontend/versions/4387.

32 Streckeneröffnung: Haltingen–Basel: 21. Februar 1855, zeitgleich mit der Eröffnung des ersten Badischen Bahnhofs in Kleinbasel, der sich als hölzernes Provisorium auf einem schmalen Geländestreifen zwischen Riehenring und Isteinerstraße erstreckte. Im Mai 1862 wurde das Provisorium durch das repräsentative Empfangsgebäude des Karlsruher Architekt Karl J. Berckmüller ersetzt, das bis Dezember 1923 bestand. Nach Verlegung des Bahnhofs (»Basel Bad. Bf«) an die heutige Stelle an der Schwarzwaldallee entstanden ab 1913 auf dem alten Bahngelände die Gebäude der Basler Herbst- bzw. Mustermesse, heute Messe Basel.
Die Bezeichnung »Basel Badischer Bahnhof« diente zur Unterscheidung von dem nordwestlich der Basler Altstadt bereits im Dezember 1845 eröffneten »Französischen Bahnhof« der Strecke Straßburg–Basel: https://de.wikipedia.orgmwiki/Bahnstrecke_Strasbourg–Basel.
https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Basel_SNCF.
Zudem lag an im Südosten der Basler Altstadt seit Dezember 1854 der erste provisorische Bahnhof der »Schweizerischen Centralbahn« (SCB). Nachdem die Bahnlinien der SCB und der französische Bahn zusammengelegt waren, eröffnete man 1860 südöstlich der Altstadt am Centralbahnplatz einen Bahnhofs-Neubau. Dieser wurde 1902 durch den repräsentativen Neubau des heutigen Schweizer Bundesbahnhofs (»Basel-SBB«) am gleichen Platz abgelöst: https://de.wikipedia.org/wiki/Schweizerische_Centralbahn. https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Basel_SBB.
Seit dem 3. November 1873 gab es als direkte Zugverbindung zwischen den beiden Bahnhöfen in Klein- und Großbasel die »Basler Verbindungsbahn« mit einer neuen Rheinbrücke, die bei der heutigen Schwarzwaldbrücke lag: https://de.wikipedia.org/wiki/Basler_Verbindungsbahn.

33 »Rathschlag … zur Gesammtkorrektion des Wiesenflusses …«(1852): http://doi.org/10.3931/e-rara-24210.

34 Ulrich Boeyng: Badische Heimat – Badische Köpfe, Die Benckiser-Familie. In: Badische Heimat, Jg. 98-2018, Heft 3, S. 346–357 und Heft 4, S. 615–625.

35 Robert Gerwig: Die Eisenbahnbrücke über den Wiesenfluß in der Nähe von Basel. In: Allgemeine Bauzeitung, Jg. 21-1856, S. 118–133 und Blätter 25–27.

36 Die Werkhütte in Kleinbasel wurde auf dem Bahndamm am nördlichen Wiese-Ufer zwischen dem damals dort liegenden Gewerbekanal und dem Weg nach Klein-Hüningen errichtet. Über die Wiese baute man ein hölzernes Montagegerüst. In der Werkhütte konnte an zwei Gitterwänden gleichzeitig gearbeitet werden. Hierfür wurden die Flacheisen, Winkelstücke und Bleche waagerecht liegend miteinander vernietet. Nach ihrer Fertigstellung rollte man die drei Gitterwände auf Eichenwalzen liegend auf das Montagegerüst. Dort wurden sie mithilfe von Winden senkrecht gestellt und fixiert. Anschließend konnten die Gitterwände in Querrichtung miteinander verbunden werden, wobei die Wände wegen der schräg zum Flusslauf liegenden Brückenachse jeweils um ca. 0,90 m gegeneinander versetzt waren.

37 Illustrirte Zeitung, Jg. 12-1854, Nr. 560, S. 196–198.

38 Franz J. Baer: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogthum Baden. Berlin 1878.

Hier die Straße Nr. 112, von Albbruck nach St. Blasien.

39 Albert Mühl: Die Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnen. Stuttgart 1983. Tabellen S. 26 und 27:
Die Lokomotive »Löwe«, die Nr. 1 der Badischen Bahn, wurde 1839 von »Sharp, Roberts & Co.« in Manchester/England für die badische Breitspur gebaut und (lt. Mühl) nicht auf Normalspur umgerüstet. Die Lok »Vulcan« wurde als Nr. 11 der Badischen Bahn 1843 von der »Maschinenfabrik von Emil Keßler & Theeodor Martiensen, Carlsruhe« für die Breitspur gebaut und im Jahr 1854 auf Normalspur umgerüstet, ebenso die Nr. 42 »Galilei« und die Nr. 43 »Newton«, die 1845 aus der Fabrik »J. J. Meyer & Co.«in Mühlhausen/Elsass stammten.

40 Robert Gerwig: a. a. O., S. 125 u. 126: Laut Gerwig lag am 23. und 24. Januar 1855 bei den ersten Probebelastungen auf der östlichen Seite der Wiese-Brücke noch ein Breitspur-Gleis.

41 Schneider / Groschopf: Zu Geologie und Morphologie des Hotzenwaldes. In: Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz, NF 18-2002/2004, S. 29–31.

42 Franz J. Baer: a. a. O. Hier die Straße Nr. 38, von Bleybach nach Villingen.

43 Heribert Saldik: Die Geschichte des oberen Bregtals. Darin zahlreiche Hinweise auf das Wirken von Gerwig. Überarbeitete Fassung 2011: https://d-nb.info/1123464065/34.

44 Abgeordneter des Wahlbezirks: Triberg, Hornberg, Wolfach, Haslach.

45 Sitzungsprotokolle 1855/56: https://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/structure/617872.
Am Ende der zweiten Sitzungsperiode hatte er nur bei neun Terminen im Frühjahr 1856 gefehlt.

46 Franz J. Baer: a. a. O. Hier die Straße Nr. 100, Damm von Konstanz auf die Reichenau.

47 GLA-KA: 48 Nr. 6461, Vertrag zwischen Baden und der Schweiz über Fortsetzung der großherzoglich-badischen Bahn von Waldshut durch das Gebiet des Kantons Schaffhausen nach dem Bodensee. Karlsruhe, 30. Dez. 1858.

48 https://de.wikipedia.org/wiki/Schweizerische_Nordostbahn.

49 GLA-KA: 48 Nr. 6460, Vertrag mit der Schweizerischen Nordostbahngesellschaft wegen Verbindung der badischen Eisenbahn mit der Schweizerischen Nordostbahn bei Waldshut. Karlsruhe, 26. Aug. 1857.

50 In den Kantonen der Schweiz wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine Vielzahl von Privatbahnen gegründet. Dies sollte sich erst ab 1902 mit der Gründung der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) ändern, in die nach und nach etliche Privatbahnen eingegliedert wurden: https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Schweizer_Eisenbahn.
Die erste Eisenbahnstrecke auf dem Boden der Schweiz wurde von der französischen »Compagnie du chemin de fer de Strasbourg à Bâl« als linksrheinische Konkurrenzlinie zu der im Bau befindlichen Großherzoglich Badischen Rheintal-Bahn gebaut und betrieben. Sie wurde am 15. Juni 1844 eröffnet und ihr Endstück führte von St. Louis nach Basel an den ehem. Französischen Bahnhof in Nordwesten der Stadt am Ende der heutigen Vogesenstraße.
Die »Schweizerischen Nordbahn« baute als erste schweizerische Privatbahn-Gesellschaft die Strecke Zürich–Baden (CH), die im Juli 1847 eröffnet wurde. Nach der Fusion mit der »Zürich-Bodenseebahn« zur »Schweizerischen Nordostbahn« (NOB) am 1. Juli 1853 wurde 1855/56 die Strecke Zürich–Winterthur–Romanshorn eröffnet.
Mit der Freigabe der Waldshuter Brücke am 18.8.1859 war die erste internationale Bahnverbindung über den Rhein zwischen der Schweiz und dem Großherzogtum Baden fertig gestellt. Von Zürich aus konnte man nun mit der NOB über Baden (CH), Turgi (CH) und Waldshut (D) rechtsrheinisch, bzw. mit NOB und SCB über Baden und Olten innerhalb der Schweiz in Richtung Basel reisen.

51 Instruktion des Bundesrathes für die technischen Experten in Sachen der Juragewässerkorrektion: https://www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-20143.

52 Bahnhof Offenburg ca. 160 m ü. NHN, Bahnhof Triberg ca. 600 m ü. NHN, Bahnhof Singen ca. 430 m ü. NHN.

53 Karl von Etzel, * 16.1.1812 Heilbronn † 2.5.1865 Kemmelbach (bei Linz). Nach seiner Ingenieurausbildung in Stuttgart war er ab 1835 in Paris und ab 1838 in Wien. Ab 1843 trat er in den Württembergischen Staatsdienst ein.
Ab 1852 war Etzel Oberingenieur bei der »Schweizerischen Centralbahn« (SCB) und Oberbauleiter bei den Brückenbauten der »St. Gallisch-Appenzeller Bahn« (SGAE). https://de.wikipedia.org/wiki/St._Gallisch-Appenzellische_Eisenbahn.
Auf der SGAE entstanden u. a. die Gitterträger-Talbrücken über die Thur bei Wil/Schwarzen-

bach (Jan. 1854 bis Dez. 1855), über die Sitter bei St. Gallen (Dez. 1853 bis März 1856) und über die Glatt bei Flawil (Jan. 1854 bis Febr. 1856). Der Unternehmer und Ingenieur G. Dollfuß erprobte dabei die Vormontage der Gitterteile sowie deren Transport auf Rollwagen an den Bestimmungsort. Dabei benutzte er zwischen die hohen Pfeiler eingehängte, wiederverwendbare Montagegerüste. Darauf wurden die Teile dann zum Gitterkasten komplettiert und mit den ebenso vormontierten, vorgerollten und komplettierten Folgeteilen zur Gitterbrücke zusammengesetzt.
In einem Artikel der Allgemeinen Bauzeitung (Jg. 21-1856, S. 133–139) machte der ungenannte Verfasser u. a. einen detaillierten Vorschlag, wie die durch Dollfuß verwendeten, kostenintensiven Montagerüstungen vermieden, sowie das gesamte Bauverfahren vereinfacht werden könnte. Dies sollte nur wenig später durch die Gebr. Benckiser in die Tat umgesetzt werden.

54 Die Gebr. Benckiser bauten zwischen 1855 und 1858 in der Schweiz fünf Talbrücken, bei denen sie für das Hinüberwalzen der vormontierten Überbauten eiserne Walzen anwendeten: Auf der SCB-Strecken Olten–Bern bei Burgdorf über die Emme (1855/56) und über das Worblental bei Bern (1855/57), auf der Zweigstrecke Herzogenbuchsee–Biel bei Solothurn über die Aare (1856/57) und in Derendingen über die Große Emme (1855/57), sowie auf der von der »Rheinfallbahn« 1856 übernommenen NOB-Strecke Schaffhausen–Winterthur bei Andelfingen über die Thur (1856/57).

55 Martin Trautz u. Friedmar Voormann: Der Bau eiserner Brücken im Südwesten Deutschlands 1844–1889. In: Stahlbau 81-2012, Hefte 1–3, hier: Heft 2, S. 140–141.

56 GLA-KA: 48 Nr. 6294, Übereinkunft zwischen Baden und Frankreich über den Bau einer stehenden Eisenbahnbrücke zwischen Straßburg und Kehl. Karlsruhe, 16. Nov. 1857.

57 Franz Keller (* 2. Juni 1807 † 18. Juni 1870). Seit 1832 zugleich Lehrer am Karlsruher Polytechnikum und Mitglied des Ingenieurkollegiums der OWS. Ab 1838 wurde Keller mit der Oberleitung der Bauarbeiten am Oberbau der Badischen Eisenbahn betraut. Unter Kellers Leitung entstand der Entwurf der Kehler Rheinbrücke durch seine Ingenieurschüler am Polytechnikum.

58 Schwedler u. Hipp: Der Rheinbrückenbau bei Kehl. In: Zeitschrift für Bauwesen, Jg. 10-1860, S. 7–46 u. Tafeln 5–7.

59 Der Versuch, die Gitterbrücke mithilfe einer Dampfmaschine über den Rhein vorzuwalzen, scheiterte und man griff notgedrungen auf die bereits bewährten, mit Menschenkraft bewegten Hebel zurück.

60 Eisenbahn-Zeitung, Jg. 19-1861, Nr. 2, S. 5–6, Nr. 4, S. 13–14, Nr. 18 sowie 2 Lithografien.

61 Robert Gerwig: Die Rheinbrücke zu Constanz. In: Sammlung Eiserner Brücken-Constructionen. Neue Folge, Stuttgart 1874, S. 33–42 und Zeichnungen XXVII–XXXIX.

62 Vertrag zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft beziehungsweise dem Kanton Schaffhausen und dem Grossherzogtum Baden betreffend die Weiterführung der Grossherzoglich Badischen Staatseisenbahn durch den Kanton Schaffhausen Abgeschlossen am 30. Dezember 1858: https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/18580003/index.html#.

63 Die alte Konstanzer Rheinbrücke lag in der Verlängerung der heutigen Rheingasse beim Rheintor.

64 Siehe: Historischer Atlas Baden-Württemberg, Beiwort zur Karte 4.7 Grundrisse mittelalterlicher Städte II: https://www.leo-bw.de/media/kgl_atlas/current/delivered/pdf/HABW_4_7.pdf.
Auf dem Überlagerungsplan ist gut zu erkennen, wie sich die Bahntrasse im zugeschütteten Stadtgraben auf dem ehem. Stadtmauerzug mit Äußerem Predigertor (44), Trompetertürmle (18) und Fischertor (129) zwischen »Konzil« = Kaufhaus (130) und Rathaus (92) durchzwängt: https://www.leo-bw.de/media/kgl_atlas/current/delivered/bilder/HABW_04_07_Konstanz.jpg

Anschrift des Autors:
Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
Südring 19
76773 Kuhardt
boeyng@t-online.de

Bücherschätze

Die »Badische Bibliothek« der Familie Blankenhorn im Markgräfler Museum Müllheim

Jan Merk

Seit fünfzehn Jahren wird im Markgräfler Museum Müllheim eine wissenschaftliche Regionalbibliothek mit den Schwerpunkten Geschichte und Kunst des Markgräflerlandes aufgebaut. In kurzer Zeit ist sie auf rund 7000 Bände angewachsen. Ein bedeutender Neuzugang ist die »Badische Bibliothek« der Familie Blankenhorn, die Erich Blankenhorn ausgebaut und geordnet hat. 2016 hat die Familie dem Markgräfler Museum diese wertvolle Privatbibliothek als Schenkung übergeben – mit 772 lateinischen und deutschen Geschichtsbänden, religiösen Traktaten sowie Büchern zu wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und literarischen Themen der Region. Das älteste Werk datiert von 1599.

2003, rund 30 Jahre nach der Gründung des Markgräfler Museums Müllheim als »Wein- und Heimatmuseum«, wurde mit dem Aufbau einer wissenschaftlichen Museumsbibliothek begonnen. Verschiedene Generationen der Familie Blankenhorn hatten bereits zuvor über Jahrzehnte hinweg immer wieder neu Überlegungen zur Gründung eines Museums in Müllheim angeregt und unterstützt.

Exemplarische Werkauswahl aus der Badischen Bibliothek mit der Historia Zaringo-Badensis von Johann Daniel Schöpflin. (Markgräfler Museum/Foto: Volker Münch)

Die erste Idee zu einem »Weinmuseum« in Müllheim stammte von Professor Adolph Blankenhorn (1843–1906). Der renommierte Önologe hatte in den 1890er Jahren die Zielvorstellung, die eigenen Forschungsergebnisse zu verbreiten und für die Winzer praktisch nutzbar zu machen, indem er Anschauungsmaterial zum Weinbau in einem »Museum« zur Verfügung stellen wollte – etwa Modelle zu den geologischen Verhältnissen oder Wandplakate zu Themen wie der Reblausgefahr oder den unterschiedlichen Rebsorten. Die Idee wurde jedoch nicht konsequent umgesetzt. Erst sein Sohn Erich Blankenhorn (1878–1963), der in seinem Ruhestand in Badenweiler lebte, konnte nach den »Markgräfler Heimattagen« von 1949 an den Bestrebun-

gen innerhalb der Stadt Müllheim teilnehmen, ein Museum zu etablieren.

Als es dann im Mai 1974 durch bürgerschaftliches Engagement in enger Kooperation mit der Stadt Müllheim zur Museumsgründung kam, haben der Enkel Adolph Blankenhorns, Botschafter a. D. Herbert Blankenhorn (1904–1991), und dessen Frau Gisela Blankenhorn (1918–2013) aus Verbundenheit der Familie mit der Stadt Müllheim dem Museum wertvolle Möbel, Bilder und Dokumente als Schenkungen und Dauerleihgaben überlassen. Von Anfang an verfügte das Museum daher über ein »Blankenhorn-Zimmer«. Der Schreibtisch, an dem Adolph Blankenhorn im ausgehenden 19. Jahrhundert seine weinbauwissenschaftlichen Arbeiten verfasste, ist ein Schlüsselexponat des Museums. 2006 thematisierte das Museum die Geschichte der für die Region bedeutenden Familie in einer umfangreichen Sonderausstellung. Zuletzt haben im Frühjahr 2016 die Nachfahren Herbert Blankenhorns der Stadt Müllheim die private »Badische Bibliothek« für das Markgräfler Museum als Schenkung übergeben.

Diese »Badische Bibliothek« mit 772 Werken vom 16. bis in das 20. Jahrhundert ist ein wertvoller Neuzugang zur wissenschaftlichen Museumsbibliothek, die mittlerweile rund 7000 Werke umfasst. Sie ist auch ein wichtiger Baustein für die weitere Profilierung des Markgräfler Museums als Kompetenzzentrum für die Geschichte, Kunst und Kultur der Region im äußersten Südwesten Deutschlands.

Zur Entstehung der Bibliothek

Die »Badische Bibliothek« baut auf reichen Familienbeständen auf, die über Generationen zusammengetragen wurden. Der Familienüberlieferung nach legte Adolph Friedrich Blankenhorn-Löffler (1812–1873), der Vater des Önologie-Professors Adolph Blankenhorn, den Grundstein zu dieser kulturhistorischen Büchersammlung. Blankenhorn war Weingutsbesitzer in Müllheim, Mitinhaber der großen Weinhandlung »Gebrüder Blankenhorn« und zusammen mit seinen beiden Brüdern 1842 Mitbegründer des Rebgutes Blankenhornsberg bei Ihringen am Kaiserstuhl. Sein Enkel Erich Blankenhorn weiß zu berichten: »Einer seiner besonderen Freunde war der Historiker Häusser, der ihm die schmeichelhafte Qualifikation gab, fä-

Portraitgemälde des Weingutsbesitzers Adolph Friedrich Blankenhorn, der die Bibliothek begründete, von Ferdinand Keller aus dem Jahr 1868. (Markgräfler Museum)

hig zu sein, in Heidelberg einen geschichtlichen Lehrstuhl besetzen zu können. Häusser soll oft in Müllheim zu Gast bei den Großeltern gewesen sein und dort manche Nacht beim Markgräfler aus dem Reichtum seiner Wissenschaft doziert haben. Allerdings soll es über Mitternacht hinaus zumeist nur die Großmutter gewesen sein, die seine dankbare Hörerin war. Großvater Fritz besass eine große Bibliothek, die hauptsächlich geschichtliche Werke, aber auch eine ansehnliche Menge französischer Literatur umfasste.« Und in den Badischen Biographien ist über ihn zu lesen: »Während seines ganzen Lebens beschäftigte er sich eifrig mit Geschichte und Literatur und verfolgte die politischen Vorgänge mit dem warmen Herzen eines aufrichtigen Vaterlandsfreundes.«

Kurt Hochstuhl, Leiter des Staatsarchivs Freiburg, hat bei der Eröffung der Sonderausstellung »Bücherschätze«, mit der das Markgräfler Museum 2016 den Bibliotheks-Neuzugang der Öffentlichkeit vorstellte, darauf hingewiesen, das zahlreiche Persönlichkeiten innerhalb der Familie Blankenhorn »eine Sammlerleidenschaft einte, die sich nicht allein über das bloße Besitzen, das Haben an sich definierten, sondern auch und ganz besonders über das Bewahren, das Weitergeben und das Öffnen ihrer Sammlungen für die nachfolgenden Generationen«.

Er verwies auf das »Staatliche Weinbauinstitut in Freiburg, das in einer besonderen Beziehung zu den Blankenhorns steht, bewirtschaftet es doch nicht nur den Blankenhornsberg bei Ihringen, sondern kann seine Existenz quasi direkt auf den Pionier der deutschen Weinwissenschaft, Adolph Blankenhorn, zurückführen. […] Der erste Präsident des 1874 neu gegründeten Deutschen Weinbauverbands betätigte sich fast ebenso eifrig als Sammler historischer Weinbauliteratur. Als er 1906 verstarb hinterließ er zum einen eine umfangreiche Korrespondenz mit weltweiter Ausrichtung, ein Internationales Who is Who derjenigen, die sich im 19. Jahrhundert theoretisch wie auch praktisch mit Weinbau und Weinbauwissenschaft auseinandersetzten. Darunter auch ein intensiver Austausch Blankenhorns mit dem ehemaligen Revolutionär Friedrich Hecker, der in seiner zweiten Heimat USA ebenfalls Weinbau betrieb. Zum zweiten hinterließ Adolph Blankenhorn eine wertvolle, in Deutschland einzigartige Wein-Spezialbibliothek mit über 1000 Bänden, die mit ihrem ältesten Exemplar bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Bibliothek wie schriftlicher Nachlass befinden sich heute im Staatlichen Weinbauinstitut Freiburg und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Nutzung zur Verfügung.«

Büste von Erich Blankenhorn, der die Badische Bibliothek im 20. Jahrhundert ordnete und erweiterte. (Markgräfler Museum)

Daneben erinnerte Hochstuhl daran, dass der politische Nachlass des Sohnes Erich Blankenhorn, vor allem zu seiner Amtszeit als Chef der badischen Polizei in der Weimarer Republik, im Staatsarchiv Freiburg, und der politische Nachlass des Enkels Herbert Blankenhorn, enger Berater Konrad Adenauers nach 1945 und einflussreicher Diplomat bei der NATO, in Paris und in London, im Bundesarchiv in Koblenz verwahrt wird.

Erich Blankenhorn, der wegen seiner Distanz zu den Nationalsozialisten 1933 kurzzeitig in »Schutzhaft« genommen wurde, später aber am Aufbau des Badischen Armeemuseums (dem Vorläufer des heutigen Wehrgeschichtlichen Museums in Rastatt) maßgeblich beteiligt war, hatte in den 1920er-Jahren sehr bewusst Unterlagen und Fotografien zur Organisation und zum Alltag der badischen Polizei aufbewahrt. »Zusammengestellt wurde die Sammlung nach seinen eigenen Angaben«, so Kurt Hochstuhl, »›fortlaufend, im Büro meiner Dienststelle‹. Nach seiner Entlassung aus dem Dienst nahm Blankenhorn diese Sammlung mit, wodurch sie den Säuberungsaktionen der ›neuen Herren‹ entging. Des Wertes seiner Sammlung war sich auch Blankenhorn bewusst, der das Einzigarte auch damit begründete, dass diese den Aktensäuberungen nach 1933 entgangen sei: ›Dass der Polizei-Oberst im Besitz von Polizeiakten war, dürfte wohl behördlicherseits nicht unbekannt gewesen sein. Nach den Akten wurde geforscht. Es gelang aber nicht, ihrer habhaft zu werden‹«.

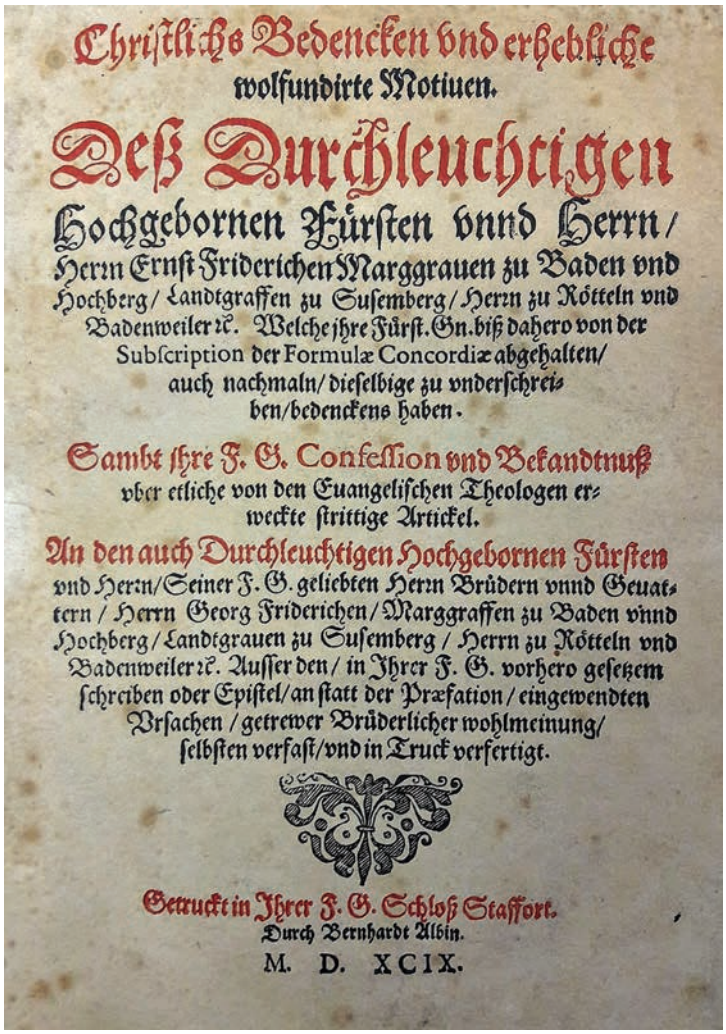
Ordnung und Weiterentwicklung durch Erich Blankenhorn

Während der Zeit des ehrenamtlich geleiteten Aufbaus des Badischen Armeemuseums in Karlsruhe, nach dem Zweiten Weltkrieg 1949 als »Badisches Historisches Museum« in Baden-Baden neueröffnet und 1956 ins Schloss Rastatt verlegt, wandte sich Erich Blankenhorn in seinem Wohnhaus in Badenweiler wohl auch verstärkt der Ordnung der familieneigenen »Badischen Bibliothek« zu.

Systematisch gliederte Erich Blankenhorn die Bestände mit einem Schwerpunkt zur Badischen Geschichte, die mit frühen religiösen Traktaten der Markgrafen, bedeutenden Geschichtswerken und Büchern zu wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und literarischen Themen viele Aspekte unserer Region behandelt – der ehemaligen Markgrafschaft, ab 1806 des ehemaligen Großherzogtums Baden. Über 30 kostbare Werke stammen aus der Zeit vor 1800, ein Schwerpunkt liegt im 19. Jahrhundert, und Erich Blankenhorn hat die Bibliothek durch Ankäufe von Büchern auch aus dem 20. Jahrhundert komplettiert. Die meisten Bücher sind mit den drei nach links geschwungenen Hörnern aus dem Familienwappen Blankenhorn gestempelt.

Das älteste Werk stammt aus dem 16. Jahrhundert – es ist das nach seinem Druckort Schloss Staffort nördlich von Karlsruhe benannte »Stafforter Buch« des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach aus dem Jahr 1599 und trägt den umständlichen Titel »Christlichs Bedencken vnd erhebliche wolfundirte Motiuen. Deß Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn / Herrn Ernst Friderichen Marggrauen zu Baden und Hochberg / Landtgraffen zu Susemberg / Herrn zu Rötteln und Badenweiler etc. Welche ihre Fürst.[liche] Gn.[aden] biß dahero von der Subscription der Formulae Concordiae abgehalten / auch nachmaln / dieselbige zu underschreiben / bedenckens haben. Sambt ihre F.[ürstlichen] G.[naden] Confession und Bekandtnuß uber etliche von den Evangelischen Theologen erweckte strittige Artikel.«

Das sicherlich mit theologischem Beistand verfasste Buch zeigt den Stellenwert, den religiöse Fragen für den seit 1584 regierenden Markgrafen hatten. Ursprünglich strenggläubiger Lutheraner, wandte er sich dem Calvinismus zu, setzte reformierte Pfarrer und Lehrer ein, stieß aber damit auf erheblichen Widerstand in der Bevölkerung. Das Werk löste einen Sturm der Entrüstung aus und führte zu Gegenschriften. Nach dem frühen Tod des Markgrafen 1604 erlangte unter seinem Nachfolger wieder die lutheranische Kirchenordnung von 1556 in Baden-Durlach Geltung. Gedruckt wurde das Stafforter Buch von Bernhardt Albin, einem aus dem nahen Speyer nach Baden angeworbenen, gesinnungstreuen hugenottischen Drucker.


Christlichs Bedencken vnd erhebliche
wolfundirte Motiuen.
Deß Durchleuchtigen
Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn/
Herrn Ernst Friderichen Marggrauen zu Baden vnd
Hochberg/ Landtgraffen zu Susemberg/ Herrn zu Rötteln vnd
Badenweiler rc. Welche jhre Fürst. Gn. biß dahero von der
Subscription der Formulæ Concordiæ abgehalten/
auch nachmaln/ dieselbige zu vnderschreiben/ bedenckens haben.
Sambt jhre F. G. Confession vnd Bekandtnuß
vber etliche von den Euangelischen Theologen erweckte strittige Artickel.
An den auch Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten
vnd Herrn/ Seiner F. G. geliebten Herrn Brüdern vnnd Geuattern/ Herrn Georg Friderichen/ Marggraffen zu Baden vnnd
Hochberg/ Landtgrauen zu Susemberg/ Herrn zu Rötteln vnd
Badenweiler rc. Ausser den/ in Ihrer F. G. vorhero gesetzem
schreiben oder Epistel/ an statt der Præfation/ eingewendten
Vrsachen/ getrewer Brüderlicher wohlmeinung/
selbsten verfast/ vnd in Truck verfertigt.
Getruckt in Ihrer F. G. Schloß Staffort.
Durch Bernhardt Albin.
M. D. XCIX.

Titelblatt des ältesten Werkes, des sogenannten »Stafforter Buches« von Markgraf Ernst Friedrich, aus dem Jahr 1599. (Markgräfler Museum)

Ebenfalls aus einer hugenottischen Druckerei, einem im südbadischen Lörrach von der Witwe des Samuel de la Carrière geleiteten Betrieb, stammt das evangelische, für die Markgrafschaft Baden-Durlach gültige »Marburger Gesangbuch« aus dem Jahr 1748 mit dem Besitzvermerk von Anna Elisabetha Cammüllerin »zu Müllheim« und dem handschriftlichen Sinnspruch »Andächtig, kurtz und rein, und *ohne* falschen Schein, soll stets mein Beten seyn.«

Neben einem kleinen Bestand von Gesangbüchern geben auch Landesbeschreibungen aus den ersten Jahrzehnten nach 1806, literarische Werke und acht Kochbücher Einblicke in den Alltag der Bewohner Badens im 18. und 19. Jahrhundert – ansonsten sind in den »Badischen Bibliothek« bevorzugt Werke zur offiziellen Landesgeschichte und zur badischen Dynastie vertreten.

Bei der Eröffnung der Sonderausstellung »Bücherschätze« am 24. April 2016, von rechts: Bürgermeisterin Astrid Siemes-Knoblich, Wolfgang Hartig und Karin Blankenhorn-Hartig, Dr. Kurt Hochstuhl, Thomas Blankenhorn und Museumsleiter Jan Merk. (Markgräfler Museum/Foto: Volker Münch)

Aufnahme in die wissenschaftliche Bibliothek des Markgräfler Museums

Nach Erich Blankenhorns Tod 1963 wurden einige wenige Werke von der Familie aus dem Bestand herausgelöst, doch die von ihm erarbeitete Systematik blieb auch für das Markgräfler Museum die Grundlage der Aufnahme:

Nr. 1–4 Geschichte und Kulturgeschichte Badens (mit Burgen, Klöstern, Schlössern, Geografie, Kartografie)

Nr. 5 – 9 Familiengeschichte Blankenhorn

Nr. 10 – 13 Die Markgrafen und Großherzöge von Baden (auch Militär- und Verfassungsgeschichte Badens, Badische Revolution)

Nr. 14 Hof- und Staatskalender, historische Zeitschriften

Nr. 15 – 18 Literatur zu Städten und Regionen (Freiburg und Schwarzwald, Karlsruhe und Region, Heidelberg und Region, Müllheim, Badenweiler u. a.)

Nr. 19 – 20 Badische Biografien und Badische Dichtung (u. a. Scheffel, Hebel, Hansjakob)

Nr. 21 Gesangbücher und Kochbücher

Nr. 22 – 24 Der Rhein, Das Elsass, Die Schweiz

Nr. 25 Nachträge

Nach der Anlieferung der Bücher in 40 Kartons und der Ersterfassung durch die studentischen Praktikanten Bénédicte Fawer (Université de Mulhouse) und Marvin Wolf

(Universität Freiburg) nahmen die ehrenamtlichen Betreuerinnen der Museumsbibliothek, Diplom-Bibliothekarin Diemut Beck und Martina Ambrosi, die gründliche Sortierung und exakte Verzeichnung unter der Signatur »BB« vor. Der Bedeutung des Bestandes entsprechend wurde die »Badische Bibliothek« innerhalb der Museumsbibliothek separat aufgestellt.

Für die wissenschaftliche Museumsbibliothek im Markgräfler Museum, die auf der Basis eines anfänglichen, ungeordneten Buchbestandes von wenigen Dutzend Titeln mittlerweile auf rund 7000 aufgenommene Medien angewachsen ist, gilt ähnlich wie bei der Sammlung von Museumsgegenständen als wichtigstes Kriterium der Bezug zur Stadt Müllheim bzw. zum Markgräflerland. Bücher aus den Bereichen Archäologie, Geschichte, Kunst, Literatur, Weinbau und Mühlenwesen werden schwerpunktmäßig gesammelt. Die Museumsbibliothek ist eine Präsenzbibliothek, die allen Interessierten offen steht.

Im Bereich der orts- und regionalgeschichtlichen Literatur wurden wertvolle Nachlässe des Müllheimer Ehrenbürgers und Journalisten Dr. Fritz Fischer und des badischen Dichters und Publizisten Franz Schneller (Freiburg) eingearbeitet. Großzügige Schenkungen stammen unter anderem vom Schriftsteller Manfred Bosch (Lörrach/Konstanz), von der Landeskundlerin Dr. Anneliese Müller (Schliengen), von den Hebelkennern Johannes und Irma Wenk-Madoery (Riehen) und Thomas Hofer (Haltingen) sowie von Hannah Warth (Müllheim) und Peter Warncke (Pforzheim). Durch großzügige Spenden können von Zeit zu Zeit wertvolle historische Bände restauriert werden, und der Markgräfler Museumsverein Müllheim ermöglicht den Ankauf seltener Werke.

Neben ortgeschichtlicher Literatur und Katalogen von mit der Region verbundenen Künstlerinnen und Künstlern zeichnet sich die Bibliothek auch durch die Sammlung zahlreicher Broschüren und Festschriften zu Vereinsgeschichten, kleinen Ausstellungen oder Weinveranstaltungen u. a. aus, die als »graue Literatur« selten in anderen Bibliotheken zu finden sind. Die Sammlung von Primär- und Sekundarliteratur zu Johann Peter Hebel umfasst gegenwärtig über 250 Titel – darunter einige Rara. Die über mehrere Generationen privat aufgebaute Bibliothek der Familie Blankenhorn fügt sich – ein Glücksfall – ideal in das Sammlungskonzept der wissenschaftlichen Museumsbibliothek ein.

Aufzeichnungen zur Familiengeschichte Blankenhorn

Die Familie Blankenhorn, nach dem Dreißigjährigen Krieg 1618–1648 aus Württemberg in die entvölkerte Markgrafschaft Baden-Durlach am Oberrhein eingewandert, hat sich in Müllheim und in der Region schnell eine bedeutende Position erarbeitet. Wirtschaftlich vor allem im Weinbau und im Weinhandel erfolgreich, übernahmen zahlreiche Vertreter der Familie politische Mandate, waren Vögte und Bürgermeister, liberale Abgeordnete im badischen Landtag und stellten mit Dr. Ernst Blankenhorn um 1900 auch einen Reichstagsabgeordneten, der maßgeblich an der deutschen Weingesetzgebung beteiligt war.

Auch im sozialen Bereich taten sich Männer und Frauen aus der Familie hervor: der erste öffentliche Kindergarten, das Thermalbad oder das Elisabethenheim für Senioren in Müllheim sind beispielsweise Stiftungen, die auf die Familie Blankenhorn zurückzuführen sind.

Bekanntester Vertreter der Familie ist der bereits erwähnte Professor Adolph Blankenhorn, der erste Önologie-Professor in Deutschland und Gründungspräsident des Deutschen Weinbauverbandes. Von ihm, von seinem Sohn Erich Blankenhorn und seinem Enkel Herbert Blankenhorn befinden sich zahlreiche, teils gedruckte, teils handschriftliche Aufzeichnungen zur Familiengeschichte in der »Badischen Bibliothek« – darunter auch Stammbäume zu einzelnen Familienzweigen Blankenhorn und zu weiteren Familien aus dem Markgräflerland, mit denen die Familie durch Heirat verbunden war.

Wichtige önologische Briefwechsel Adolph Blankenhorns, etwa mit dem in die USA emigrierten badischen Revolutionär Friedrich Hecker, und Aufzeichnungen zum Weingut Blankenhornsberg liegen im Privatdruck vor, ebenso Vorlesungsmitschriften seiner Studienzeit in den 1860er Jahren – so Naturwissenschaften bei Helmholtz, Physik bei Kirchhoff, Chemie bei Carius, Meteorologie und Klimatologie bei Kopp. Von den historischen Studien seines Vaters Adolph Friedrich Blankenhorn in Heidelberg zeugen ebenfalls Mitschriften mehrerer Vorlesungen, darunter zur »Neueren Cultur & Litteratur Geschichte vorgetragen von Geheimrath u. Professor Schlosser im WinterSemester 1831/32«.

Bücher zur badischen Geschichte

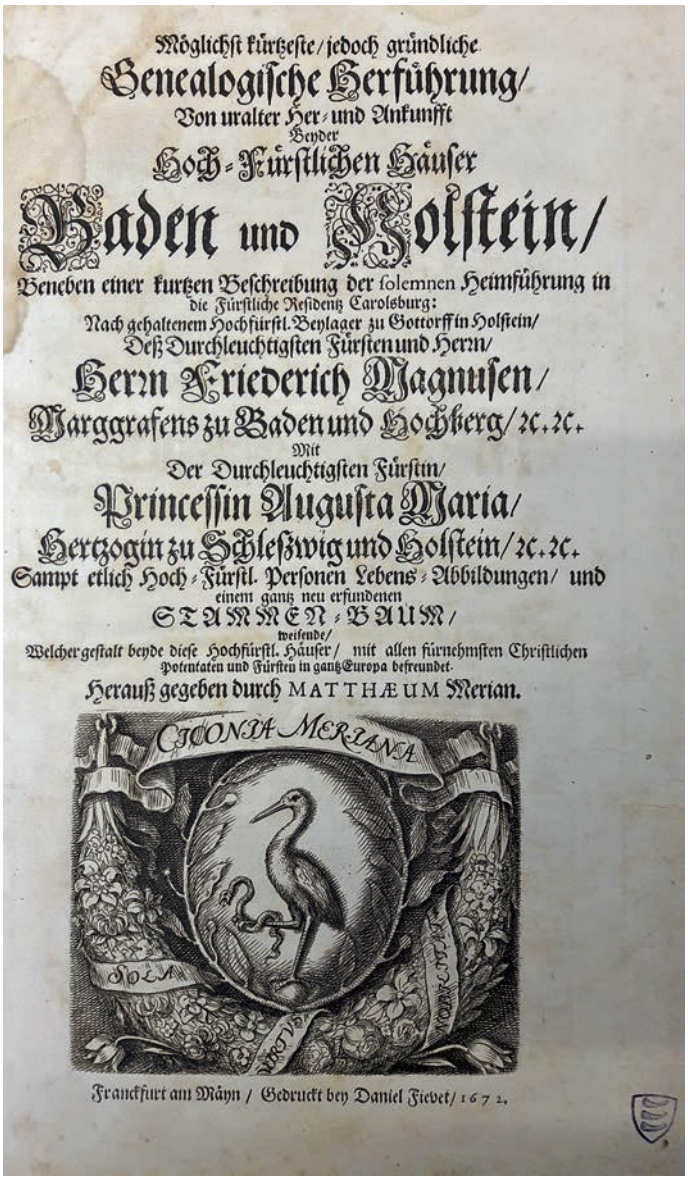
Den Schwerpunkt der »Badischen Bibliothek« bildet Literatur zu den Markgrafen und späteren Großherzögen von Baden und Beschreibungen des Landes.

Aus dem 17. Jahrhundert sind wertvolle, zum Teil seltene Werke zur Genealogie des badischen Fürstenhauses und verwandter Fürstenhäuser gesammelt worden. Darunter befindet sich eine von Matthäus Merian dem Jüngeren 1672 herausgegebene Genealogie der Fürstenhäuser Baden und Holstein mit kunstvollen Kupferstich-Portraits und die 1673 gedruckte »Genealogische Harmony«, die die Verwandtschaft des Hauses Baden mit zwölf europäischen Fürstenhäusern behandelt. Eine 132 Seiten umfassende Lebensbeschreibung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, des »Türkenlouis«, der wegen seiner militärischen Erfolge in ganz Europa hohe Popularität genoss, aus dem Jahr 1695 enthält Kupferstiche mit Portraits, Städteansichten und Karten. Der »Hellglänzende Ritterspiegel« aus dem gleichen Jahr verherrlicht die militärischen Taten ebenso wie eine Sammlung kleinerer Druckschriften zu seinem Leben und Wirken aus den Jahren um 1700.

Unter den Büchern aus dem 18. Jahrhunderts befindet sich die achtbändige, prachtvoll in Leder gebundene »Historia Zaringo-Badensis«, von Johann Daniel Schöpflin in lateinischer Sprache geschrieben, die die geschichtliche Verbindung der Zähringer und der Badener besonders betont. In der damaligen Sprache der europäischen Höfe, in französisch, ist das wirtschaftspolitische Programm des aufgeklärten, in seinem Land außergewöhnlich beliebten Markgrafen und späteren ersten Großherzogs Carl Friedrich von Baden, ein »Abrégé des principes de l'économie politique« aus dem Jahr 1773, verfasst. Auf deutsch erschien zwischen 1764 und 1773 in fünf Bänden die »Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft und de marggraevlichen altfürstlichen Hauses Baden« von Johann Christian Sachs. Unter den badischen Hof- und Staatskalendern findet sich auch der Band aus dem Jahr 1786 mit dem wohl von Gmelin gefertigten Kupferstich der wiederentdeckten römischen Thermen von Badenweiler. Weitere Werke sind der Wappenkunde

und der Entstehung des badischen Wappens gewidmet.

Neben den faktenreichen, mit Karten und Tabellen zum Teil reich ausgestatteten Standardwerken zur badischen Geschichte und Landesbeschreibungen aus dem 19. Jahrhundert – Heunisch, Kolb, Huhn, Bader, Sütterlin, von Weech u. a. – wurde auch die lokale und regionale Geschichtsschreibung im damaligen Großherzogtum Baden in der Bibliothek gesammelt. Überall wuchs das Interesse an der eigenen Geschichte, und zahlreiche Pfarrer, Lehrer und weitere an Geschichte interessierte Autoren machten sich daran, Quellen aufzutun, zu studieren und zu edieren, Ortsgeschichten zu verfassen und Begebenheiten für die Nachwelt festzuhalten. Besonders die badische »Rheinschiene« von Müllheim und Badenweiler im Markgräflerland über Freiburg und den Schwarzwald, Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim ist umfänglich in der Bibliothek vertreten. Daneben hat die Familie Blankenhorn auch die mehrbändigen allgemeinen Geschichtswerke der liberalen Professoren Karl von Rotteck, Ludwig Häusser und Friedrich Christoph Schlosser gesammelt. Mehrere Werke behandeln darüber hinaus die badischen Revolutionsjahre 1848/49 und thematisieren Sitten, Bräuche, Trachten und Sagen der unterschiedlichen badischen Landesteile.


Möglichst kürtzeste/ jedoch gründliche
Genealogische Herführung/
Von uralter Her- und Ankunfft
Beyder
Hoch-Fürstlichen Häuser
Baden und Holstein/
Beneben einer kurtzen Beschreibung der solemnen Heimführung in
die Fürstliche Residentz Carolsburg:
Nach gehaltenem Hochfürstl. Beylager zu Gottorff in Holstein/
Deß Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn/
Herrn Friederich Magnusen/
Marggrafens zu Baden und Hochberg/ ꝛc. ꝛc.
Mit
Der Durchleuchtigsten Fürstin/
Princessin Augusta Maria/
Hertzogin zu Schleßwig und Holstein/ ꝛc. ꝛc.
Sampt etlich Hoch-Fürstl. Personen Lebens-Abbildungen/ und
einem gantz neu erfundenen
STAMMEN-BAUM/
weisende/
Welcher gestalt beyde diese Hochfürstl. Häuser/ mit allen fürnehmsten Christlichen
Potentaten und Fürsten in gantz Europa befreundet.
Herauß gegeben durch MATTHÆUM Merian.
CIVITAS MERIANA
Franckfurt am Mäyn / Gedruckt bey Daniel Fievet/ 1672.

Titelblatt der von Matthäus Merian d. J. herausgegebenen Genealogie der Fürstenhäuser Baden und Holstein von 1672. (Markgräfler Museum)

Zum historischen Interesse trat gerade in Baden, einer frühen touristischen Region, auch das Interesse, Städte, Regionen und Landschaften an Oberrhein, Hochrhein und Bodensee über die Landesgrenzen hinaus bekannt zu machen und für sie als ideale Orte

Die ehrenamtlichen Bibliotheksbetreuerinnen Diemut Beck (rechts) und Martina Ambrosi mit Werken aus der Badischen Bibliothek. (Markgräfler Museum)

für Kuraufenthalte, »Sommerfrische« oder Urlaube zu werben. In diesem Zusammenhang entstanden auch zahlreiche frühe Ansichten badischer Orte – nicht selten die ersten Darstellungen weniger bekannter Schauplätze. Viele dieser zum Teil in großer Auflage verbreiteten, zum Teil aber auch seltenen Stahl- und Kupferstiche, Lithographien oder Holzschnitte aus der Zeit vor der Erfindung der Fotografie sind einzelnen Büchern beigegeben und stellen eine besondere dokumentarische und zugleich ästhetisch-künstlerische Komponente der »Badischen Bibliothek« dar.

Bemerkenswert ist, dass Erich Blankenhorn die badische Geschichte stets eingebettet sah in die gesamte Region am Oberrhein – daher befindet sich auch Literatur zur Geschichte der Schweiz und des Elsass in den »Badischen Bibliothek«.

Literatur am Oberrhein

Als Wirtschafts- und Bildungsbürger zugleich waren zahlreiche Angehörige der Familie Blankenhorn eng mit der Literatur in Baden verbunden. Daher ist ein Teil der Bibliothek auch der Rubrik »Badische Dichtung« gewidmet.

Die im 19. Jahrhundert bekanntesten badischen Autoren, darunter Johann Peter Hebel, Joseph Victor von Scheffel oder Heinrich Hansjakob, bilden einen Schwerpunkt dieser kleinen Sammlung. Bekannte Ausgaben stehen neben seltenen, nur in geringer Auflage gedruckten Werken. Auch Besonderheiten wie die eigens gebundenen »Worterklärungen« zu den alemannischen Gedichten von Johann Peter Hebel gehören dazu: ein alemannisch-hochdeutsches Wörterbuch mit

handschriftlichen Ergänzungen und Erweiterungen zu speziellen, oft ungewöhnlichen alemannischen Dialektausdrücken. Auch bei der Literatur wurde grenzüberschreitend gesammelt. Victor Hugo's »Le Rhin« steht ebenso in der Bibliothek wie René Schickeles »Das Erbe am Rhein«. Aus der Privatbibliothek von Adolph Blankenhorn stammt eine frühe Biographie zu dem im Elsass zur Goethezeit tätigen Pfarrer Johann Friedrich Oberlin.

Schlussbemerkung

Herbert Blankenhorn hatte vor Jahrzehnten festgehalten, dass in dem Fall, in dem das Markgräfler Museum dereinst eine Bibliothek führe, es den Bestand der »Badischen Bibliothek« erhalten solle. Für die Familie haben sich seine Nachkommen Bernhard Blankenhorn, Thomas Blankenhorn, Renate Lüngen geb. Blankenhorn und Karin Blankenhorn-Hartig nach dem Ableben von Frau Gisela Blankenhorn an diese Bestimmung erinnert und, vermittelt durch den über Jahrzehnte für die Familie tätigen Berater Erwin B. Schwarzkopf, die Übergabe in die Wege geleitet.

In seiner Sitzung vom 23. März 2016 hat der Gemeinderat der Stadt Müllheim die »Badische Bibliothek« als »bedeutenden Zugang zur Sammlung des Markgräfler Museums« dankbar angenommen. Damit stehen ihre Bestände als Teil der museumseigenen wissenschaftlichen Regionalbibliothek nach Voranmeldung der Öffentlichkeit, interessierten Wissenschaftlern, Geschichtsforschern, Kunstfreunden, Schülern, Studenten, Journalisten und Publizisten zur Verfügung.

Quellen und Literatur

Verzeichnis der Badischen Bibliothek, zusammengestellt von Diemut Beck und Martina Ambrosi, unterstützt von Bénédicte Fawer, Marvin Wolf und Jan Merk, 2016/2018

Adolf Friedrich Blankenhorn-Löffler, in: Badische Biographien Erster Theil. Hrsg. von Friedrich von Weech, Heidelberg 1875, S. 87.

Erich Blankenhorn, Dr. Adolph Blankenhorn und seine Familie 1600–1925, Karlsruhe 1925.

Erich Graf, Gedanken zum Markgräfler Wein- und Heimatmuseum, in: Das Markgräflerland 1/2 (1980), S. 152–158.

Jan Merk, Vom Weinmuseum zum Markgräfler Museum im Blankenhorn-Palais, in: texte. Festschrift der Stadt Müllheim zur urkundlichen Ersterwähnung vor 1250 Jahren, Müllheim 2008, S. 99–106.

Kurt Hochstuhl, Ansprache zur Vernissage der Ausstellung »Bücherschätze. Die Badische Bibliothek von Erich Blankenhorn« im Markgräfler Museum Müllheim, 24. April 2016

Volker Münch, Geschenk wird vorgestellt. In einer Sonderausstellung im Markgräfler Museum wird die »Badische Bibliothek« gezeigt, in: Badische Zeitung vom 27.4.2016.

Ute Wehrle, Der Polizeioberst, der Bücher liebte. Geschenk an die Öffentlichkeit: Die »Badische Bibliothek« von Erich Blankenhorn ist für Heimatinteressierte eine Schatzgrube, in: Der Sonntag vom 15.5.2016.

Dorothee Philipp, »Christliches Bedenken« als geistiger Sprengsatz (Exponat des Monats in der Sonderausstellung »Badische Bibliothek«), in: Wohin im Markgräflerland, Heft Juni 2016.

Anschrift des Autors:
Jan Merk
Markgräfler Museum
im Blankenhorn-Palais
Wilhelmstraße 7
79379 Müllheim/Baden
museum@muellheim.de

Das Elsass erhält eine neue Gebietskörperschaft

Was bedeutet dies?

Jean-Marie Woehrling

Am 2. August 2019 wurde das Gesetz Nr. 2019-816 verkündet, in dem die Kompetenzen der künftigen »Collectivité européenne d'Alsace« festgelegt wurden. Es kreiert für das Territorium des Elsass durch die Fusion der beiden Departements des Haut-Rhin und des Bas-Rhin eine neue Gebietskörperschaft, die zum 1. Januar 2021 in Kraft treten wird. Dieses Gesetz spiegelt den aktuellen Stand der Debatten über den institutionellen Rahmen des Elsass wider, einer Etappe in einem Prozess, der sehr wahrscheinlich noch verschiedene Transformationen durchlaufen wird. Um die Reichweite dieses Gesetzes zu verstehen, muss man dessen Annahme in den historischen Kontext einordnen, hierbei die Besonderheiten des Elsass in den Blick nehmen und aufzeigen, worin die neue europäische Gebietskörperschaft Elsass sich als originell erweist und zugleich die Frage nach ihren künftigen Entwicklungen aufwerfen.

1) Ein Rückblick auf die Geschichte des Elsass

Warum sind die Elsässer so sehr darauf bedacht, dass sie über einen politischen und administrativen Rahmen verfügen, der die Spezifität ihrer lokalen Eigenart und Besonderheit Rechnung trägt? Um dies zu verstehen, ist ein Rückgriff auf jene Ereignisse unumgänglich, die die spezifische Eigenart des Elsass geprägt haben.

Im Verlauf seiner Geschichte hat das Elsass seine Identität in der Begegnung von französischer und deutscher Kultur ausgebildet. Lange formte sich diese Symbiose ganz wesentlich auf einer germanischen Grundlage. Mit der französischen Eroberung verstärkte sich die kulturelle Durchdringung und die französische Komponente verstärkte sich. Dieses Charakteristikum des Elsass, die kulturelle Dualität, fand jedoch vor 1871 in institutioneller Hinsicht keinerlei Ausdruck[1].

Das Reichsland, Vorreiter einer regionalen Institution

Die Integration in das Deutsche Reich hat aus einer Abwehrhaltung heraus das Identitätsbewußtsein der Elsässer und Lothringer gestärkt. Ihre politische Verfasstheit in Form eines Landes als Reichland Elsass-Lothringen, das mit einer gewissen Autonomie ausgestattet war, vermittelte der Bevölkerung die Wertschätzung des Autonomiegedankens. Dem Reichsland wurde ein eigener Rechtsstatus gewährt. 1911 kam Elsass-Lothringen in den Genuss einer eigenen Verfassung, die zwar als sehr unzureichend bewertet wurde, die aber dennoch des Entstehen einer quasi nationalen Identität für Elsass-Lothringen zur Folge hatte.

Nach dem Drama des Ersten Weltkriegs empfand ein großer Teil der Bevölkerung Genugtuung über die Rückkehr nach Frank-

Landesauschussgebäude. Durch die Verfassung von 1911 wurde aus dem »Landesausschuss« ein vollberechtigter Landtag. Heute Sitz des Théatre National de Strasbourg. (Foto: gemeinfrei)

reich, doch bestand ein tiefes Missverständnis zwischen den französischen Behörden, näherhin zwischen der französischen Bevölkerung in seiner Gesamtheit und der Bevölkerung in Elsass-Lothringen: Letztere hatte ein Bewusstsein ihrer Identität und ihrer Originalität entwickelt, das sie bewahren wollte. Sie hatte sich an die Autonomie gewöhnt und wollte weiterhin von ihr profitieren. Ihre Anhänglichkeit an ihre Sprache und ihre Dialekte hatte sich verstärkt. Die deutsche Herrschaft hatte ihr eine plurinationale kulturelle Offenheit ermöglicht, die sie zu bewahren hoffte. Für Frankreich bedeutete die Aufhebung der Annexion die Reintegration in ein einheitliches und uniformes politisches System. Innerhalb der französischen Verwaltung gab es ohne Zweifel eine Strömung, die darauf ausgerichtet war, die elsässischen Traditionen zu respektieren. So verzichtete man darauf, die französische Gesetzgebung *en bloc* einzuführen und teilweise blieb das Recht aus der Zeit vor 1918 weiterhin in Kraft. Diese Maßnahmen hatten jedoch Übergangscharakter und bildeten nur eine Abschwächung im Prozess der Assimilation. Jegliche regionale Autonomie war beseitigt worden: Das Elsass und das Moselgebiet wurden erneut einfache Departements. Die unterschiedliche Sichtweise der Pariser Behörden und der elsässischen Bevölkerung provozierte den Anstieg einer autonomistischen Bewegung, die heftig unterdrückt wurde.

Das Trauma des zweiten Weltkriegs ist immer noch präsent

Die Periode von 1939 bis 1949 wurde von einer Serie schwerwiegender traumatischer

Erlebnisse geprägt: Evakuation im September 1939 mehrerer hunderttausender Elsässer und Mosellaner nach Südwestfrankreich; Verhaftung zu selbem Datum zahlreicher elsässischer Autonomistenführer als Spione und Verräter; Annexion durch das Naziregime, Integration im Juni 1940 des Elsass in den Gau Baden, der zum Oberrheingau wurde; Gleichschaltung innerhalb weniger Wochen, Ausweisung unerwünschter Bevölkerungsgruppen (Juden, Innerfranzosen, etc.), Zwangsrekrutierung ab 1942 in die Wehrmacht, Einrichtung der Lager Schirmeck und Struthof. Nach der Befreiung schließlich die brutale Säuberung, die systematische Suche nach »Germanophilen«, die Delegitimierungen jeglichen Interesses für die deutsche Kultur und die Stigmatisierung eines jeglichen Anspruchs auf Regionalität. Unter dem Vorwand, die französische Sprache müsse den während des Krieges verlorenen Stellenwert wieder zurückgewinnen, wurde der Deutschunterricht in den Primarschulen untersagt. Nach dieser Abfolge von Traumatas war jede Forderung nach Regionalität verpönt und sogar das Bewusstsein einer elsässischen Identität wurde als suspekt eingestuft. Dies führte dazu, dass die Elsässer sogar ihre Muttersprache aufgegeben haben[2]. Zudem wurde aus dem Teilgebiet Lothringens, das ehemals zum Reichsland gehört hatte, das Departement Moselle gebildet, dessen kulturelles und politisches Leben sich nach und nach dem Elsass entfremdet hatte. Das Elsass war seinerseits mehrheitlich gaullistisch und nationalistisch geworden.

2) Die wachsende Bedeutung des regionalen Prinzips

Erst nach 1968, mit den Nachwehen des Mai 68, schwächte sich im Zuge der Aufbruchsstimmung, die sich unter der jüngeren Generation breit machte, der Druck, der auf der elsässischen Bevölkerung lastete, allmählich ab. In ganz Frankreich erwachte nun aus einem Protestdenken heraus das Interesse an den Regionen.[3] So kam es dazu, dass in den 1980er Jahren, als die Zeichen auf Dezentralisierung und Regionalisierung standen, das Elsass das Statut einer »Région« erhielt. Darunter ist zwar eine kompetenzarme Gebietskörperschaft zu verstehen, diese Reform hat es aber den Elsässern ermöglicht, einen institutionellen Rahmen wiederzufinden, der es ihnen ermöglicht hat, sich mit diesem zu identifizieren und so an die Idee einer regionalen »Autonomie«[4] wiederanzuknüpfen.

Die französischen Regionen, die in den 1970er Jahren gebildet worden waren[5], besaßen lediglich eine regionale Planungskompetenz: Sie hatten den Auftrag auf der Grund-

Gebäude des Regionalrates Elsass. Nur 1972 verfügten die Regionen über eigenständige Behörden. 1982 wurden sie Gebietskörperschaften. 2005 hat sich die Region Alsace ein »Hotel de Région« gebaut. (Foto: Région Grand Est)

lage eines regionalen Budgets die »regionalen Pläne« auf den Weg zu bringen, die jedoch nur Ausführungen des nationalen Planes darstellten[6]. Seit dieser Zeit hat der Planungsgedanke weithin an Substanz verloren.

Die Regionalisierung in den 1980er Jahren: begrenzt aber vielversprechend

Aber die Regionen verfügen nach wie vor über ein Budget, um verschiedene Projekte umzusetzen. Die Region Elsass hat, wenn auch in einem eher beschränkten, wenn auch nicht unbedeutendem Rahmen, ihre Ressourcen genutzt, um einzelne Initiativen zugunsten der elsässischen Kultur und Identität zu fördern: Die Finanzierung des Instituts für das elsässisch-lothringische Lokalrecht, die Finanzierung des Deutschunterrichts, die Erhaltung des regionalen Kulturerbes, die Unterstützung der örtlichen Kultur wie auch die Entwicklung der Zusammenarbeit mit den Nachbarregionen, etc. Die progressive Verstärkung dieser Region Elsass in Richtung auf die Gewährung von mehr Kompetenzen und Autonomie schien in der Logik der institutionellen Entwicklung vorgezeichnet zu sein.

Diese Region Elsass, die seit dem Anfang der 1970er Jahre bis 2015 existiert hatte[7], unterschied sich in ihrer Ausprägung in keiner Weise von den anderen französischen Regionen. Die Kooperation dieser regionalen Einheit mit der unteren Verwaltungsebene, also mit den beiden Departements des Bas-Rhin und des Haut-Rhin, war jedoch eng, und so entwickelte sich die Idee einer Fusion der beiden Ebenen sowie der Bildung einer originären Gebietskörperschaft, die die Region und die Departements zusammenfügte. Dies war jedoch ein ambivalentes Projekt: Es wurde im Wesentlichen mit einer Rationalisierung der Verwaltungsorganisation begründet (Kostenersparnis, Vermeidung von Doppelbeschäftigung, etc.), lief aber andrerseits darauf hinaus, für das Elsass eine originäre Gebietskörperschaft mit einem besonderen Statut zu kreieren, die ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung mit der Leitidee der elsässischen Identität verband. Aber 2013, als über dieses Projekt ein Referendum stattfand, wurde aus eher konjunkturbedingten Gründen, die hierfür erforderliche Mehrheit verfehlt[8].

3) Auflösung der Region Elsass und deren Auswirkungen

2015 wurde dann, zur großen Überraschung der Betroffenen, im Rahmen der von François Hollande initiierten Territorialreform[9] die Region Elsass von der Landkarte gestrichen und durch eine Fusion mit zwei anderen Regionen eine neue Region »Grand Est« gebildet. Umfragen ergaben, dass über 80 % der Elsässer diese Fusion ablehnen. Diese Ablehnung hat viele Gründe: Die Vorgehensweise war undemokratisch (alle elsässischen Abgeordneten hatten dagegen gestimmt), sie war sachlich nicht nachvollziehbar (es fehlte vorab eine entsprechende Studie), sie war kostspielig (die Personal- und Transportkosten sind gestiegen), sie hatte einen Zentralisierungseffekt (die neue Region ist größer als Belgien) und sie ist technokratisch (sie gründet auf der Vorstellung »Big is beautiful«). In Wirklichkeit ist die Reform Ausdruck einer völligen Missachtung des Regionalgedankens in seiner wahren Form.[10] Aber jenseits dieser allgemeinen Überlegungen waren die Elsässer darüber schockiert, dass diese Reform instrumentalisiert wurde, um das elsässische Identitätsbewußtsein zugunsten einer »Identität des Grand Est«, die jeglicher

Karte der neuen Region »Grand Est« mit 10 Departements (Foto: Tschubby, Wikimedia Commons.)

Grundlage entbehrt, zu zerstören. So kam es dazu, dass die Bediensteten der neuen Region sich genötigt sahen, den Gebrauch des Begriffs Elsass[11] zu untersagen, da auch die Sport-, Sozial- und Berufsverbände wie auch die kulturellen Vereinigungen auf der Ebene des »Grand Est« fusionieren mussten. Sie hatten keine andere Wahl, da sie von öffentlichen Subventionen abhängig sind. Auch die Statistiken, die den Gebieten der alten Regionen entsprachen, werden nicht mehr weitergeführt[12]. Die für das Elsass wichtigen Anliegen (Regionalsprache, Lokalrecht, rheinübergreifende Solidarität) gehen in einem Großgebilde »Grand Est«, das davon größtenteils weit entfernt ist, weitgehend unter.

Ein paradoxes Wiederwachen des regionalen Bewusstseins

Man hätte denken können, dass das Verschwinden der Region Elsass der letzte Sargnagel[13] für eine regionale Identität, die ohnehin schon geschwächt war[14], bedeutet hätte. Doch das Gegenteil war der Fall. Selbst für die eher dem Protest abgeneigten Elsässer war dies entschieden zu viel! Der Widerwille gegen diese Fusion war ein wichtiger Faktor für die Renaissance eines elsässischen Regionalbewusstseins.

Dieses Wiedererwachen eines Gefühls für die elsässischen Besonderheiten wird eindrücklich belegt durch eine Serie von Meinungsumfragen, die 2018 und 2019 durch na-

»Non à la fusion«. Demonstration gegen die Auflösung der Region Elsass. Rot und weiß waren die Farben der historischen Fahne des Elsass.

tionale Umfrageinstitute durchgeführt wurden. Laut einer Umfrage von CSA, die von der Regionalpartei »Unser Land« in Auftrag gegeben wurde, befürworten 92 % der Elsässer die Beibehaltung und Weiterentwicklung des Lokalrechts, 95 % die Förderung des Erlernens der Regionalsprache in den beiden Varianten des Standarddeutschen und der elsässischen Dialekte, 84 % wünschen die Rückkehr zu einer Region Elsass, 50 % der Elsässer fühlen sich vor allem als Elsässer oder Europäer. Diese Prozentsätze liegen bei weitem über jenem Bevölkerungsteil, den man herkunftsbedingt als »alteingesessene Elsässer« bezeichnen könnte. Sogar ein großer Personenkreis, der aus anderen französischen Regionen oder aus anderen Ländern stammt, bekennt sich zu diesen regionalen Besonderheiten und bejaht sie. Eine gewisse Anzahl von elsässischen Traditionen, die lange als verpönt galten, ja verachtet wurden (Bedeutung des Handwerks, Rolle der Musik, ein starkes Verbandswesen, der Sinn für Disziplin, etc.) werden als gemeinsames Kulturerbe betrachtet. Der Wunsch, zweisprachige Kompetenzen zu erhalten oder wieder auszubauen befindet sich zunehmend im Aufwind. Die Zweisprachigkeit stellt heute eine allgemein anerkannte Forderung dar. Die Regionalpartei »Unser Land« konnte bei den letzten Wahlen zu den Departementsräten deutliche Stimmengewinne verbuchen. Die Forderungen, eine neue Gebietskörperschaft mit besonderem Statut für das Elsass zu bilden, sind zunehmend lauter geworden. Verschiedene Bewegungen drängen auf einen entsprechenden Umbruch. So wurde im Januar 2019 ein Verein »Mouvement pour l'Alsace« gegrün-

det, der sich den Austritt des Elsass aus dem Grand Est zum Ziel gesetzt hat.

Die Regierung konnte vor dieser Unzufriedenheit auf Dauer die Augen nicht verschließen. Sie beauftragte den Regionalpräfekten mit der Erstellung eines Berichts[15] und begann dann einen Verhandlungsprozess mit den beiden Präsidenten der Departementsräte des Haut Rhin und des Bas Rhin.

Die politische Forderung nach einem Austritt des Elsass aus der Region Grand Est, der Bildung einer Gebietskörperschaft mit besonderem Status (statut particulier) und erweiterten Kompetenzen[16], wurde von der Regierung nicht akzeptiert. Sie lehnte eine Modifikation der Karte der Regionen wie auch die Gewährung eines besonderen Statuts für das Elsass ab.

»Die Vereinbarungen von Matignon«

Am 29. Oktober 2018[17] wurde eine gemeinsame Erklärung des Premierministers, des Präsidenten des Regionalrats und der beiden Präsidenten der Departementsräte veröffentlicht, die die Bildung einer Gebietskörperschaft unter der Bezeichnung »Collectivité européenne d'Alsace«, verkündete. Durch ein späteres Gesetz sollten dieser einige weitere Kompetenzen und Aufgaben zugeteilt werden. Die elsässischen Abgeordneten hofften, dass die parlamentarische Diskussion über den Gesetzesentwurf es ermöglichen würde, die Befugnisse dieser neuen Gebietskörperschaft auszuweiten. All ihre Anträge, die in diese Richtung zielten, wurden jedoch von der Regierungsmehrheit, auch von deren elsässischen Abgeordneten, abgelehnt. Das neue Gesetz hat deshalb die Vorbehalte gegenüber der Region Grand Est nur wenig abgeschwächt und nur einen begrenzten Enthusiasmus für die neue Gebietskörperschaft Elsass hervorgerufen. Dennoch ist eine Mehrheit der Elsässer der Auffassung, dass man die Perspektiven, die sich durch die neue Gebietskörperschaft ergeben, so weit wie möglich nutzen sollte. Die vorbereitenden Maßnahmen werden sich über das ganz Jahr 2020 hinziehen. Nach dem Inkrafttreten der neuen Gebietskörperschaft werden Wahlen stattfinden, um sowohl den neuen elsässischen Departementsrat zu konstituieren als auch den Regionalrat zu erneuern. Erst nach diesen verschiedenen Veränderungen wird man eine Vorstellung davon haben, wie sich die neue politische und institutionelle Szenerie des Elsass entwickeln wird.

4) Die gesetzlichen und administrativen Charakteristika der neuen europäischen Gebietskörperschaft Elsass (Collectivité européenne d'Alsace)

Wie bereits angedeutet, ist die neue institutionelle Einheit des Elsass ein Departement unter bereits hundert anderen, die im metropolita-

Brigitte Klinkert und Frédéric Bierry, die beiden Präsidenten der Departementsräte des Haut-Rhin und Bas-Rhin, die die Gründungsverhandlungen mit der Regierung geführt haben (Foto: Magazin Haut Rhin n°64 – département Haut Rhin).

nen Frankreich existieren.[18] Mit einer Fläche von 8280 Quadratkilometern und 1,885 Mio Einwohnern wird es ein großes Departement sein, aber dennoch aber keine außergewöhnliche Größe haben. In der französischen Verwaltung haben die Departements eine doppelte Eigenschaft: Sie stellen einen nachgeordneten staatlichen Verwaltungsbezirk dar und sie sind zugleich auch Gebietskörperschaften, die über eine eigene Selbstverwaltung verfügen.

Eine Fusion zweier Departements

Die neue elsässische Gebietskörperschaft wird die Eigentümlichkeit haben, dass sie zwei administrativen Bezirken des Staates entspricht: Die beiden Präfekturen des Haut-Rhin und des Bas-Rhin werden beide bestehen bleiben und der Präfekt des Bas-Rhin wird auch die Funktionen des Präfekten der Region Grand Est ausüben, dessen Sitz sich in Straßburg befindet. In dieser Hinsicht bewirkt die Reform also keine Änderung, sieht man von einigen nachrangigen Details ab.

Als territoriale Gebietskörperschaft wird die neue Gebietskörperschaft dieselben Organe haben wie zuvor (eine beratende Versammlung, dessen Präsident die exekutiven Funktionen ausübt) und zugleich dieselben Kompetenzen wie die anderen Departements, d. h. hauptsächlich die folgenden Aufgaben:

- Die Hilfsdienste und die Sozialhilfe des Departements (Kinderhilfe, Mutter- und Kindesschutz, Regelung der Adoptionen, finanzielle Unterstützung für Familien in Not); Hilfen für Behinderte, ältere Menschen, einschließlich der Seniorenhäuser und der häuslichen Hilfen; die gesetzlichen Leistungen der Sozialhilfe: Verwaltung des aktiven-solidarischen Mindesteinkommens (über 50 % des Gesamtetats).
- Im Erziehungsbereich: Den Bau, die Ausstattung und den Unterhalt der collèges (Sekundarschulen – 11 bis 15 Jahre); ferner die Bereitstellung des Verwaltungspersonals und der Techniker, Arbeiter und sonstigen Dienste der collèges (8 % des Budgets).
- Die Verwaltung des departementalen Straßennetzes: Dazu gehören alle Straßen, ausgenommen die staatlichen Nationalstraßen und die kommunalen Straßen, ferner die lokalen Hafeneinrichtungen, Hafenanlagen und die Radwege (10 % des Budgets).
- Die Feuerwehren (4 % des Budgets).
- Die ländliche Infrastruktur, die Flurordnung, die Wasserbewirtschaftung und die Wirtschaftswege (6 % des Budgets).
- Kulturelle Aktivitäten: Archive, Bibliotheken und Museen des Departements und Subventionen für das kulturelle Leben (3 % des Budgets).

Die Departements beteiligen sich gemeinsam mit dem Staat und anderen Gebietskörperschaften auch an zahlreichen Planungsaktivitäten (Wohnungsbausplan des Departements, Siedlungsplan, Plan für die Unterbringung Behinderter. Erstellung eines departementalen Schemas für die Versorgung von Personen ohne festen Wohnsitz, eines Schemas für die Entwicklung des künstlerischen Unterrichts, eines Verkehrsplan, etc).

Neben diesen Pflichtaufgaben nehmen die Departements in zahlreichen Bereichen auch freiwillige Aufgaben wahr, besonders im Kulturbereich, im Sport, im Tourismus, etc. Zudem können sie auch die Regionalkultur und die Regionalsprache unterstützen.

Das am 7. August 2015 in Kraft getretene Gesetz, mit der Bezeichnung »Loi NOTRe« hat die Kompetenzen der Departements erheblich eingeschränkt und diese den Regionen übertragen, besonders im wirtschaftlichen Bereich

(Subventionen und wirtschaftliche Interventionen) und im Transportwesen (nichtstädtischer Busverkehr). Die Departements sind somit zu einem großen Teil ausführende Verwaltungen mit einem begrenzten Spielraum für eine autonome Politikgestaltung.

Kein besonderes Statut aber einige Veränderungen

Das Gesetz vom 2. August 2019 über die »europäische Gebietskörperschaft Elsass«[19] modifiziert nicht das gängige Kompetenzschema, aber es fügt einige Erweiterungen hinzu:

- Der Gebietskörperschaft Elsass wird hinsichtlich der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit eine »Leitfunktion« (»chef de file«) zuerkannt. Sie hat die Aufgabe, ein »elsässisches Modell für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zu erarbeiten«. Mit dieser Aufgabe ist zwar nicht eine neue Machtbefugnis für die Gebietskörperschaft verbunden, sie weist dieser aber die Rolle eines Impulsgebers zu, die aber in Abstimmung mit der Gesamtheit der betroffenen Akteure wahrzunehmen ist.
- Ferner die Aufgabe einer Förderung der Regionalsprache, verbunden mit der Zusicherung (die bereits existiert), einen fakultativen Unterricht der Regionalsprache und der Regionalkultur vorzuschlagen und zu diesem Zweck Personal zu rekrutieren. Die Kompetenzen für Schule und Unterricht verbleiben allerdings bei den Instanzen des nationalen Erziehungssystems. Der neuen Gebietskörperschaft wird aber die Rolle einer »Begleitung« zugestanden; das Gesetz sieht die Einrichtung eines Konsultativorgans mit der Bezeichnung »Strategisches Komitee zur Unterrichtung der deutschen Sprache im Elsass« vor. Es wird auch eine »Pilotfunktion« in Bezug auf den Unterricht der elsässischen Dialekte und die Pflege des kulturellen Angebots und Erbes erwähnt, aber ohne das Zugeständnis von Kompetenzen oder zusätzlichen Ressourcen.
- Der Staat überantwortet der Gebietskörperschaft Elsass sein Straßennetz, einschließlich der nicht mautpflichtigen Autobahnen (Ausnahme: die Verkehrsverbindungen, für die die interkommunale Gebietskörperschaft der Eurometropole Straßburg zuständig ist). Dieser Transfer geht auf eine Forderung der lokalen Volksvertreter zurück, die gehofft hatten, dass dies die Einrichtung eines Gebührensystems für Lastwagen – vergleichbar mit dem deutschen Mautsystem – erleichtern würde. Aber das Gesetz behält sich vor, die Regierung zu ermächtigen, in der Zukunft eine solche Gebühr zu erheben, um auf diese Weise den Warenverkehr auf der Straße zu steuern. Die Übertragung der Verwaltung der Nationalstraßen wird für sich genommen wenig Nutzen bringen.

Zu diesen Aufgaben kommen noch einige hinzu, die noch zweitrangiger sind: Eine Rolle der Koordination in Angelegenheiten

Laut Meinungsumfragen befürworten 90 Prozent der Bevölkerung die Förderung der Zweisprachigkeit. Trotzdem ist diese im Elsass weiter rückläufig. (Foto: Cedrix Joubert – Land un Sproch, n. 195)

des Tourismus; die Möglichkeit, einen »Entwicklungsrat« mit Beratungsfunktion einzurichten; die Möglichkeit, für die etablierten Berufsverbände und die Kultur- und Sportverbände sich auf der Ebene der europäischen Gebietskörperschaft Elsass zu organisieren. Insgesamt sind dies Dispositionen von einer sehr begrenzten Reichweite.

Im Übrigen wurde keine einzige Kompetenz der Region Grand Est auf die neue Gebietskörperschaft übertragen. Zugestanden wurde lediglich, dass die Entwicklungsagentur ADIRA[20], die regionale Investitionen fördern soll, ein Handlungsinstrument der neuen Gebietskörperschaft sein könnte. Möglich wäre dies auf der Grundlage einer Änderung der Finanzierungsstruktur dieser Agentur und einer konstruktiven Auslegung der Kompetenzen der neuen Gebietskörperschaft. Diese könnte sich auf ihre Kompetenzen im Bereich der territorialen Solidarität und der sozialen Einbindung mittels wirtschaftlicher Tätigkeit berufen, um weiter an der Führung dieser Agentur beteiligt zu sein, welche beauftragt werden könnte, »die Tourismuspolitik auf ihrem Gebiet zu koordinieren«[21].

Für die Elsässer, die gehofft hatten, für ihr Territorium eine echte Gebietskörperschaft mit einem besonderen Statut zu erhalten, ähnlich dem Statut, das Korsika zugestanden wurde, war die Enttäuschung insgesamt groß. Die neue Gebietskörperschaft ist ganz wesentlich, so das Fazit, nichts anderes als ein Departement wie alle anderen auch.

Die Besonderheit des Elsass wurde dennoch gewürdigt

Trotz allem betont das neue Gesetz zwei Punkte, die für die regionale Identität fundamental sind, die Sprache und die grenzüberschreitende oberrheinische Verankerung. Somit anerkennt es die besondere Ausgangslage und Situation des betroffenen Territoriums, eine Voraussetzung um von den Prinzipien der Einheit und der Gleichheit, die in der Verfassung festgeschrieben sind, abzuweichen. Viele Abgeordneten hatten während der Parlamentsdebatten jeden Anspruch des Elsass auf Besonderheit bestritten und die Ausdehnung der im Gesetzestext vorgesehenen Dispositionen auf alle Departements gefordert, was die völlige Beseitigung jeglicher Befugnis im Sinne eines besonderen Status bedeutet hätte. Dies zeigt dass, so bescheiden auch die Originalität der europäischen Gebietskörperschaft Elsass ist, dass das Gesetz, das diese etabliert, nicht ohne Widerstand eine besondere Rechtslage für einen bestimmten Teil des Territoriums geschaffen hat: Es handelt sich faktisch um ein neues Lokalrecht, auch wenn man heute lieber von Territorialrecht in dem Sinne spricht, dass es nur in einem einzigen Teilgebiet der Republik zur Anwendung kommt. Um dieses besondere Recht zu rechtfertigen attestiert der Begründungstext des Gesetzesentwurfs der elsässischen Gebietskörperschaft ausdrücklich eine Besonderheit des Elsass: »Seine geographische Lage, seine französische und europäische Identität und die tiefe Verbundenheit, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht mit der anderen Rheinseite, sind ausreichende Besonderheiten, die eine Fortentwicklung der Kompetenzen rechtfertigen«, die »in ihrer besonderen und spezifischen Ausprägung auf die Eigentümlichkeiten des Elsass zugeschnitten sind, beispielsweise auf die Zielsetzung einer sozio-ökonomischen Einbettung in die Rheinachse und einer Intensivierung der grenzüberschreitenden Kooperation«. Wir verfügen somit über ein Gesetz, das in seiner

Anerkennung der Besonderheit der elsässischen Realität ziemlich weit geht, auch wenn die praktischen Konsequenzen, die es hieraus ableitet, sehr gering bleiben.

5) Perspektiven

Die Elsässer neigen zu einer positiven Grundhaltung. Vorherrschend ist eine Einstellung, die darauf abzielt, das Beste aus den Gegebenheiten, die das neue Gesetz geschaffen hat, herauszuholen und dennoch aktiv darauf hinzuwirken, weitere Verbesserungen zu erreichen.

Die Bildung der neuen Gebietskörperschaft beinhaltet in der Tat reelle Chancen. Sie verfügt künftig über nicht unbeträchtliche Ressourcen. Wenn man einfach die finanziellen und personellen Ressourcen der beiden Departements Bas-Rhin und Haut-Rhin addiert, kommt man auf ein Budget von zwei Milliarden Euro und 5000 Beschäftigte. Die Fusion könnte also die Möglichkeit für eine grundlegende Neuorganisation eröffnen, die es erlauben würde, beträchtliche Gestaltungsspielräume zu gewinnen.

Eine optimale Gelegenheit, aber wird sie auch genutzt werden?

Es ist möglich, die beiden aktuellen departementalen Verwaltungen auf der Behördenebene organisatorisch so weiterzuentwickeln, dass sie Raum schaffen für nachhaltige strategische Orientierungen. Zwei strategische Interventionsachsen werden sogar bereits durch das Gesetz über die europäische Ge-

Ein Beispiel der möglichen Zusammenarbeit zwischen dem Elsass und Baden: die grenzüberschreitende Schule Kappel-Grafenhausen. Leider musste sie schließen (Foto: Lorber, Lahrer Zeitung, 27.6.2013)

bietskörperschaft Elsass vorgezeichnet: Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit und die Entwicklung der Zweisprachigkeit, zwei Zielsetzungen, die übrigens eng miteinander verbunden sind. Die neue Gebietskörperschaft könnte diese beiden Ziele mit vollem Engagement angehen und dafür einen signifikanten Anteil ihrer Ressourcen bereitstellen, die durch die Reorganisation der bestehenden Strukturen frei werden und so eine Dynamik in Gang setzen: Daraus könnte weit mehr entstehen als ein gewöhnliches Departement.

In die Förderung der Regionalsprache (Deutsch in seinen zwei Varianten Standard und Dialekte) und der Zweisprachigkeit investieren die beiden Departements gegenwärtig lediglich 0,5 % ihrer Ressourcen. Eine beträchtliche Erhöhung wäre machbar, so dass man eine Politik der Zweisprachigkeit, die diesen Namen auch verdient, finanzieren könnte.

Aber, so muss man fragen, werden die Verantwortlichen der neuen elsässischen Gebietskörperschaft auch den Mut haben, solche Innovationen in Angriff zu nehmen? Man wird erst in einem Jahr mehr wissen, wenn die neue Gebietskörperschaft den ersten Haushalt beschlossen hat, oder auch ein wenig später, wenn nach den Departementswahlen von 2021 der Departementsrat sein neues Gesicht zeigen wird. Bislang hatten die gewählten Departementsräte eher das Profil von traditionalistisch eingestellten Verwaltungsfachleuten. Es ist denkbar, dass die kommenden Wahlen Platz machen für Personen, die der elsässischen Gebietskörperschaft einen neuen Schwung verleihen. Hinsichtlich der künftigen Entwicklung des regionalen Wahlverhaltens besteht so ein großes Fragezeichen.

Welche Zukunft hat die Region Grand-Est?

Parallel zu dieser Frage geht die Debatte über die Zukunft der Region Grand Est weiter. Ein Teil der elsässischen Öffentlichkeit bekämpft sie weiterhin. Um diesen Kritiken teilweise den Wind aus den Segeln zu nehmen, versucht die Führungsspitze der regionalen Gebietskörperschaft zu beweisen, dass auch sie sich stark macht für die Zweisprachigkeit, die Regionalkultur, die lokalen Besonderheiten wie zum Beispiel das elsässisch-mosellanische Lokalrecht und die grenzüberschreitende Kooperation. Eine Art Konkurrenz hat sich so zwischen den beiden Departements und der Region, was die Themen elsässische Sprache und Kultur anbetrifft, herausgebildet. Es handelt sich um eine zwar wortreiche, eher aber inhaltsarme Konkurrenz, die naturgemäß dennoch dazu dient,

Die Region Grand Est ist alles andere als glücklich über die neue Gebietskörperschaft Elsass (Zeichnung: Yannick Lefrançois)

dieser Thematik eine größere Legitimation zu verschaffen.

Für die Region Grand Est werden die Wahlen im Jahr 2021 einen Härtetest darstellen: Welche Machtkonstellationen ergeben sich aus diesen Wahlen? Der aktuelle Regionalrat hat sich noch in einer politischen Konjunktur aus der Zeit vor dem Auftauchen der Bewegung Macrons etabliert. Die Wahlen könnten entweder in eine Krisensituation münden (z. B. wenn es eine rechtsextreme Mehrheit geben sollte) oder umgekehrt in eine Konsolidierung der Gebietskörperschaft. Verlässliche Prognosen gibt es nicht.

Was wollen die Elsässer? Was ihre Nachbarn?

Was wünschen die Elsässer wirklich? Es existiert ohne Zweifel, wie auch die Umfragen zeigen, eine mehrheitliche Strömung zugunsten einer größeren regionalen Autonomie[22]. Die Bereiche, die genannt werden, sind das Unterrichtswesen, die Regionalkultur, die berufliche Bildung, das Verkehrswesen, der audio-visuelle Sektor, die wirtschaftliche Entwicklung, die Zusammenarbeit mit den Nachbarregionen. Es handelt sich jedoch eher um populäre Wünsche als um handfeste politische Forderungen. Dennoch: Selbst wenn alle diese Erwartungen erfüllt würden, würde die Gebietskörperschaft Elsass über weit weniger Kompetenzen verfügen als die meisten Regionen in den anderen europäischen Ländern. Sie wären weit entfernt von den Kompetenzen eines Bundeslands oder eines Kantons. In der aktuellen Situation verkörpert der Prozentsatz der Elsässer, die bereit wären für ein entsprechend ambitionierteres Projekt[23] zu stimmen, nur eine Minderheit[24], aber diese nimmt langsam zu.

Als ein Faktor, der Stabilität oder auch Entwicklung verheißt, gilt es auch den allgemeinen Meinungstrend in Frankreich, dessen Auswirkungen auch auf das Elsass sehr prägend sind, in den Blick zu nehmen. Die aktuelle Regierung praktiziert einen sehr »vertikal« ausgerichteten Politikstil, der für eine größere lokale Autonomie wenig Sympathie zeigt. Aber keine andere Partei auf der nationalen Ebene entwickelt Programme für eine Dezentralisierung. Andrerseits ist sich die gesamte politische Klasse der Tatsache bewusst, dass die Zentralisation negative Effekte zeitigt und dass die verschiedenen sukzessiven Versuche einer Dezentralisierung seit den 1980er Jahren mehr oder minder gescheitert sind. Deshalb betont man regelmäßig, jedoch ohne dies in der Praxis umzusetzen, die Idee, die Möglichkeiten von territorialen Differenzierungen bei der Anwendung der Rechtsregeln zu erweitern. In jedem Falle scheint eine Infragestellung der Regionalreform von 2015 in weite Ferne gerückt zu sein.

Eine bleibt eine offene Frage, wie die deutschen und schweizerischen Partner reagieren würden, wenn die künftige Gebietskörperschaft Elsass die Entwicklung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit ernst nehmen und sie mit ambitionierten Vorschlägen im Erziehungsbereich, im Kulturbereich oder im Verkehrswesen konfrontieren würde[25]. Es gibt keine Garantie, dass man sich auf diesen Gebieten tatsächlich annähern würde. Auf viele Fragen gibt es somit keine klaren Antworten.

Bleibt also das abschließende Fazit, dass das Gesetz vom 2. August 2019 keineswegs die Situation stabilisiert hat, sondern dass die sich hieraus ergebende weitere Entwicklung insgesamt recht offenbleibt.

Anmerkungen

1 Zur Zeit des Ancien Régime gab es eine Provinz Elsass, die mit ihrem Königlichen Rat dem Machtbereich der französischen Krone zugehörte, aber über eine starke Identität verfügte. Nach der Französischen Revolution existierte das Elsass überhaupt nicht mehr als politische Einheit. Sein Territorium wurde in die zwei Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin aufgeteilt.

2 Zu diesem kulturellen Zerfall vgl. Eugène Philipps, La crise d'identité – l'Alsace face à son destin, Société d'Edition de la basse Alsace, Strasbourg 1978; der Titel der deutschen Übersetzung lautet: Schicksal Elsaß: Krise einer Kultur und einer Sprache, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1980.

3 Robert Laffont, La révolution régionaliste, Gallimard 1967.

4 Dieser eigentlich harmlose Begriff, der im europäischen Demokratieverständnis, so auch im Europarat, als eine selbstverständliche Komponente begriffen wird, leidet im Elsass immer noch unter einer Negativwahrnehmung.

5 Das Departement Moselle wurde in die Region Lothringen eingegliedert.

6 Auf keinen Fall kann man die französischen Regionen mit den deutschen Ländern vergleichen, auch nicht mit den spanischen autonomen Gebietskörperschaften, selbst nicht mit den italienischen Regionen, so sehr sind die französischen Regionen hinsichtlich ihrer Kompetenzen und ihres politischen Gewicht begrenzt. Es handelt sich somit nur um höhere »lokale Gebietskörperschaften«.

7 Als öffentliche Einrichtung, sodann als territoriale Gebietskörperschaft.

8 Es gibt mehrere Gründe für das Scheitern dieser Reform: Sie wurde schlecht kommuniziert und schien ein Risiko zu einer Zentralisierung zugunsten der regionalen Hauptstadt Straßburg zu beinhalten. Obwohl eine Mehrheit der Elsässer die Reform befürwortete, gingen sie nicht in ausreichender Zahl zu den Urnen, da sie das Vorhaben als Politikaktionismus begriffen und zweifellos auch irritiert waren im Hinblick auf ihre eigene »Elsass-Wunschvorstellung«.

9 Vgl. Gesetz Nr. 2015-29 vom 16. Januar 2015 über die Begrenzung der Regionen und das Gesetz Nr. 2015-991 vom 7. August 2015 die neue territoriale Organisation der Republik betreffend, auch bekannt unter der Bezeichnung Gesetz NOTRe.

10 Die wirklichen Beweggründe dieser Reform sind ungeklärt: Eine Rolle spielte zweifellos das Motiv, den europäischen Instanzen zu zeigen, dass man fähig sei, strukturelle Reformen umzusetzen, um Kosten zu sparen und die Effizienz der öffentlichen Einrichtungen zu erhöhen. Vielleicht hoffte man auch, durch diese Fusionen den weiteren Aufstieg des Front National einzudämmen. Zugleich illustriert diese Reform eine ausgesprochen »technokratische« Orientierung, die keinerlei Gespür für die existentielle Bedeutung echter regionaler Gebietskörperschaften erkennen lässt wie sie in den Dokumenten des Europarats konzipiert sind.

11 In jüngster Zeit hat der neue Präsident der Region Grand Est diese Politik modifiziert: Um diese zu legitimieren hat er die Themen der Bewahrung der elsässischen Identität und Sprache aufgegriffen (dabei eher den elsässischen Dialekt als die deutsche Sprache betont – dies alles in der Absicht, dieses Terrrain nicht nur den Anhängern einer Rückkehr zu einer Gebietskörperschaft Elsass zu überlassen).

12 Man muss wissen, dass – wie auf der Ebene eines Departements – auch die Ebene der Region nicht nur eine dezentralisierte Gebietskörperschaft darstellt, sondern auch einen staatlichen Verwaltungsbezirk mit staatlichen Behörden bildet. Die Reform der Fusion der Regionen hat sich in zwei Dimensionen vollzogen: Fusionen der territorialen Gebietskörperschaften, zugleich aber auch Fusionen der staatlichen Behörden und der zugehörigen Strukturen (Präfekturen, regionale Direktionen, berufsbezogene Kammern, Rechnungshöfe, Einrichtungen des Gesundheitswesens, etc.). Darüber hinaus sieht das Gesetz vor, dass eine gewisse Anzahl von privaten Vereinigungen, die öffentliche Aufgaben erfüllen, auf der Ebene der Region ihren Zusammenschluss organisieren müssen (Sportsverbände, bestimmte kulturelle Vereinigungen, etc.). Dies bedeutet, dass bei entsprechenden Aktivitäten die elsässischen Verbände aufgelöst und diese auf die Ebene des »Grand-Est« transferiert werden müssen. Eine Reihe von Verbänden haben diese Neugruppierung auf der Ebene des Grand Est »freiwillig« vollzogen, um ihren Einfluss bzw. ihre Subventionen zu erhalten (Berufsverbände, Arbeitgeber- und gewerkschaftliche Organisationen, Strukturen der Banken oder der Versicherungen). Somit ist also ein großer Teil des sozialen und wirtschaftlichen Sektors unmittelbar von der Fusion der Regionen betroffen.

13 Jean-Marie Woehrling, Die Fusion der Regionen in Frankreich und ihre Auswirkung für das Elsass Verwaltungsblätter Baden-Würtemberg VWBlBW Heft 1 2016, S. 15.
14 Besonders mit Blick auf den beständigen Verlust an regionaler Sprachkompetenz und an Kenntnis der eigenen Geschichte und Kultur bei den jungen Elsässern.
15 Nach den letzten Wahlen auf der nationalen Ebene beauftragte Ministerpräsident Édouard Philippe am 22. Januar 2018 den Präfekten der Region Grand Est, Jean-Luc Marx, damit, sich über mögliche institutionelle Entwicklungen des Elsass Gedanken zu machen. In seinem Bericht, den er am 15. Juni 2018 vorlegte, betonte Marx die Dringlichkeit eines »désir d'Alsace« und skizzierte mehrere Entwicklungspfade, um diesem Territorium eine juristische Form zu geben.
16 Die beiden Präsidenten der Departementsräte, die eine »autonomistische« Vision strikt ablehnen, haben ihre Wunschvorstellung hinsichtlich der künftigen politischen Gebietseinheit folgendermaßen beschrieben: Die Gebietskörperschaft sollte weitreichende Vollmachten erhalten »um im Nahbereich die öffentlichen Angelegenheiten des Elsass zu verwalten«, »die Arbeitsplätze zu sichern«, »die wirtschaftliche Entwicklung zu fördern«, um über Kompetenzen im Ausbildungsbereich und der beruflichen Bildung zu verfügen, um so »dem Elsass die Möglichkeit zu geben, Kooperationsverträge mit den benachbarten Territorien zu schließen« und zugleich »aus dem Elsass ein zweisprachiges Gebiet mit Modellcharakter zu machen« (Magazine Tout le Bas-Rhin Juni 2018).
17 https://www.haut-rhin.fr/content/vers-une-collectivit%C3%A9-europ%C3%A9enne-dalsace-un-jour-historique-pour-l%E2%80%99alsace-0.
18 Es gibt 94 departementale Gebietskörperschaften und 101 staatlich-departementale Verwaltungsbezirke.
19 Der Name hat keine juristische Bedeutung: die neue Gebietskörperschaft hat keine »europäischen« Zuständigkeiten! Sie hat auch keine europäische Bedeutung. Es ist ein »Ehrentitel« der den dürftigen Inhalt des Gesetzes kompensieren soll.
20 Agence de Développement d'Alsace.
21 Das Verwaltungsgericht in Straßburg hatte andrerseits in einem Urteil am 27. Juni 2018 (n° 1701918) verfügt, dass in Ermangelung von wirtschaftlichen Kompetenzen die Departements in dieser Agentur künftig finanziell nicht mehr intervenieren dürfen.
22 Umfrage des IFOP vom Februar 2018 im Auftrag des Club Perspectives Alsaciennes.
23 Das Programm der Regionalpartei »Unser Land« fordert für das Elsass ein Statut nach dem Muster Korsikas.
24 Forderungen nach Unabhängigkeit sind von absolut marginaler Bedeutung.
25 Harmonisierung im Bildungswesen, Stärkung und Aufwertung der Kommunen, verbesserte grenzüberschreitende Transportangebote, etc.

Der Autor bedankt sich bei Prof. Dr. Gerd Hepp für die Übersetzung.

Anschrift des Autors:
Jean-Marie Woehrling
Président de Culture et Bilinguisme d'Alsace et de Moselle
– René Schickele Gesellschaft
5 Boulevard de la Victoire
67000 Strasbourg
jmwoehrl@noos.fr

Eine Reise ins einstige Alemannendorf Saderlach im rumänischen Banat

Saderlach ist Zădăreni

Hubert Matt-Willmatt

Hubert Matt-Willmatt beschreibt nach einem jüngsten Besuch 2019 im rumänischen Banat den Aufstieg und Niedergang des »Alemannendorfes« Saderlach, das 1737 von Fricktälern/Hotzenwäldern besiedelt wurde: Saderlach ist Zădăreni – Zeit für ein umfassendes Resümee. In der Blütezeit 1937 wurde das 200-jährige Bestehen des Ortes im Beisein einer großen Delegation aus ganz Baden gefeiert, die politischen Rahmenbedingungen nach 1945 beförderten jedoch zunehmend den Wunsch zur Ausreise nach Deutschland.

»Bună ziua«, grüßt freundlich ein Bauer, der mit seinem Pferdefuhrwerk aus einer Hofeinfahrt herausgefahren kommt. Ich befinde mich im Frühjahr 2019 zum ersten Mal seit der rumänischen Revolution, die im Dezember 1989 im nahen Timişoara/Temeschwar begonnen hatte, wieder einmal in Zădăreni. Das Dorf liegt im Banat in Westrumänien, nicht weit von der ungarisch-rumänischen Grenze und der Stadt Arad, aber gut 1400 Kilometer vom Hotzenwald entfernt.[1]

Bei meinen ersten Besuchen, zusammen mit meinem Bruder Clemens, im »Alemannendorf« Saderlach in den frühen 1970er-Jahren, wurde ich noch in reinstem Alemannisch empfangen.[2] Heute leben in Zădăreni gut 2800 Einwohner, davon 97 % Rumänen, was sich auch im unübersehbaren Neubau einer orthodoxen Kirche am

Aktuelle Ortsansicht mit Kirche in Saderlach 2019 (Hubert Matt-Willmatt)

Ortseingang ausdrückt – unter den restlichen drei Prozent 3 % befinden sich keine »Ditsche« mehr.

»Saderlach gibt's nicht mehr, es gibt nur noch Zădăreni«, sagt, weniger resignativ, denn mit einem die Realität anerkennenden Unterton, Johann Burger, der in Saderlach vor fast 80 Jahren geboren wurde und Ehrenvorsitzender der Heimatortsgemeinschaft Saderlach ist.[3]

Hans Matt-Willmatt (1937) im Kircheneingang – im Vordergrund »Hotzenvater« Gustav Huber (Archiv Matt-Willmatt)

Die im flachen Land um den Fluss Mureș weithin sichtbar stattliche Dorfkirche von 1871 steht jedoch unverrückbar. Pfarrer Florin Petrovan hält dort zwar keinen Gottesdienst in deutscher Sprache ab – mit einem großen Schlüssel öffnet er bereitwillig die Kirchentür. Putz bröckelt stellenweise von den Wänden und Decken, die Orgel wurde seit Langem nicht mehr bespielt, einige der Kirchenfenster sind beschädigt – aber ansonsten ist die Inneneinrichtung mit den geschnitzten Kunstwerken des Saderlacher Künstlers Josef Müller (1919–1959) gut erhalten, ebenso wie die von ihm geschaffenen Statuen der Heiligen Dreifaltigkeit und des Heiligen St. Florian vor der Kirche.

Inneres der katholischen Kirche 2019 (Hubert Matt-Willmatt)

Die Kolonisierung des Banats

Die Geschichte des einstigen Alemannendorfes Saderlach, der »einzigen« alemannischen Sprachinsel in Südosteuropa, beginnt mit dem Sieg der habsburgischen Truppen über das osmanische Heer, das 1683 bis vor Wien gekommen war.[4] Das Besiedlungswerk sah nach den siegreichen Kriegen von 1714 bis 1718 unter Prinz Eugen vor, die fruchtbaren Landstriche mit katholischen Untertanen zu bevölkern, die in jeder Hinsicht ein Bollwerk gegen die Türken bilden sollten. Festungsbauten wie

Stefan Jägers berühmtes Einwanderungsbild
(http://www.heimathaus-billed.de/mediengalerie/der-schwabenmaler/154-jaeger-schwabenmaler)

ab 1716 in Timişoara (Temeschwar) sicherten die Grenze militärisch ab. Die Aufrufe der »Populations-Commissare«, die eine Kopfprämie für jeden Kolonisten erhielten, hatten mit ihren Werbepatenten auch auf dem vorderösterreichischen Hotzenwald und Fricktal großen Erfolg. Trotz der damals unvorstellbar weiten Entfernung handelte es sich um keine Auswanderung, sondern um eine Binnenwanderung. Um die Siedler zum »Umzug« zu bewegen, wurden die freie Fahrt donauabwärts, ein Haus mit Vieh, kostenloses wasserreiches und fruchtbares Land, Steuerfreiheit für fünf Jahre und die Entlassung aus der Leibeigenschaft versprochen.[5] Besonders das letzte Versprechen fiel im Hotzenwald auf fruchtbaren Boden, denn mit Beginn der Salpetererunruhen ab 1719 war dies eine der Hauptforderungen der rebellischen Hotzenwälder gegenüber dem Kloster St. Blasien und den vorderösterreichischen Regierungsstellen. Nach Meinung der Salpeterer hatte Graf Hans von Laufenburg ihnen die Rechte auf Selbstverwaltung in ihren acht Einungen verbürgt.[6]

Ein Transport von Fricktälern aus Kaisten und Ittenthal sowie von Hotzenwäldern machte sich im Frühjahr 1737 gemeinsam und hoffnungsvoll auf den Weg. Nach ca. vier Wochen Fußmarsch kam man in Marxheim an der Donau ein – einem der Einschiffungshäfen für die sog. Ulmer Schachteln. Nach weiteren beschwerlichen sechs Wochen gelangten die Kolonisten nach Temeschwar, von wo aus die Verteilung an die vorgesehen Orte erfolgte.[7]

Häuser standen allerdings noch keine und mussten aus Stampfziegeln erst erbaut werden, zwei Jahre konnte es dauern, bis ein Dorf zugewiesen wurde – die notdürftige Unterbringung sowie die Verteilung von Lebensmitteln,

Johann Müller auf dem »Schniidesel« 1977 (Clemens Matt-Willmatt)

Trinkwasser waren katastrophal. Die Pläne zur Anlage der Dörfer erfolgten im gesamten Banat, so auch in Saderlach, schachbrettartig.

Der überlieferte Kolonistenspruch: »Die ersten fanden den Tod, die zweiten die Not, erst die dritten das Brot« dürfte der Wahrheit, bedingt auch durch mehrere kriegerische Ereignisse und Krankheiten wie die Cholera und das Sumpffieber, sehr nahe gekommen sein.[8] In Saderlach hatte sich, noch bis in die 1970er-Jahre ein Spruch erhalten, der ausgesprochen wurde, wenn z. B. eine Flasche Wein leergetrunken war. »S'isch 63« hieß es dann und spielte auf das extreme Notjahr von 1863 an – wenn eine Flasche Wein unachtsam umgestoßen, aber gerade noch aufgefangen werden konnte, hieß es: »Lieber soll der Kirchturm umfallen, als eine Flasche Wein …«[9]

Kontakte mit der alten Heimat

Saderlach wurde 1778 wie das gesamte Banat ungarisch, als Zádorlak gelangte es in den Besitz des Grundherrn Graf Sizilinsky. Der gräfliche Gutsverwalter Arnold Lauer, der aus Basel stammte, war bei einer Inspektion um 1855 in den Ort gekommen und meinte seinen Ohren nicht zu trauen, als er hörte, wie jemand auf dem Feld in heimatlich vertrautem Alemannisch rief: »Gump vom Wage obe abe, aber gib acht, dass it abe cheisch«![10]

Saderlach war wiederentdeckt worden, und ab dieser Zeit wurden aus der hiesigen Region zahlreiche Reisen in das Banat unternommen, die durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, aber danach wieder aufgenommen wurden.[11] Das Banat wurde mit Ende der Habsburgermonarchie 1918/19 aufgeteilt, wobei Saderlach rumänisch und damit zu Zădăreni wurde.

Prof. Emil Maenner, führendes Mitglied in Baden des »Volksbunds für das Deutschtum im Ausland« war am 14. August 1927 zum ersten Mal nach Saderlach gekommen.[12] 1930 ergab sich die Gelegenheit, eine Abordnung aus Saderlach zum Badischen Landestreffen nach Karlsruhe einzuladen. Der Einladung folgten der Lehrer Andreas Eisele mit seiner Frau Maria, Hans Müller, Johann Wagner, Josef Neff und Dr. Josef Weiss.[13] Es schloss sich ein Besuch in der »alten« Heimat mit einer Führung über den Hotzenwald durch Pfarrer Jakob Ebner an. Die Saderlacher wurden in Laufenburg im »Sternen« empfangen – im Waldshuter »Rebstock« fand am 24. Juli unter großer Beteiligung ein Saderlach-Abend statt.[14] Dabei reifte die Idee, 1937 eine 200-Jahrfeier in Saderlach zu begehen.

Die Reise zur 200-Jahrfeier am 14. und 15. August 1937

Zu den 90 Reiseteilnehmern gehörte auch mein Vater Hans Matt-Willmatt, der in einer Fortsetzungsserie über die Reise berichtete und in Saderlach zusammen mit »Hotzenvater« Gustav Huber aus Hornberg die Hotzentracht trug.[15]

Hans Matt-Willmatt (3. v. re) in Hotzenwälder Tracht neben Emil Maenner 1937 (Archiv Matt-Willmatt)

Zweijahrhundertfeier der Gemeinde Zadarlac-Saderlach.

Einladung

Der unter dem Protektorate Sr. Bischöfl. Exzellenz Dr. Augustin Pacha, Sr. Hochwohlgeb. Dr. Joan Groza, Präfekt des Arader Komitates und des Senators Serbescu, wie der Ehrenpräses' Dr. Romulus Bejan, Subpräfekt und Dr. Florian Stefanica, Primpretor des Arader Stuhlbezirkes stehende Vorbereitungsausschuß der Zweijahrhundertfeier der Gemeinde Zadarlac-Saderlach beehrt sich Euer Wohlg. samt werter Familie zu den in Zadarlac-Saderlach am 14. und 15. August 1937 abzuhaltenden

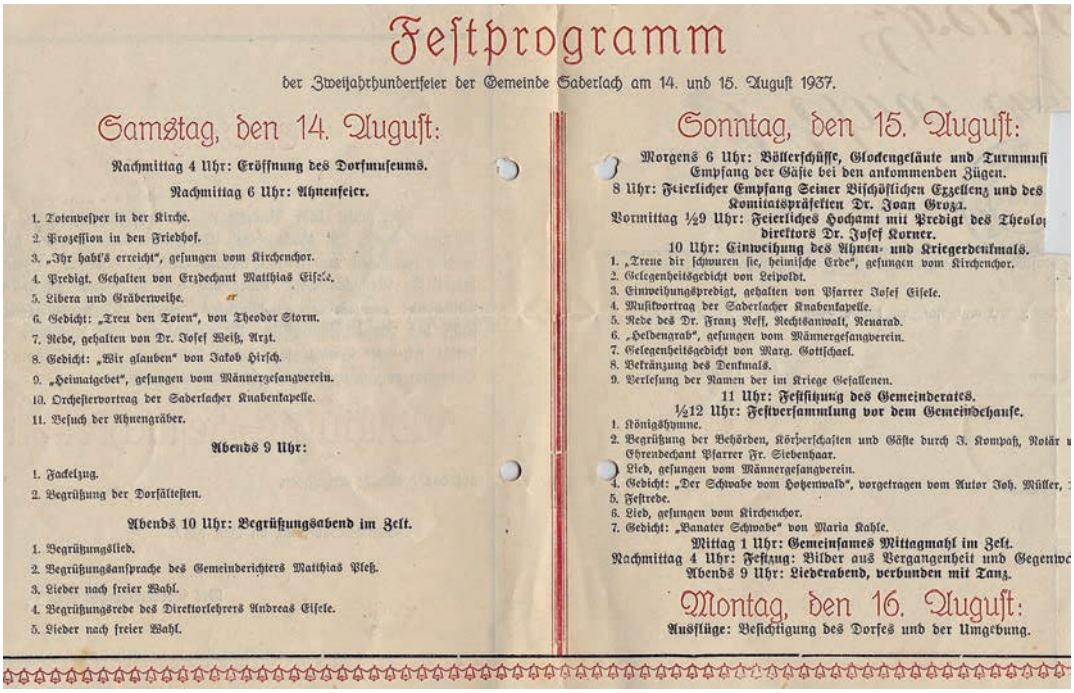
Jubiläums-Festlichkeiten

auf das herzlichste einzuladen.

Zadarlac-Saderlach, im Juli 1937.

Der Vorbereitungsausschuß.

Einladung zur 200-Jahrfeier 1937 (Archiv Matt-Willmatt)



Festprogramm

der Zweijahrhundertfeier der Gemeinde Saderlach am 14. und 15. August 1937.

Samstag, den 14. August:

Nachmittag 4 Uhr: Eröffnung des Dorfmuseums.

Nachmittag 6 Uhr: Ahnenfeier.

1. Totenvesper in der Kirche.
2. Prozession in den Friedhof.
3. „Ihr habt's erreicht", gesungen vom Kirchenchor.
4. Predigt. Gehalten von Erzdechant Matthias Eisele.
5. Libera und Gräberweihe.
6. Gedicht: „Treu den Toten", von Theodor Storm.
7. Rede, gehalten von Dr. Josef Weiß, Arzt.
8. Gedicht: „Wir glauben" von Jakob Hirsch.
9. „Heimatgebet", gesungen vom Männergesangverein.
10. Orchestervortrag der Saderlacher Knabenkapelle.
11. Besuch der Ahnengräber.

Abends 9 Uhr:

1. Fackelzug.
2. Begrüßung der Dorfältesten.

Abends 10 Uhr: Begrüßungsabend im Zelt.

1. Begrüßungslied.
2. Begrüßungsansprache des Gemeinderichters Matthias Pleß.
3. Lieder nach freier Wahl.
4. Begrüßungsrede des Direktorlehrers Andreas Eisele.
5. Lieder nach freier Wahl.

Sonntag, den 15. August:

Morgens 6 Uhr: Böllerschüsse, Glockengeläute und Turmmusi
Empfang der Gäste bei den ankommenden Zügen.
8 Uhr: Feierlicher Empfang Seiner Bischöflichen Exzellenz und des
Komitatspräfekten Dr. Joan Groza.
Vormittag ½9 Uhr: Feierliches Hochamt mit Predigt des Theolo
direktors Dr. Josef Korner.
10 Uhr: Einweihung des Ahnen- und Kriegerdenkmals.

1. „Treue dir schwuren sie, heimische Erde", gesungen vom Kirchenchor.
2. Gelegenheitsgedicht von Leipoldt.
3. Einweihungspredigt, gehalten von Pfarrer Josef Eisele.
4. Musikvortrag der Saderlacher Knabenkapelle.
5. Rede des Dr. Franz Aeff, Rechtsanwalt, Neuarad.
6. „Heldengrab", gesungen vom Männergesangverein.
7. Gelegenheitsgedicht von Marg. Gottschael.
8. Bekränzung des Denkmals.
9. Verlesung der Namen der im Kriege Gefallenen.

11 Uhr: Festsitzung des Gemeinderates.
½12 Uhr: Festversammlung vor dem Gemeindehause.

1. Königshymne.
2. Begrüßung der Behörden, Körperschaften und Gäste durch J. Kompaß, Notär u Ehrendechant Pfarrer Fr. Siebenhaar.
3. Lied, gesungen vom Männergesangverein.
4. Gedicht: „Der Schwabe vom Hohenwald", vorgetragen vom Autor Joh. Müller,
5. Festrede.
6. Lied, gesungen vom Kirchenchor.
7. Gedicht: „Banater Schwabe" von Maria Kahle.

Mittag 1 Uhr: Gemeinsames Mittagmahl im Zelt.
Nachmittag 4 Uhr: Festzug: Bilder aus Vergangenheit und Gegenwa
Abends 9 Uhr: Liederabend, verbunden mit Tanz.

Montag, den 16. August:

Ausflüge: Besichtigung des Dorfes und der Umgebung.

Programm der 200-Jahrfeier 1937 (Archiv Matt-Willmatt)

Durchgeführt wurde die Reise vom »Volksbund für das Deutschtum im Ausland – Landesverband Baden«, einer NS-Organisation, die zunehmend das nationalsozialistische Gedankengut im Ausland fördern sollte.[16]

Der Autor am Erstsiedler-Denkmal 2019 (Stephan Rambacher)

Bei den Teilnehmern standen aber vor allem die persönlichen Begegnungen im Vordergrund. Mein Vater war bei Johann Müller, dem »Pebi-Hans« in der »Zigeunergass« untergebracht.

Die mehrtägige Reise erfolgte mit der Bahn bis Passau, dann auf der Donau bis Budapest und wieder mit der Bahn bis Temeschwar. Die ereignisreichen Tage waren gefüllt mit der Vorführung einer Hochzeit, einer Taufe und

Liste der Teilnehmer der Saderlachfahrt

Gruppe 1

1	Frank	Paul	Karlsruhe	Hans Thomastr. 4
2	Wolf	Fritz	Karlsruhe	Robert Wagnerallee 31
3	Pabst	Gustav	Mannheim	Leiblstr. 25
4	Popp	Hildegard	Mannheim	R 7, 29
5	v.Delwig-Tiesenhausen		Karlsruhe	Kriegsstr. 181
6	v. "	" Anna	Karlsruhe	" 181
7	Vogt	Franz	Mannheim	Richard Wagnerstr. 21
8	"	Liselotte	"	" " 21
9	Röhrdanz	Günther	Karlsruhe	Vorholzstr. 34
10	"	Elisabeth	"	" 34
11	Ehret	Hugo	Freiburg	Eschelholzstr. 88
12	Malzacher	Paul	Unterbiederbach	Post Elzach
13	Schindler		Baden-Baden	Hochstr. 11
14	Grimmig	Anton	Nussloch	b.Heidelberg
15	Hartmann	Elisabeth	Khe-Rüppurr	Im Grün 55
16	Vernickel	Elsa	" "	Rastatterstr. 124
17	Kaiser	Ottilie	" "	Asternweg 49
18	Schilling	E.	Karlsruhe	Körnerstr. 11
19	Scharf	Paula	Heidelberg	Alstatterstr.
20	Staatsmann	Rosa	Heidelbg.-Kh.	Zähringerstr. 67
21	Pfaff	Liesel	Karlsruhe	Geranienstr. 18
22	Ruf	Mathilde	Mannheim	Kaiserring 14
23				
24	2 Bauern			

Gruppe 2

1	Andries	J.	Karlsruhe	Riefstahlstr. 7
2	Wunderle	Elisabeth	Karlsruhe	Kriegsstr. 286
3	Schulz	Albert	Sinsheim	beim Bahnhof
4	Zimmermann	Walther	Jllenau	
5	Ritzhaupt	Friedel	Heidelberg	Hauptstr. 29
6	Ascher	Elise	Heidelberg	Kaiserstr. 45
7	Müller	Maria	Hambrücken	Zum Engel
8	Eichkorn	Klara	Waldshut	Kaiserstr. 2
9	Siefert	Clara	Oberkirch	Schwarzwaldstr.
10	"	Hilde	"	"
11	"	Herta	"	"
12	Wolf	Hertha	Karlsruhe	Rob. Wagnerallee 31
13	Schubert	Anna	Wertheim a.M.	Brückengasse
14	Breisch	Katharina	Wiesloch	Heilanstalt
15	Pabst	Irene	Mannheim	Leiblstr. 25
16	Zimmermann	Gudrun	Jllenau	
17	Dubac	Lina	Oberkirch	Weierweg 13
18	Haas	Käthe	Offenburg	Gerberstr. 25
19	Wernert	Emma	Unterbiederbach	Post Elzach
20	Beck	Lina	Oberwinden	
21	Thaler	Karl	Freiburg	Oberriedstr. 1
22	"	Anna	"	" 1
23	Storm	Karl	Freiburg	Bismarckstr. 107
24	Endriess	Gerhard	Freiburg	Herrenstr. 7

Teilnehmerliste 1 (Archiv Matt-Willmatt)

1	Hienerwadel		Donaueschingen	Konradin Kreuzer
2	Holler	Oskar	Tiengen	
3	Holler	Frau	"	
4	Budde	Heinrich	Efringen-Kirchen	
5	"	Annemarie	" "	
6	Ehrhardt	Josef	Wehr	
7	"	Erika	"	
8	Epting	Gertrud	Kandern	Waldeckstr.
9	Endres	Maria	Meersburg	
10	Schönbein	Franz	Freiburg	Burgunderstr.
11	Gauss	Wilhelm	Bretten	Adolf Hitlerstr.
12	Muffler	Therese	Oberlauchringen	
13	Auer	Hilde	Tiengen	Marktplatz
14	Kiesel	Luise	Säckingen	Weiermattstr.
15	Riener-Götz	Rosa	Freiburg	Glümerstr. 17
16	Hienerwadel	Erika	Donaueschingen	Konradin Kreuzer
17	Maurer	Martha	Tiengen	Bismarckstr. 10
18	Werner	Paula	Zell i.W.	
19	Werner	Elisabeth	Zell i. W.	
20	Brauch	Klara	Lahr	Kaiserstr. 45
21	Dobmann	Herta	Wehr	Bahnhofplatz 3

Gruppe 4

1	Kilian	Oskar	Karlsruhe	Lebrechtstr. 27
2	Schwarz	Erich	Altenschwand	
3	Hörrle	Heinrich	Rheinfelden	
4	Bühler	Karl	Säckingen	Bergseestr. 40
5	Döbele	Johann	Rheinfelden	
6	Albiez	Simon	Rheinfelden	
7	Kast	Hugo	Lahr	Tiergartenstr. 15
8	Willmatt	Friedrich	Segeten	
9	Kirsch	Emmy	Rheinfelden	Adolf Hitlerstr.
10	Hilpert	Ida	Waldshut	Amtshausstr. 5
11	Albicker	Josef	Hausen vor Wald	
12	Hauser	Hans	Donaueschingen	Karlstr. 54
13	Albiez	Karl	Altdorf	Amt Säckingen
14	Hottinger	Otto	Hornberg	" "
15	Metzger	Sofie	Hütten	" "
16	Bernauer	Anna	Altenschwand	" "
17	Huber	Gustav	Hornberg	" "
18	Kraft	Hermann	Waldshut	Lonzawerke
19	Rueb	Anna	Laufenburg	
20	Mutter	Anna	Rickenbach	
21	Studinger	Maria	Rheinfelden	Industrieweg
22	Schmitthenner	Erika	Waldshut	Bahnhofstr. 1

Teilnehmerliste 2 (Archiv Matt-Willmatt)

vor allem mit der Einweihung eines Denkmals mit den Namen der Erstsiedlerfamilien.

Während des Zweiten Weltkriegs kamen 26 Saderlacher in der rumänischen und 39 in der deutschen Armee ums Leben oder wurden vermisst gemeldet. Nach den politischen Umwälzungen wurden die Saderlacher zwar nicht aus Rumänien vertrieben, aber 223 von ihnen

Saderlacher Mädchen in Tracht 1937
(Archiv Matt-Willmatt)

Saderlacher Mädchen in Tracht 1976
(Clemens Matt-Willmatt)

wurden ab Januar 1945 in Arbeitslager in das Donbass-Becken nach Russland verschleppt, von denen 43 ihre Heimat nicht mehr wieder sahen und erst 1951 die letzten Überlebenden zurückkamen. Die »kommunistische Agrarreform« wurde ab 1946 durchgeführt, in dem rumänische Kolonisten angesiedelt und die Einwohner entschädigungslos enteignet und um ihr gesamtes Hab und Gut gebracht wurden.

Mein Vater erinnerte in Artikeln 1948 und 1957 (220 Jahre Saderlach) an das Dorf, zu dem kein Kontakt mehr bestand, bzw. bewusst nicht aufgenommen wurde, da man nicht einschätzen konnte, welche Konsequenzen für die Saderlacher damit verbunden sein könnten.[17] Ab 1967 siedelte sich neben der landwirtschaftlichen Kolchose ein Erdölbohrbetrieb an, dessen Arbeiter in dreigeschossigen Betonblocks untergebracht waren – »der dörfliche Charakter wurde bewusst zerstört«, so Johann Burger.[18]

Der Waldshuter Theo Fröhlich unternahm 1972 eine Reise nach Saderlach, wo er ein Tonband mit einer Mitteilung meines Vaters an seinen ehemaligen Gastgeber Johann Müller mitnahm.[19] In Waldshut initiierte er einen Saderlacher Weg (Oktober 1976). Mehrere Reisen meines Bruders Clemens und von mir folgten ab 1973, wo wir Johann Müller,

Paar aus Saderlach 1937 (Archiv Matt-Willmatt)

Hubert Matt-Willmatt bei Sprachaufnahmen 1977 in Saderlach (Clemens Matt-Willmatt)

Johann Müller beim Vorlesen 1976 (Uschi Lang)

Gasse 2019 (Hubert Matt-Willmatt)

den Großvater von Johann Burger, öfters besuchen konnten und er uns aus seinen schriftlich festgehaltenen »Bubastreichle« vorlas.[20]

Die Reisen führten neben Artikeln auch zu Diavorträgen an zahlreichen Orten.[21]

Doch schon damals zeichnete sich ab, dass der verständliche Drang der Saderlacher zur westlichen Freiheit stärker war, als ein perspektivloses Ausharren im kommunistisch-diktatorisch-korrupt geführten Ceaușescu-Rumänien. Man entkam durch gefährliche Flucht oder teuren Freikauf (pro Person waren ca. 10 000 DM zu entrichten) »zurück« nach Deutschland. Besonders in der Gegend um Augsburg siedelten sich zahlreiche Saderlacher an.

Gasse in Saderlach in den 1970er-Jahren (Clemens Matt-Willmatt)

Die 250-Jahrfeier der Besiedlung Saderlachs fand demnach am 30.–31. Mai 1987 konsequenterweise in der Ursprungsheimat in Schluchsee statt und führte, nach einem Treffen vom 31. Mai–2. Juni 1991 am 3.–4. Juni 1995 zur Erstellung eines Denkmals in Görwihl, das der Steinmetz Anton Peduzzi / Rickenbach anfertigte.

Johann Müller beim Einschenken seines selbst hergestellten Weins »Ochsenblut« 1977 (Clemens Matt-Willmatt)

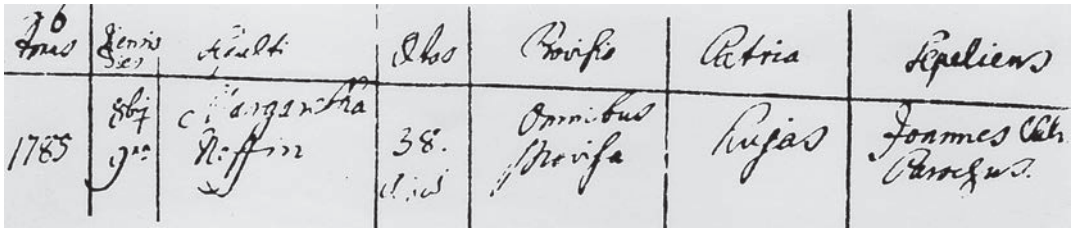
Aus Anlass dieses 25-jährigen Jubiläums treffen sich zahlreiche Saderlacher am 27. Juni 2020 in Görwihl.

Was bleibt, ist die von der Heimatorganisation Saderlach regelmäßig durchgeführte ehrenamtliche Pflege der Gräber auf dem Saderlacher Friedhof, deren steinerne Kreuze zum Teil noch aus dem frühen 19. Jahrhundert stammen.[22]

Langsam fährt der Bauer mit seinem Pferdefuhrwerk an meinem Begleiter Stephan Rambacher und mir vorbei, stummer Zeuge der Szene ist der Kirchturm; auf den Strommasten sitzend, klappern nebenan ein paar Störche – ansonsten ringsum Stille. Sein freundlicher Gruß: »La revedere – drum bun«: Auf Wiedersehen und gute Heimreise!

Einweihung des Saderlach-Denkmals in Görwihl 1995 (Hubert Matt-Willmatt)

Eines der ältesten Gräber auf dem Saderlacher Friedhof: »Hier liegt begraben die Frau Margarethe Neffin – ihres Alters 38 Jahr – ist gestorben den 9. Oktober im Jahr 1785. Gott gib ihr die ewige Ruh«, 2019 (Hubert Matt-Willmatt)



Anno	Mensis	Nomen	Obit	Provincia	Patria	Sepelierunt
1785	Oct. 9ta	Margaretha Neffin	38. Ann.	Omnibus Provincia	Rugas	Jonnes Cath. Parochus

Saderlacher Kirchenbucheintrag zu Margarethe Neffin (Clemens Matt-Willmatt)

Anmerkungen

1 Grundlegende Literatur (alphabetisch nach Autoren) zu Saderlach:
Johann Burger: Saderlach 1737–1987. Festschrift zur 250-Jahrfeier. VMM, Emmendingen, 1987; Johann Burger, Franz Eisele, Peter Kleemann: Saderlacher Sippenbuch: 1737–2012. Heimatortsgemeinschaft Saderlach, 2012; Johann Burger / Hans Hausenstein-Burger: Banater Struwwelpeter (im Saderlacher Dialekt). Nürnberg 2014; Franz Xaver Eckert: Reise nach Ungarn im Jahre 1857. München 1957; Hildegard Frey: Der Wortschatz der Mundart von Saderlach. Diplomarbeit, Timişoara, 1965; Hans Gehl: Handwerk und Brauchtum – Beiträge zur Volkskunde der Banater Deutschen. Facla-Verlag Bukarest, 1975; Elke Hoffmann, Peter-Dietmar Leber, Walter Wolf: Das Banat und die Banater Schwaben. Band 5: Städte und Dörfer. Medien-

gruppe Universal Grafische Betriebe München GmbH, München, 2011; Leo Hoffmann: Kurze Geschichte der Banater Deutschen von 1717 bis 1848. Druck der Schwäbischen Verlags-Aktien-Gesellschaft, 1925; Karl Kraushaar: Kurzgefasste Geschichte des Banats und der deutschen Ansiedlungen. Wien, 1923; Johannes Künzig: Saderlach 1737–1937, Eine alemannische Bauerngemeinde im rumänischen Banat. Karlsruhe, 1937; ders., Deutsche Volkslieder aus dem rumänischen Banat. Berlin, Leipzig, 1935; Emil Maenner: Chemmet ine. Weinheim, 1937; Theresia Schelb: Sitten und Bräuche und ihre Widerspiegelung im Wortschatz der alemannischen Mundart von Saderlach. Diplomarbeit. Timişoara, 1979; Irmgard Triess: Saderlach – Geschichte einer alemannischen Gemeinde, Typoskript, 1970.

Grundlegende Literatur zur Auswanderung aus der Region: Werner Hacker: Auswanderung aus dem südöstlichen Schwarzwald zwischen Hochrhein, Baar und Kinzig im 18. Jahrhundert. München 1975.

2 Clemens Matt-Willmatt: Im Alemannendorf Saderlach. Alb-Bote 24.9., 25.9., 26.9., 27.9.1974, ders.: Alemannendorf Saderlach. Schwarzwälder Hausschatz – Kalender, Oberndorf 1976, S. 80–88. Hubert Matt-Willmatt: Viele Auswanderer zogen nach Südosteuropa. Badische Zeitung 17.1., 13.3., 22.5., 10.8. 1976, ders.: Osterfeiertage in Rumänien. Alb-Bote, 28.4.1977, ders.: 240 Jahre Saderlach im Banat. Alb-Bote, Südkurier, 16.7., 20.7., 28.7.1977, ders.: Gump vom Wage obe abe. Alb-Bote, 28.2.1987, ders.: 250 Jahre Saderlach im Banat (1737–1987). Das Markgräflerland, Heft 1, 1988, S. 82–89, ders.: Was bleibt sind nur die Gräber. Alb-Bote, 1.6.2019.

3 Die rege Heimatortsgemeinschaft Saderlach mit ihrem 1. Vorsitzenden Franz Winterhalter unterhält eine umfassend informative und reich bebilderte Homepage, die von Franz Eisele und Josef Schmalz ständig aktualisiert wird: www.saderlach.de.

4 Saderlach wurde lange Zeit als einzige alemannische Sprachinsel angesehen, da schon sehr früh (ab 1894) wieder Kontakte zur »alten« Heimat geknüpft wurden. Mit Kriegsdorf / Hodod gab es allerdings ein weiteres alemannisches Dorf, das von Markgräfler Siedlern kolonisiert wurde. Hubert Matt-Willmatt: Kriegsdorf-Hodod – Eine Markgräfler Siedlung im Sathmarer Land in Rumänien. Das Markgräflerland, Heft 1, 1988, S. 90–98.

5 So niedergelegt im »Impopulationspatent des Hungarischen Einrichtungswerks« des Grafen Leopold Kollinich vom 11.8.1689 und in der Region ab 1718 bekannt gemacht durch Werber wie Joseph Anton Vogel. Vgl. Werner Hacker: a. a. O., Anm. 1.

6 Nach Saderlach wanderten allerdings, wie oft fälschlicherweise und gerade auch von Emil Maenner behauptet wurde (so: Emil Maenner: Bei den Hotzen in Saderlach im Banat. Fricktalbadische Vereinigung, Band 9, 1934, S. 29–32) keine Salpeterer ein. Auf Befehl Maria Theresias und eifrig unterstützt vom St. Blasianischen Abgesandten Pater Marquard Herrgott in Wien erfolgte 1755 die Verbannung von 27 »Rädelsführern« samt ihren Familien, insgesamt 112 Personen in das Banat. Wohlweislich wurden sie nicht in das Hotzenwälder Dorf Saderlach verbracht, das knapp 20 Jahre zuvor besiedelt wurde, sondern die Familien wurden vereinzelt auf verschiedene Dörfer verteilt. (Vgl. Jakob Ebner: Das Schicksal der im Jahre 1755 vertriebenen Hauensteiner im Banat. Deutsch-Ungarische Heimatblätter IV, 4.1932, sowie Hubert Matt-Willmatt: Nach Saderlach wurden keine Salpeterer verbannt. Alb-Bote 19.11.1976.

Eine ungemein wichtige Arbeit leistete Jakob Vorberger: Die Kettensalpeterer im Banat, der die Schicksale der einzelnen Salpeterer-Familien akribisch erforschte und darüber eine Artikelfolge in der Neuen Banater Zeitung veröffentlichte. Nach einem persönlichen Treffen mit Vorberger, dem »Pipatsch von Freidorf«, wie er seine Dialekt-Kolumnen unterzeichnete, konnte ich diese Artikel in einer Serie im »Alb-Boten« veröffentlichen (Nr. 112, 117, 122, 128, 134, Mai 1975). Er führte mich zuvor in die Dörfer der verbannten Hotzenwälder, so nach Rekasch, Neupetsch. Freidorf und Neubeschenowa / Dudeştii Noi, wo die »Schwarzwäller Gass« an die Verbannten erinnerte. Besonders bewegend war der Besuch des ehemaligen Friedhofsgeländes in Lugosch/Lugoij, heute der zentrale Stadtpark – dort wurde der verbannte Salpeterer Jakob Huber mit Familie aus Görwihl, ein Vorfahre meines Vaters mütterlicherseits, beerdigt …

Grundlegende Literatur (auch zu Romanen, Erzählungen und Schauspielen …) zu den Salpeterern, auch aus Rumänien bis 1977, in Hubert Matt-Willmatt: Die Hotzenwälder Freiheitsbewegung der »Salpeterer« und ihre Vorgeschichte, in: Heiko Haumann: Demokratische Traditionen

in Baden. Köln, 1977, S. 80–96. Nicht aufgeführt ist: Annemarie Podlipny-Hehn: Franz Ferch. Bukarest 1975, ein Porträt des Malers, der sich seit 1955 mit den verbannten Hauensteinern im Banat beschäftigte.
Thomas Lehner: Die Salpeterer. Berlin, 1977, Cordula Tränkle: Entwicklung und Charakter der Salpeterer-Bewegung im 18. und 19. Jahrhundert. Staatsexamensarbeit am Historischen Seminar der Universität Freiburg, Juli 1988, David M. Luebke: His majesty´s Rebels. Communities, Fractions and Rural Revolt in the Black Forest, 1725–1745. Cornell University Press, Ithaca, New York, 1997, Tobias Kies: Verweigerte Moderne? – Zur Geschichte der »Salpeterer« im 19. Jahrhundert. Konstanz, 2004, Martin Kistler: Einung und Eidgenossenschaft – Die Verfassung der vorderösterreichischen Grafschaft Hauenstein im Vergleich sowohl mit der Entwicklung und den Verfassungen der Gründungsorte der Eidgenossenschaft als auch den Bestrebungen genossenschaftlicher Selbstverwaltung in Vorderösterreich. Basel 2006, Joachim Rumpf: Die Salpererunruhen im Hotzenwald[3]. Schillinger, Freiburg im Breisgau, 2010.

7 Benötigte man in den 1970er Jahren aufgrund der Straßenverhältnisse mit dem Auto noch gut zwei Tage bis nach Saderlach, so ist die Fahrt auf fast durchgängiger Autobahn via Wien, Budapest bis nach Timişoara in 15 Std. reiner Fahrzeit möglich – im Übrigen gibt es ab Airport Basel-Mulhouse-Freiburg via München Direktflüge nach Timişoara (4 Std.). Da Timişoara 2021 Europäische Kulturhauptstadt wird, werden touristischen Angebote in die Stadt und nach Westrumänien sicherlich erweitert – die aus dem Banat stammende Ramona Lambing hat schon jetzt interessante Reisen mit Führungen durch die Stadt und das Banat im Programm: www.passage-travel.de/downloads.html.
Das berühmte Einwanderungs-Triptychon: Wanderung, Rast und Ankunft des Banater Malers Stefan Jäger (28.5.1877 bis 16.3.1962), das er von 1906–1910 schuf, ist sein »größtes« Werk, nicht nur wegen seiner Maße von 5,10 auf 1,45 Metern. Auf dem stilisierten Bild sind Einwanderer in typischen Trachten u. a. auch aus dem Schwarzwald dargestellt – die Ankommenden hatten sicher keine Trachten getragen, jedoch wirkte das Bild, von dem zahlreiche Drucke angefertigt wurden, die in fast jeder Banater Stube hingen, als identitätsstiftende »Ikone« für die »Donauschwaben«. Das Original, das mehrere Jahre verschollen war, befindet sich nun im Banater Nationalmuseum in Timişoara. (www.gertianosch.de/Geschichte/Das-Einwanderungsbild-von-Stefan-Jaeger). Annemarie Podlipny-Hehn: Stefan Jäger. Banater Post, 22. Jahrgang, Nr. 09 v. 15.6.1977, S. 13. Eine Erinnerungsstätte in Hatzfeld/Jimbolia, in seinem ehemaligen Atelier, erinnert an den Maler. Ein großformatiger Druck des Gemäldes hing im Arbeitszimmer meines Vaters, Schriftsteller Hans Matt-Willmatt (15.8.1898 bis 8.12.1978), es wurde dem Heimatmuseum Görwihl übergeben.

8 Ein weiterer Spruch lautete: »Hier ist das Banat, den es reut – es ist zu spat, wer nicht arbeiten kann wie ein Gaul, fressen wie eine Sau, bellen wie ein Hund, der wird hier nit gsund«.

9 In Saderlach konnte ich im Auftrag der Forschungsstelle für das Badische Wörterbuch (Gerhard W. Baur) Sprachaufnahmen mit den Wenkerschen Mustersätzen anfertigen, die mit den Sätzen in Emil Maenners Buch, a. a. O. Anm. 1, S. 87 ff., (erhoben um ca. 1927), verglichen werden konnten. Maenner stellte eine sprachliche Verwandtschaft mit dem hochalemannischen Dialekt um Grafenhausen fest. Vgl. Hubert Matt-Willmatt: Saderlach – Alemannen im Exil. Radiosendung »Hörzeit«, SWF I, 31.12.1978, 14–15 Uhr.

10 Wilhelm Anton Kahlbaum: Wiedergefundene Hotzen. Mitteilungen aus der Jahresversammlung des Deutschen Schulvereins, Ortsgruppe Basel, Sonderdruck aus den Basler Nachrichten vom 21., 23., 28.5.1894.

11 So u. a. die Reise von 1909 von O. Krumm in: Jakob Böser: Das Hauensteinerland und die Salpeterer. Bonndorf 1913, Seite 79 ff., August Baumhauer: Die Schwarzwälder Hotzen im Banat. Freiburger Zeitung, 22.11.1928, Emil Maenner: Bei den Hotzen im Banat. Alb-Bote, 6., 8.8.1929. Johannes Künzig: Volkskundliches aus dem Hotzendorf Saderlach. Badische Heimat 19.1932, S. 250.

12 Maenner hatte auch eine besondere Beziehung zu dem u. a. von Odenwäldern besiedelten Dorf Guttenbrunn/Zăbrani, in dem der Autor Adolf Müller-Guttenbrunn (1852–1932) geboren war. Das Werk des »Schwabendichters« gilt als wichtiges Zeugnis donauschwäbischer Literatur – es weist allerdings stark antisemitische Züge auf. Am 3. Juni 1934 wurde dort im Beisein der Familie, von Vertretern des Landesvereins »Badische Heimat« und von Maenner ein Gedenkstein enthüllt. Vgl. Hans Werner Retterath: Zugänge

– Volkskundliche Archiv-Forschung zu den Deutschen im und aus dem östlichen Europa. Münster 2015, S. 195 ff. 1968 gründete sich im Banat ein nach Müller-Guttenbrunn benannter Literaturkreis, dem auch die spätere Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller (*1953) angehörte, die 1987 nach Deutschland ausreisen konnte.

13 Dr. Josef Weiss (22.6.1902 bis 6.6.1970) konnte vor 1939 als Saderlacher Landarzt einige Zeit im Waldshuter Krankenhaus als Assistenzarzt arbeiten. Nach seinem Tod übernahm sein Sohn Dr. Gerhardt Weiss (20.7.1941) die Praxis, bis er 1978 mit seiner Frau Hilda ausreisen konnte und sich in Haslach i. K. niederließ.

14 NN: Alte Fotos erzählen Waldshuter Geschichte. Alb-Bote, 6.8.1980.

15 Hans Matt-Willmatt: Wir fahren nach Saderlach. Oberbadisches Volksblatt, 14., 20., 24., 28.8., 4., 5.9.1937. Mein Vater konnte am 15. August zudem in Saderlach seinen 39 Geburtstag feiern! Hermann Kraft: Auf ins Banat. Alb-Bote 11., 12., 13., 16., 17., 18., 20., 21., 23., 24., 25.8.1937, Günther Röhrdanz: 90 fahren durch vier Länder. Der Alemanne, 3., 7., 8., 21.9.1937. Bei der 200-Jahrfeier entstehen zwei beeindruckende Dokumentarfilme.

16 Die Anmeldung zur Reise nahmen die lokalen Vertreter des »Volksbundes« an, aber auch die örtlichen Vorsitzenden der Badischen Heimat. Vgl. Emil Maenner: Alemannische Landslit, chemmet nach Saderlach. Alemannisches Volk, Kultur-Beilage der Bodensee-Rundschau, 27.2.1937.
Besonders augenfällig wurde die Nähe zur nationalsozialistischen Ideologe u. a. mit der finanziellen Unterstützung der Veröffentlichung von Johann Schaeuble: Eine rassenbiologische Vergleichsuntersuchung an Schwarzwäldern aus Hotzenwald (sic!) und rumänischem Banat. Freiburg, 1941. Schaeuble (25.9.1904–26.11.1968), seit 1933 Mitglied der SA, war Dozent für Rassenlehre und arbeitete ab 1936 am Psychotechnischen Laboratorium der Wehrmacht. Seine Dissertation von 1941 hatte »Wachstumsstudien an Mischlingskindern« in Chile zum Inhalt. Ab 1942 war er bei der »Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe« tätig. Nach dem Krieg bis 1951 mit Lehrverbot belegt, konnte er ab 1957 als ordentlicher Professor in Kiel tätig werden. Vgl. Silke Seemann: Die politischen Säuberungen des Lehrkörpers der Freiburger Universität nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945–1957). Entnazifizierung: Rasch wieder in Amt und Würden. Rombach Wissenschaften, Reihe Historiae 14, Rombach Verlag, Freiburg im Breisgau 2002, S. 80 ff.

17 Hans Matt-Willmatt: Die Bäsle und Vettern in Saderlach – vor 25 Jahren feiert das Alemannendorf im Banat sein 200-jähriges Bestehen. Alb-Bote 24.12.1962, ders.: Besuch in Saderlach. Alb-Bote, 21.4.1970, ders.: Saderlacher in Hauensteiner Tracht – Hans und Gerlinde Burger bei Familie Matt-Willmatt in Stühlingen. Südkurier, 21.6.1975.

18 Johann Burger: Banater Ortschaften stellen sich vor – Saderlach. Banater Post, 20.6.1988.

19 Theo Fröhlich: Waldshuter, weitgereiste Ditschländer. Badische Zeitung, 28.10.1972, ders.: In Rumänien: Schwarzwälder Spezialitäten und alemannische Mundart. Südkurier 3.4.1973.

20 Johann Müller / Pebi-Hans, E Buebe-Stickle: in Johann Burger, a. a. O., Anm. 1, Seite 388 ff.

21 Vgl. Anm. 2 und NN: Anfang und Ende des 250-jährigen Dorfes Saderlach. Verdener Zeitung, 25.9.1991.

22 Eine besonders berührende Geschichte zum Saderlacher Friedhof von Franz Eisele findet sich unter https://wize.life/news/leben/24863/wenn-eltern-schweigen (Eintrag vom 10.6.2014).

Anschrift des Autors:
Hubert Matt-Willmatt
Laßbergstraße 24
79117 Freiburg
info@pressebuero-mwk.de

Das Bauhaus und die Siedlung Dammerstock

Die Planungen von Walter Gropius und Otto Haesler für Karlsruhe[1]

Ulrich Coenen

Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe gehört zu den wichtigsten Beispielen des Neuen Bauens in Deutschland. Sie ist das Ergebnis eines Wettbewerbs, aus dem Walter Gropius 1928 als Sieger hervorging. Von den Nazis als »Klein Jerusalem« verunglimpft, wurde der Ausbau nach 1933 eingestellt und in den traditionelleren Formen der Stuttgarter Schule fortgesetzt.

Wohnungssituation nach dem Ersten Weltkrieg

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg fehlten in Deutschland rund 1,5 Millionen Wohnungen. Wohnungsbau wurde zur Staatsaufgabe. Artikel 155 der »Weimarer Verfassung« verpflichtete die Regierung, »jedem Deutschen eine gesunde Wohnung« zu besorgen. »Dies war die Geburtsstunde des sozialen Wohnungsbaus«, urteilt Ursula Muscheler.[2]

Das Wort »gesund« nennt die Weimarer Verfassung nicht zufällig. Im Zusammenhang mit dem Massenwohnungsbau vor 1914

Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe entstand 1929 unter der künstlerischen Oberleitung von Walter Gropius, der den Architektenwettbewerb gewonnen hatte

Der Kopfbau der Dammerstock-Siedlung mit Fernheizwerk und Zentralwaschgebäude wurde von Otto Haesler entworfen

wurde sehr treffend der Begriff der »Mietskaserne« geprägt. Dort hausten Arbeiter und kleine Angestellte unter katastrophalen hygienischen Bedingungen in winzigen, meist überbelegten Wohnungen und in dunklen Hinterhöfen. Im Kaiserreich war man der Ansicht, dass zehn Kubikmeter Luftraum für einen Erwachsenen und fünf für ein Kind ausreichen.

Dass sollte sich in der ersten Demokratie auf deutschem Boden ändern, auch wenn längst nicht alle hochgesteckten Ziele erreicht wurden. Bis 1930 wurden mehr als zwei Millionen Wohnungen gebaut.

Das Bauhaus und die Weißenhof-Siedlung

Es gab bereits vor 1914 Ansätze für eine moderne Baukunst, die sich von der als überladen empfundenen Formenpracht des Historismus lösen wollte, doch erst nach dem Untergang des Kaiserreichs lehnten sich die jungen Architekten auf. Bruno Taut wollte die Menschen in gläsernen Welten läutern. Die wichtigste neue Schule war das Bauhaus, das 1919 in Weimar eröffnet wurde. Norbert Huse sieht den ersten Direktor Walter Gropius von Zukunftsehrsucht beflügelt, als er die Jugend nach Weimar einlud.[3]

Joaquin Medina Warmburg beschreibt das Bauhaus als »mächtiges Symbol des kulturellen Aufbruchs«. »Ein Feindbild für Gropius waren Architekten, die nur Ornamentzeichner waren, an der Oberfläche blieben und keinen strukturellen Beitrag zur Gestaltung der Objekte leisteten«, sagt er.[4]

Nach dem Rechtsruck bei den thüringischen Landtagswahlen 1924 siedelte Gropius mit dem Bauhaus 1925 nach Dessau um, wo das legendäre Schulgebäude und die Meisterhäuser entstanden, in denen die Professoren wohnten. Seit der Mitte der 1920er Jahre wuchs das Interesse von Gropius am Massenwohnungsbau. Im Dessauer Stadtteil Törten entstand ab 1926 eine Siedlung mit 314 Reihenhäuser mit Wohnflächen von 57 bis 75 Quadratmetern. Die kubischen Häuser wurden zu Gruppen von vier bis sechs Einheiten zusammengefasst.

Das Bauhaus-Projekt, das in Baden-Württemberg die größte Beachtung findet, ist die Weißenhof-Siedlung in Stuttgart, die seit 2016 in Teilen (nämlich die beiden Häuser von Le Corbusier) zum Weltkulturerbe zählt. Die vom Werkbund initiierte Weißenhof-Siedlung entstand unter der Leitung des letzten Bauhausdirektors Ludwig Mies van der Rohe unter Beteiligung der bedeutendsten Archi-

tekten des Neuen Bauens, darunter auch Gropius. Dort wurden nur 21 meist freistehende Häuser mit insgesamt 63 Wohnungen errichtet. Die führenden Architekten der Zeit konzentrierten sich also mehr auf die Villen.

Wohnungsnot im Land Baden

Das Badische Statistische Landesamt berichtet im Jahr 1927 von 32 817 Wohnungssuchenden im Land Baden, in der Hauptstadt Karlsruhe waren es bei rund 140 000 Einwohnern 3452. Betroffen waren hauptsächlich Familien. Der Bedarf an Zwei- bis Vier-Zimmer-Wohnungen war deshalb besonders groß.

Brigitte Franzen beschreibt die Wohnungsbausituation in der Weimarer Zeit: »Charakteristisch war, dass die Finanzierung der Bauten nicht mehr ausschließlich privaten Investoren überlassen wurde, sondern dass die sozialdemokratische Weimarer Regierung regulierend in den Wohnungsmarkt eingriff.«[5]

Die Stadt Karlsruhe wollte den Wohnungsbau mit dem sogenannten »Karlsruher System« nach britischem Vorbild vorantreiben. Im Unterschied zu anderen Kommunen gab es in Karlsruhe nur Subventionen, wenn ausreichend Eigenkapital zur Verfügung stand. Das verhinderte eine Überschuldung der Stadt.[6]

Das Bauhaus und die traditionelle Moderne

Der Gemeinderat beschloss am 21. Juni 1928, das 14,3 Hektar große Dammerstock-Gelände zu erschließen, der Architektenwettbewerb wurde am 26. Juli ausgelobt.[7] Der war auf Karlsruhe beschränkt, lediglich acht bedeutende Architekten wurden zusätzlich eingeladen. Im Gegensatz zur Weißenhof-Siedlung in Stuttgart war nicht die gesamte internationale Crème des Neuen Bauens beteiligt, obwohl sich mit Gropius und Richard Döcker auch international renommierte Architekten unter den Geladenen befanden.

Ganz große Namen wie Le Corbusier oder Ludwig Mies van der Rohe fehlten im Karlsruher Teilnehmerfeld. Die saßen aber im Preisgericht, dem neben Mies, der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May, »Vater« der Sozialwohnungen im »Neuen Frankfurt«, aber auch Paul Schmitthenner gehörten.[8] Der Stuttgarter Professor war einer der bedeutendsten Vertreter der traditionellen Moderne und einer der führenden Architekten der »Stuttgarter Schule«. Er verabscheute das Bauhaus und das Neuen Bauen. Gegen die Weißenhof-Siedlung hatte er heftig polemisiert und initiierte als Gegenentwurf die Kochenhof-Siedlung. Wie die Avantgardisten vom Bauhaus hatten sich auch die Architekten der traditionellen Moderne von der überschwänglichen Ornamentik der Vorkriegszeit verabschiedet, bevorzugten aber Satteldächer statt Flachdächern und klassische Lochfassaden statt Fensterbändern oder Glasfassaden. Man darf also davon ausgehen, dass es in der Sitzung des Preisgerichts in Karlsruhe hoch hergegangen ist. 43 Entwürfe wurden bis zum 13. Oktober 1928 eingereicht.

Medina Warmburg hat die Konflikte zwischen Avantgardisten und Traditionalisten treffend beschrieben: »Bei der Betrachtung der unter der Leitung des letzten Bauhausdirektors Ludwig Mies van der Rohe initiierten Weißenhof-Siedlung und der von Paul Schmitthenner ebenfalls in Stuttgart als Antwort darauf geplanten Kochenhof-Siedlung in traditionelleren Formen stelle ich fest, dass die Unterschiede im Hinblick auf die Wohnformen nicht so groß sind, wie die Protago-

nisten das damals propagiert haben. Es gibt erstaunliche Übereinstimmungen bis hin zu den Sonnenterrassen als einem Fetisch-Objekt des modernen Bauens. Jedenfalls haben beide Siedlungen ihre Wurzeln in der Lebensreformbewegung.«[9]

Wettbewerb und Planung für Dammerstock

Gropius, der sein Amt als Bauhausdirektor 1928 an den Schweizer Architekten Hannes Meyer übergab, um sich verstärkt seinem Architekturbüro zu widmen, siegte im Wettbewerb für Dammerstock. Als künstlerischer Oberleiter sollte er nun auf der Basis seines Wettbewerbserfolgs den endgültigen Bebauungsplan konzipieren.

Nachdem die Jury insgesamt fünf Preise vergeben und drei Ankäufe getätigt hatte, sollte Gropius nach dem Vorbild der Weißenhof-Siedlung die besten Ideen der anderen Preisträger in seinen Entwurf einfließen lassen. Der Zweitplatzierte Otto Haesler, einer der führenden Wohnungsbauspezialisten der 1920er Jahre, war maßgeblich an der endgültigen Ausarbeitung des Bebauungsplans beteiligt.

Franzen weist darauf hin, dass Haeslers Beitrag zur Bebauung des Geländes in strenger Zeilenbauweise in Nord-Süd-Ausrichtung das Preisgericht beeindruckt hatte. Gropius habe vor allem mit den von ihm entwickelten Wohnungstypen gefallen.[10] Die Zusammenarbeit der beiden Architekten lag also nahe. Dabei kommt der Zeilenbauweise eine besondere Bedeutung für die Wohnqualität zu. Bei der Blockrandbebauung, die bis ins frühe 20. Jahrhundert das Bild der Städte prägte, sind die geschlossenen Häuserfronten an allen vier Seiten von Straßen umgeben. Dadurch ergeben sich die bereits erwähnten Hinterhöfe mit ihren problematischen Wohnsituationen, die in den 1920er Jahren in die Kritik gerieten.

Die Zeilenbauweise mit ihren langgestreckten Häuserzeilen, die sich mit der Schmalseite zur Haupterschließungsstraße orientieren, ist eine »Erfindung« der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Die Zeilen selbst werden durch Fußwege erschlossen. Das Aufbrechen der Blocks erlaubt die Anlage großer Grünflächen und lässt viel Licht in die Häuser fallen. Als frühestes Beispiel gilt die Siedlung Alte Heide von Theodor Fischer in München (1919 bis 1929 ausgeführt). Dammerstock folgt also den modernsten städtebaulichen Tendenzen der Zeit. Vor diesem Hintergrund urteilt Michael Peterek: »Eine solch provokative Siedlung ist im eher bürgerlich-konservativen Land Baden schon ein eigentümliches und zumindest auf den ersten Blick überraschenden Produkt.«[11]

Im Dammerstock waren ursprünglich 750 Wohneinheiten geplant. Ausgeführt wurden aber zunächst nur 228 mit 23 verschiedenen Wohnungstypen. Unter der Leitung von Gropius waren insgesamt neun Büros beteiligt. Drei gemeinnützige Baugesellschaften teilten sich die Bauherrschaft. Die dabei entstandenen Gebäude sind höchst unterschiedlich. Im Dammerstock reicht die Vielfalt vom Geschosswohnungsbau bis zum Einfamilienhaus in Reihenbauweise.

Als künstlerischer Oberleiter bestimmte Gropius die Grundzüge der Gestaltung aller Häuser und entwarf außerdem ein viergeschossiges und ein fünfgeschossiges Mehrfamilienhaus sowie mehrere zweigeschossige Reihenhäuser mit jeweils 73 Quadratmetern Wohnfläche.

Wegen der Vorgaben des Chefplaners wirkt die Siedlung trotz der zahlreichen Haustypen einheitlich. Alle Gebäude besitzen Flachdächer und glatte weiße Fassaden. Es gibt keine

Bauornamentik, allein das Wechselspiel von verputzter Wand und Fenstern, zum Teil auch Fensterbändern gliedert die Flächen. Im Innenraum hatten die Architekten mit denen von ihnen entwickelten unterschiedlichen Wohnungstypen und Grundrisslösungen mehr individuellen Gestaltungsspielraum.

Die 228 Wohnungen im Dammerstock entstanden in der extrem kurzen Zeit von einem halben Jahr zwischen Frühling und Spätsommer 1929. Das war nur durch eine rationalisierte Bauweise möglich. Gropius erläutert dies im Katalog, der zur Ausstellungseröffnung am 29. September anlässlich der Fertigstellung der Siedlung erschienen ist: »das endziel ist also die schaffung von gesunden praktischen gebrauchswohnungen … dieses ziel ist nur durch rationalisierung im umfassenden sinne zu erreichen. der gedanke der rationalisierung ist heute … zu einer großen geistigen bewegung in der zivilisierten welt geworden.«[12]

Normiertes und rationalisiertes Bauen

Huse weist darauf hin, dass die modernen Architekten nach dem Ersten Weltkrieg davon träumten, die industrielle Produktion von Henry Ford auf die Baustelle zu übertragen. Ernst May sei damit sehr weit gekommen. Er ließ Bauteile in kommunalen Betrieben vorfertigen, so dass ein Haus an nur einem einzigen Tag stand.[13] Davon war man im Dammerstock weit entfernt. Viele Gebäude wurden in klassischer Mauerwerksbauweise aus Ziegeln erbaut.

Normierung und Rationalisierung waren aber auch in Karlsruhe üblich. Es ging dort wie in den anderen Siedlungen des Neuen Bauens um nicht weniger als um die Erziehung zum neuen Menschen. »Die Wohnung sollte ein Werkzeug neuer Lebensgestaltung werden«, schreibt Muscheler. Das gefiel nicht jedem, weder im von May gestalteten »Neuen Frankfurt«, noch im Dammerstock. Muscheler berichtet, dass die Bewohner die modernen Wohnungen als »Erlösung aus beengten Wohnverhältnissen« sahen. Gegenwind kam von der gebildeten bürgerlichen Mittelschicht.[14]

Adolf Behne, der wichtigste Architekturkritiker der Weimarer Zeit, attackiert, obwohl er ein Anhänger des Neuen Bauens war, Dammerstock 1930 in der Zeitschrift »Die Form« scharf. Er wirft Gropius und Otto Haesler bei ihrer Interpretation der Zeilenbauweise in strenger Nord-Süd-Ausrichtung Dogmatik vor. »Hier im Dammerstock wird der Mensch zum abstrakten Wohnwesen«, poltert Behne. »Er hat gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutters Brief zu beantworten.«[15]

Ausstellung »Die Gebrauchswohnung« im Dammerstock

Dammerstock wurde nach dem Vorbild der Weißenhof-Siedlung in Stuttgart mit einer Ausstellung unter dem Titel »Die Gebrauchswohnung« eröffnet. In der Zeit vom 29. September bis zum 27. Oktober 1929 wurde sie von rund 50 000 Menschen besucht. Mehr als 30 Wohnungen wurden für die Schau komplett eingerichtet.

Die Ausstellung war im Gegensatz zur Weißenhof-Siedlung nicht das wichtigste Anliegen der Stadt Karlsruhe, der es vor allem um die Schaffung von zeitgemäßem Wohnraum ging.[16] Als touristische Attraktion nutzte die Stadt aber Dammerstock gerne. Heute würde von Stadtmarketing sprechen. Über den ge-

schäftsführenden und erweiterten Arbeitsausschuss, dem Baubürgermeister Hermann Scheider vorstand, behielt die Kommune großen Einfluss auf das Projekt. Alle Werbemittel ließ sie durch den Dada-Künstler Kurt Schwitters gestalten.

Das Neue Bauen und die Nazis

Nach dem »Schwarzen Donnerstag« an der New Yorker Börse am 24. Oktober 1929 geriet die Welt in eine verheerende Wirtschafskrise. Der Weiterbau der Dammerstock-Siedlung wurde aus Geldmangel eingestellt. Mit der wachsenden Not der Bevölkerung in Deutschland erstarkten die rechtsradikalen Kräfte. Die Nazis hassten das Bauhaus und das Neue Bauen ebenso wie die moderne Kunst. Alexander von Senger, 1931 Gründungsmitglied im nationalsozialistischen Kampfbund Deutscher Architekten und Ingenieure, prägte den Begriff vom »Baubolschewismus«, der sich speziell gegen Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe, seit 1930 als Nachfolger von Hannes Meyer der letzte Direktor des Bauhauses vor seiner Auflösung durch die Nazis 1933, richtete.

Die Dammerstock-Siedlung war ebenso wie die Weißenhof-Siedlung bereits nach ihrer Eröffnung rechtsradikalen Verunglimpfungen ausgesetzt. »Jammerstock« war dabei eine der harmloseren Bezeichnungen. Üble Beschimpfungen wie »Klein-Jerusalem« lassen deutlich antisemitische Tendenzen erkennen. Die Weißenhof-Siedlung wurde wegen ihrer Flachdächer und der weißen Fassaden mit einem »Araberdorf« verglichen.

Weil die Architektur des Bauhauses nach dem Zweiten Weltkrieg in den Internationalen Stil mündete und sich weltweit durchsetzte, ist der heutige Blick auf die Weimarer Zeit stark auf das Bauhaus verengt. Dessen Architekten, Entwürfe und Ideen waren zwar revolutionär, sie prägten aber keineswegs Architektur und Stadtplanung der 1920er und frühen 1930er Jahre. Die am besten beschäftigten Architekten dieser Zeit waren Paul Bonatz, nach dessen Plänen der 1922 eröffnete Stuttgarter Hauptbahnhof entstand, und Wilhelm Kreis, in Baden vor allem durch das Kaufhaus der Geschwister Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe und das Schlosshotel Bühlerhöhe an der Schwarzwaldhochstraße bei Bühl (beide 1912 bis 1914) bekannt.[17]

Sie waren Vertreter der traditionellen Moderne, zu der ebenfalls der bereits erwähnte Paul Schmitthenner gehörte. Obwohl die 1920er Jahre wegen der Konkurrenz dieser beiden Fraktionen zu den fruchtbars-

Das frühere Kaufhaus der Geschwister Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe ist ein Werk von Wilhelm Kreis. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte er als Vertreter der traditionellen Moderne zu den erfolgreichsten Architekten in Deutschland.

Das Schlosshotel Bühlerhöhe an der Schwarzwaldhochstraße bei Bühl ist ein weiteres Werk von Wilhelm Kreis. Die Talseite orientiert sich am Vorbild von Schloss Stupinigi bei Turin.

ten Epochen deutscher Architekturgeschichte gehören, war die gegenseitige Abneigung, die bis zum Hass reichte, riesengroß.

Nach der Schließung des Bauhauses 1933 versuchten die beiden früheren Direktoren Gropius und Mies van der Rohe die peinliche Anbiederung an das NS-System. Zwar wird Propagandaminister Joseph Goebbels ein Faible für modernes Bauen nachgesagt[18], doch sein »Führer« Adolf Hitler wollte eine Blut-und-Boden-Architektur. Gropius zog die Konsequenzen und emigrierte 1934, während Mies noch bis 1938 vergeblich bei den braunen Machthabern sein Glück versuchte, bevor auch er Deutschland verließ.

Das Ansinnen, das Neue Bauen in den Dienst des sogenannten Dritten Reiches zu stellen, ist nicht so abwegig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. In Mussolinis faschistischem Italien entstanden zahlreiche moderne Bauwerke, auch Le Corbusier stellte sich in Frankreich 1941 als Verantwortlicher für Städtebau in den Dienst des faschistischen Vichy-Regimes.

Doch Hitler, der seinen Baumeister Albert Speer im Größenwahn in Berlin ein Germania in monumentalen Formen planen ließ, verabscheute die Moderne. Für Staatsarchitektur griff er auf neoklassizistische Formen zurück, für die Speer stand, ansonsten bevorzugte er die traditionelle Moderne, die teilweise wegen ihrer Rezeption regionaler Bauformen auch Heimatschutzarchitektur genannt wird.

Walter Gropius war nicht nur künstlerischer Oberleiter für die Siedlung Dammerstock. Er hat auch Reihenhäuser entworfen.

Dammerstock im »Dritten Reich«

Zunächst zwangen die Nazis den von ihnen diskreditierten Baubürgermeister Hermann Schneider, den politischen »Vater« der Dammerstock-Siedlung und des Rheinstrandbades Rappenwörth, zum Rücktritt. Das unvollendete Dammerstock wurde in völlig anderen Formen »vollendet«.[19] Wegen der Weltwirtschaftskrise wurde im Dammerstock in der Spätphase der Weimarer Republik (1930 und 1931) nur ein einziger Wohnblock im Auftrag der Hardtwaldsiedlung errichtet, der sich weitgehend an den Richtlinien von Gropius orientierte.[20] Ab 1934 ließen die neuen Machthaber in einem anderen Sinne weiterbauen. Vorbereitet hatten sie das bereits ein Jahr zuvor mit einer fünfteiligen Artikelserie in ihrem Propagandablatt »Der Führer«. »Das Äußere ist furchtbar, Orientkasernen, die wie abgebrannte Häuser aussehen«, schreibt der anonyme Autor. Gropius wird als »Architektur-Bolschewist« verunglimpft.[21]

In den Jahren 1934 und 1935 wurde im Dammerstock in der Heidelberger Straße und der Straße Rechts der Alb gebaut. Mit einem Doppelhaus war der Karlsruher Architekt Alfred Fischer beteiligt, der bereits unter der Leitung von Gropius an der ursprünglichen Dammerstock-Siedlung mitgewirkt hatte. Die neuen Häuser waren aber viel konventioneller, sowohl im Hinblick auf die Fassadengestaltung als auch auf den Grundriss. Statt des Flachdachs trugen die Neubauten ein Satteldach, allerdings mit einer recht geringen Neigung.[22] Ein totaler Bruch mit den Gestaltungsrichtlinien von Gropius und Haesler wurde (noch) vermieden.

Die Vielfalt der Haus- und Wohnungstypen im Dammerstock ist beachtlich. Neun Architekturbüros waren unter Leitung von Gropius beteiligt. Das Foto zeigt den Falkenweg mit den Bauten von Hans Detlev Rösiger.

Geschosswohnungsbau steht im Dammerstock neben Einfamilienhäusern. Dieses Gebäude hat Otto Haesler entworfen, der mit Walter Gropius den Bebauungsplan für die Siedlung konzipiert hat.

Die Kirche St. Franziskus im Dammerstock wurde von den Architekten Fridolin Bosch und Anton Ohnmacht im Stil der traditionellen Moderne geplant.

Später wurde deren städtebauliches Konzept unter der Bauherrschaft der »Gemeinnützigen Aktiengesellschaft für Angestellten Heimstätten« (Gagfah) komplett aufgegeben. In einer Stadtratssitzung am 27. Oktober 1934 ging es hoch her. NSDAP-Kreisleiter Willi Worch forderte das Ende der Zeilenbauweise und den Abriss der Bestandsbauten. Zumindest deren Aufstockung mit Satteldächern wurde ernsthaft geprüft, scheiterte aber am Geld.[23]

Im nördlichen Bereich von Dammerstock (Sperberweg, Bussardweg, Falkenweg) wurden unter der Bauherrschaft der Gagfah freistehende Einfamilienhäuser und Doppelhäuser errichtet. Die Zeilenbauweise wurde aufgegeben, ebenfalls die Erschließung durch Fußwege. Nun wurden wieder Fahrstraßen angelegt. Die traditionellen Grundrisse der Wohnungen heben sich bewusst von denen aus der Ära Gropius ab.[24] Mit Haeslers revolutionärem »Kabinengrundrisse« von 1929 haben sie nichts mehr gemein. Die steilen Satteldächer setzen einen deutlichen Kontrapunkt zu den verhassten Flachdächern. Die Pläne der Gagfah weisen gewisse Parallelen zur nationalsozialistischen Mustersiedlung in München-Ramersdorf (1934) auf.

Noch gravierender sind die Unterschiede im Areal nördlich der Nürnberger Straße, das ab 1937 bebaut wurde. Neben Einzel- und Doppelhäusern mit Satteldach werden auch solche mit Walmdach ausgeführt. Sprossenfenster mit Schlagläden prägen die Fassaden. Andreas Schwarting spricht von einer »anheimelnden Behaglichkeit«.[25] Mit Kriegsbeginn 1939 endete die Bautätigkeit. Nazi-Deutschland setzte jetzt andere Prioritäten.

Das wichtigste Bauwerk dieser Epoche ist die Kirche St. Franziskus in den Jahren 1936 und 1937 nach einem Entwurf von Fridolin Bosch und Anton Ohnmacht.

Bosch war seinerzeit Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg, Ohnmacht sein

Mitarbeiter. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg planten die beiden Architekten übrigens erneut gemeinsam die Pfarrkirche St. Michael im Baden-Badener Stadtteil Neuweier. Die Kirche im Dammerstock ist stilistisch mit der älteren Christkönigkirche im benachbarten Rüppurr von Max Schätzle verwandt. Beide sind ebenfalls der traditionellen Moderne verpflichtet.

Die Vierfamilienhäuser nach Plänen von Franz Roeckle vermitteln im Dammerstock zwischen dem Geschosswohnungsbau und den Einfamilienhäusern.

Architekten in der NS-Diktatur

Nun ist die traditionelle Moderne gegenüber dem Neuen Bauen keineswegs minderwertig. Erstere hatte 1933 den Vorteil, dass sie Hitler besser zusagte, als die radikalere Bauhaus-Moderne.[26] Während deren Protagonisten Gropius und Mies van der Rohe mit ihrer Anbiederung an Hitler scheiterten, waren die Vertreter der traditionellen Moderne erfolgreicher. Dabei waren die in den 1920er Jahren teilweise alles andere als rechtsradikal.[27] Wilhelm Kreis verlor 1933 zunächst seine Ämter als Direktor der Kunstakademie Dresden und Reichsvorsitzender des Bundes Deutscher Architekten (BDA). Er war mit einer »Vierteljüdin« verheiratet und hatte bevorzugt für jüdische Bauherren gearbeitet. Doch auch er arrangierte sich mit dem NS-System, das seine Architektur schätzte und sich nur zu gerne mit dem international renommierten Kreis schmückte.[28]

In den Formen der traditionellen Moderne wurde im Dammerstock nach 1933 weitergebaut. Der Bauhaus-Stil war bei den neuen Machthabern verhasst.

In Karlsruhe führten die Verwerfungen zu gerade bizarren Architektenbiografien. Hermann Alker war in den 1920er Jahren der wohl bedeutendste Vertreter der Moderne in der badischen Landeshauptstadt, brachte es damit aber nicht zu Wohlstand.[29] Weil konservative Kräfte ihm im Wege standen, wurde er 1924 nur zum außerordentlichen Professor an der Technischen Hochschule ernannt, der prestigeträchtige Lehrstuhl, der zudem ein sicheres Einkommen garantierte, blieb ihm verwehrt. In den Jahren 1929 bis 1930 entstand fast gleichzeitig mit der Dammerstock-Siedlung nach Plänen von Alker der Wohnblick Ebertstraße, eines der besten Beispiele des Neuen Bauens in Karlsruhe.

Die Neubauten im Dammerstock in der Zeit des sogenannten Dritten Reichs erhielten Satteldächer. Das Foto zeigt den Bussardweg.

Alkers »Sündenfall« war der Bau der Thingstätte in Heidelberg, eines riesigen Freilichttheaters für 20 000 Menschen, das in den Jahren 1934 und 1935 im Auftrag von Propagandaminister Joseph Goebbels errichtet wurde. Mit Moderne hatte das nichts mehr zu tun. Die Belohnung ließ nicht auf sich warten: 1935 machten die Nazis Alker zum Stadtrat in Durlach, 1937 wurde er Stadtbaurat in München, 1939 erhielt er den ersehnten Lehrstuhl an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Wegen seiner Verwicklungen in das NS-System wurde er aber bereits 1945 als Professor entlassen. Seine erfolgreiche Karriere war beendet.

Den umgekehrten Weg ging Alkers Schüler Erich Schelling, der nach dem Diplom an der TH Karlsruhe ab 1933 Mitarbeiter in dessen Karlsruher Büro war. Als der Chef nach München wechselte, erhielt Schelling die große Chance. Im Auftrag des Führer-Verlags durfte er das ehemalige Gebäude der Badischen Presse in der Lammstraße, das diese 1934 für das NS-Kampfblatt »Der Führer« räumen musste, abreißen und in den Jahren 1937 bis 1939 durch einen Neubau ersetzen. Ingrid Ehrhardt sieht in ihrer Dissertation an der Universität Frankfurt über Schelling in diesem Bauwerk »auffallende Parallelen zum Reichsluftfahrtministerium in Berlin«, das Ernst Sagebiel geplant hat. Dieser erste Repräsentationsbau der Nazis (1935) dient heute als Bundesfinanzministerium. [30]

Nach dem Krieg wurde Schelling entnazifiziert und prägte fortan mit seinen modernen Bauten wie der Schwarzwaldhalle (1953) oder dem Verwaltungsgebäude der LVA Baden (1964) das Bild der Stadt nachhaltig. Sein Verlagsgebäude in der Lammstraße, das heute Sitz der Lokalredaktion der Badischen Neuesten Nachrichten ist, wurde durch eine unabhängige Tageszeitung erfolgreich »demokratisiert«. Auch für die Dammerstock-Siedlung gab es eine glückliche Kehrtwende. Der Karlsruher Architekt Willi van den Kerkhoff plante dort 1949 die Laubenganghäuser, die eine Weiterentwick-

Der Wohnblock Ebertstraße von Hermann Alker ist einer der wichtigsten Beiträge zur Moderne der 1920er Jahre in Karlsruhe. Nach 1933 wandte sich der Architekt dem Nationalsozialismus zu.

Das Gebäude der Badischen Neuesten Nachrichten in der Karlsruher Lammstraße wurde 1937 bis 1939 von Erich Schelling erbaut. Nach 1945 wandte er sich einer vom Bauhaus geprägte Moderne zu und prägte damit das Bild der Stadt entscheidend mit. (Alle Fotos: Ulrich Coenen)

lung der Formensprache des Neuen Bauens darstellen.

Die traditionelle Moderne tat sich nach ihren Verwicklungen in den Nationalsozialismus schwer und fand in den frühen 1960er Jahren mit der altersbedingten Berufsaufgabe ihrer letzten Protagonisten ihr Ende. Die Bauhaus-Moderne, für die Dammerstock steht, trat den Siegeszug auf der ganzen Welt an.

Anmerkungen

1 Dieser Aufsatz basiert auf einer siebenteiligen Serie, die zwischen dem 31. Juli und dem 4. September 2019 unter dem Titel »100 Jahre Bauhaus – 90 Jahre Dammerstock« in den Badischen Neuesten Nachrichten (Karlsruhe) erschienen ist.
2 Ursula Muscheler: Haus ohne Augenbrauen – Architekturgeschichten aus dem 20. Jahrhundert, München 2007, S. 81.
3 Norbert Huse: Geschichte der Architektur im 20. Jahrhundert, München 2008, S. 30.
4 Ulrich Coenen: »Mächtiges Symbol des kulturellen Aufbruchs« – Der Karlsruher Architekturhistoriker Medina plädiert für differenzierten Blick auf das Bauhaus. In: Badische Neueste Nachrichten Nr. 10 (12. Januar 2019). S. 16.
5 Brigitte Franzen: Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe 1929 – Zur Vermittlung des Neuen Bauens, Marburg 1993, S. 8.
6 Franzen, S. 14–16.
7 Franzen, S. 17–20.
8 Zu Paul Schmitthenner: Wolfgang Voigt, Hartmut Frank (Hrsg.): Paul Schmitthenner 1884–1972, Tübingen 2003.
9 Coenen 2019.
10 Franzen, S. 23–25.
11 Michael Peterek: Wohnung, Siedlung, Stadt 1910–1950, Berlin 2000, S. 131.
12 Walter Gropius: Ausstellung Karlsruhe Dammerstock-Siedlung – Die Gebrauchswohnung vom 29. September bis zum 27. Oktober 1929, Karlsruhe 1929.
13 Huse, S. 40.
14 Muscheler, S. 91.
15 Adolf Behne: Dammerstock. In: Die Form, 6 (1930), S. 163 ff.
16 Franzen, S. 31–39.

17 Ulrich Coenen: Bühlerhöhe und Stupinigi. Filippo Juvarras Jagdschloss als Vorbild für das neubarocke Denkmal von Wilhelm Kreis. In: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Band 82, Offenburg 2002, S. 243–276. Ulrich Coenen: Bühlerhöhe – Das Schloss im Schwarzwald von Wilhelm Kreis, Baden-Baden 2004.

18 Huse, S. 46. Vittorio M. Lampugnani: Die merkwürdigen Abenteuer der Architektur unter Hitler und Mussolini. Weder rein noch reaktionär. In: Die Zeit, 27. Januar 1984.

19 Andreas Schwarting: Karlsruhe und der Dammerstock – Architektonische Wechselwirkungen. In: Brigitte Franzen, Peter Schmitt (Hrsg.): Neues Bauen der 20er Jahre. Gropius, Haesler, Schwitters und die Dammerstocksiedlung in Karlsruhe 1929 (Ausstellungskatalog Badisches Landesmuseum Karlsruhe), Karlsruhe 1997, S. 69–90.

20 Schwarting, S. 79.

21 Der Führer, 20. April 1933, S. 13.

22 Schwarting, S. 79.

23 Schwarting, S. 80.

24 Schwarting, S. 80.

25 Schwarting, S. 84.

26 Ein wichtiger Beitrag zum Verhalten deutscher Architekten in der NS-Zeit ist: Werner Durth: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, München 1992.

27 Überzeugte Nazis wie Paul Schultze-Naumburg, der sich bereits im Laufe der 1920er Jahre radikalisierte, waren die Ausnahme.

28 Zu Wilhelm Kreis: Winfried Nerdinger, Ekkehard Mai (Hrsg.): Wilhelm Kreis. Architekt zwischen Kaiserreich und Demokratie, München 1994.

29 Dorothea Roos. Der Karlsruher Architekt Hermann Reinhard Alker. Bauten und Projekte 1921 bis 1958, Tübingen 2011.

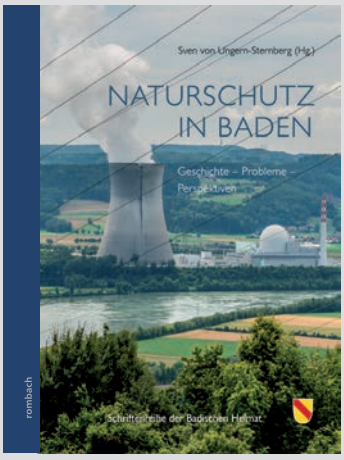
30 Ingrid Ehrhardt: Erich A. Schelling (1904–1986) – Ein Architekt zwischen Traditionalismus und Moderne, Frankfurt a. M. 1997.

Anschrift des Autors:
Dr. Ulrich Coenen
Friedrich-Ebert-Straße 2b
77815 Bühl

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Wie Embleme Licht in die »Geistliche Apotheke« bringen

Die Embleme in St. Cosmas und Damian in Liggersdorf konnten als visuelles Medium in der Predigt genutzt werden

Robert Honstetter

Das zentrale Deckengemälde in der Pfarrkirche St. Cosmas und Damian in Hohenfels-Liggersdorf (Lkr. Konstanz) zeigt die »Geistliche Apotheke«, in der sich Kranke Hilfe suchend an die Ärzteheiligen wenden. Vier begleitende Embleme kommentieren das Bildgeschehen mit Symbolen und biblischen Motti. Dadurch wurden sie auch als Bildmedium der im Barock praktizierten sog. Emblempredigt nutzbar und blieben für den Gläubigen mit ihrer theologischen Aussage an der Kirchendecke weiterhin präsent.

Hermann Strohmaier
in Dankbarkeit gewidmet[1]

Die Kirche St. Cosmas und Damian in Liggersdorf (Gem. Hohenfels, Lkr. Konstanz), deren Anfänge ins Mittelalter zurückreichen, erhielt ihre heutige Gestalt im Wesentlichen beim Neubau im Jahre 1710. Im Fokus dieses Aufsatzes stehen das zentrale barocke Deckenfresko und die vier ihm zugeordneten Embleme, die bisher in der Literatur nahezu unbeachtet geblieben sind, jedoch einen unverzichtbaren Bestandteil des Bildprogramms darstellen.[2]

Den Besucher überrascht bei seinem Eintritt ein lichtdurchflutetes, in Farbgebung und Stuckierung harmonisch abgestimmtes Kirchenschiff im Stile des späten Barock, das den Blick in die Tiefe des eingezogenen Chores mit seinem raumfüllenden Hochaltar (1727) lenkt. Das mehrfach austauschbare Altarbild flankieren die nahezu lebensgroßen Skulpturen der Ärzte- und Apothekerheiligen St. Cosmas und Damian in türkisierender Tracht[3]. Der Arzt Cosmas hält ein Medizinfläschchen und ein dickes Buch, während Damian als Apotheker eine Dose mit dem Allheilmittel »PANACAEA« in Händen hat und den Palmzweig für beider Martyrium trägt.

Die erst 1762 eingebaute Decke des Kirchenschiffs zieren zwei unterschiedlich große Fresken von Franz Josef Zürcher von 1763. Im Bereich der Orgelempore zeigt das deutlich kleinere das Martyrium der hl. Cosmas und Damian, während das zweite Fresko die übrige Langhausdecke nahezu vollständig einnimmt. Wir blicken von unten in drei übereinander angeordnete Sphären. Auf der irdischen Ebene haben sich hilfesuchende Menschen vor einer Scheinarchitektur versammelt, die sich perspektivisch zur himmlischen Sphäre hin verjüngt. In der Mitte steht ein Regal mit Medikamentendosen, wie sie einst in Apotheken üblich waren. Die

Kirchenschiff und Chor von St. Cosmas und Damian in Liggersdorf

Männer und Frauen aus dem Volke, schlicht oder ärmlich gekleidet und auf Krücken gestützt, sind Arme, Sieche und Kranke, die in der Hoffnung auf Hilfe hierher gezogen sind. Sie alle blicken flehend nach oben und strecken Zettel zur mittleren Sphäre hinauf. Darauf bitten sie um Vergebung der Sünden (VENIAM PECCATORUM), Brot (PANEM), Gottergebenheit (DEVOTIONEM) oder einen schönen Tod (BONAM MORTEM).

Darüber tragen zwei fliegende Putti einen übergroßen Mörser mit Stößel davon, der den Ort als Apotheke kenntlich macht, die freilich von besonderer Art ist, nämlich eine »geistliche Apotheke«, denn außer Brot erbitten die Menschen geistlichen Beistand in ihrer seelischen Not. Die PANACAEA-Dose am Hochaltar enthält also ein Allheilmittel, welches neben körperlichen, auch seelische Leiden kuriert. Diese allumfassende Heilkraft spenden die Kirchenpatrone Cosmas und Damian, die sich im mittleren Bilddrittel mit ihren Attributen gegenüberstehen, zu denen noch ein kleines Kreuz als Zeichen apostolischen Wirkens hinzugekommen ist.

Die »Geistliche Apotheke« von Fr. J. Zürcher, 1763

Hinter St. Cosmas und Damian reihen sich Heilige aneinander, welche diese auf zahlreichen Gebieten der Körper- und Seelenheilkunst unterstützen. In der rechten Reihe stehen hinter Damian eine männliche und eine weibliche Dreiergruppe. Da präsentiert der hl. Johann Nepomuk die Zunge, die ihm ausgerissen wurde; daneben erkennen wir am flammenden Herzen den Asien-Apostel Franz Xaver und den hl. Florian an seinem Löscheimer. Im weiblichen Trio hat man die drei hl. Jungfrauen mit Märtyrerpalmzweigen gesehen. Die ganz rechts sitzende Gestalt dürfte die hl. Agatha sein; als Attribute sieht man zwei Brüste auf einem Tablett und eine Folter-Zange. Die beiden anderen sind nicht sicher zu identifizieren.

Auf der linken Seite sehen wir die Pestheiligen Alexius mit Brief, Pilgerstab und -flasche und Aloisius Gonzaga mit einer Lilie als Zeichen jugendlicher Reinheit. Zu ihm gesellt sich die Helferin in der Sterbestunde, die hl. Barbara mit Diadem, Kelch und Hostie. Die linke Reihe beschließt ein Bischof mit aufgeschlagenem Buch, auf dem »*Deus meus et omnia*« (Mein Gott und Alles) zu lesen ist; es handelt sich um den hl. Augustinus.[4] Seine Worte erinnern alle Notleidenden daran, dass hinter den um Hilfe angerufenen Heiligen Gott bereitsteht, der »Mein Gott und Alles« ist.

Mit diesen Worten verweist Augustinus auf die oberste Sphäre des Bildes, in welcher alles andere seinen Zielpunkt hat, sowohl die perspektivische Präsentation in Untersicht als auch die Akteure. Augen und Körper der Gläubigen sind auf die Heiligen gerichtet. Auch diese blicken hinauf zur hl. Dreifaltigkeit, die von einem Wolkenpolster auf die Heiligen und Gläubigen herabblickt und so ihre Bereitschaft zeigt, sich der vorgetragenen Nöte und Anliegen anzunehmen.

Das emotional aufgeladene Geschehen des Freskos verbildlicht das Konzept der Heiligenverehrung. Die Heiligen nehmen als Vermittler die Anliegen der Gläubigen entgegen und geben sie wohlwollend an die Dreifaltigkeit weiter. Aufgrund ihres Lebens und ihrer durch das Martyrium bezeugten Glaubensfestigkeit dienen sie den Gläubigen als Vorbilder in der christlichen Lebensführung.

Um dieses große Himmelspanorama herum sind vier Bildkartuschen angebracht. Wie viele Kleinbilder dieser Art in anderen Kirchen wurden auch sie bislang in der Literatur kaum beachtet.[5] Die Kirchenführer von PECHLOFF und SCHNELL sagen dazu nur, dass »die Kartuschen Symbole des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe« zeigen.[6] Bei GENZMER werden immerhin die enthaltenen Symbole und Bibelzitate genannt. Dass es sich bei den Kartuschenbildern um sog. ***Embleme*** handelt und diese in engem Sinnzusammenhang mit dem zentralen Fresko stehen, wurde bisher in der Literatur offenbar nicht bemerkt. Dabei sind sie ein wichtiger Teil des Bildprogramms und formulieren dessen intendierte theologische Botschaft.

Embleme waren im Barock eine Kunstgattung von ungeheurer Beliebtheit und europaweiter Verbreitung.[7] Ein Emblem bestand in der Regel aus der sog. ***Pictura***, einer einfachen Darstellung eines Gegenstandes, eines Tiers oder einer Pflanze und einem zumeist lateinischen ***Motto***. *Pictura* und *Motto* standen in einem rätselhaften Zusammenhang zueinander, welcher dem Betrachter in allegorischer Form einen Glaubensinhalt oder Ähnliches vermittelte.

Als Fr. Jos. Zürcher 1763 die Liggersdorfer Embleme malte, hatte die Emblem-Begeisterung ihren Zenit bereits überschritten. Sie endete rasch mit dem Aufkommen von Aufklärung und Klassizismus. Der barocke Stil galt nun als schwülstig und überladen und wurde vom neuen Kunstgeschmack abgelöst. Wo die barocke Ausstattung noch beibehalten wurde, verschwand sie spätestens ein Jahrhundert später. Dabei wurden in Liggersdorf[8] und anderswo[9] nicht nur die Wände samt Emblemen, sondern sogar die barocken Altäre mit ihrer inzwischen verpönten Farbpracht übermalt. Bei der Restaurierung von 1935 kamen die Liggersdorfer Embleme wieder ans Licht. So lässt sich heute der theologische Gehalt des zentralen Freskos in St. Cosmas und Damian im Lichte der vier Embleme erfassen.

Wie erwähnt enthalten die Embleme Aussagen zu den christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung (1 Kor 13,13). Wie diese in den *Picturae* und *Motti* in verschlüsselter Form präsentiert und mit dem Apotheken-

Fresko verknüpft werden, wird im Folgenden dargestellt. Die teils kürbis-, teils birnenförmigen Embleme in brauner Tonmalerei sind von Stuckrocaillen und bunten Blütenranken umrahmt. Jedes Emblem hat zwei Spruchbänder mit lateinischem *Motto*. Zwar ist die malerische Realisierung Fr. Jos. Zürcher zu verdanken, für ihre Erfindung und die Auswahl der Motti jedoch kommt nur ein theologisch gebildeter und des Lateinischen mächtiger, unbekannter Kleriker in Frage.

Im Emblem über dem linken Seitenaltar stehen Kreuz, Kelch mit Hostie und Schlüssel als die traditionellen Symbole für den Glauben an die Erlösung, an das Altarsakrament und an die Kirche. Vom Glauben handeln auch beide Motti. Das obere lautet »*Sancti per fidem vicerunt*« (Die Heiligen siegten durch den Glauben). Die Formulierung verkürzt Hebr XI, 32 f., wo es heißt: »Die Zeit würde mir ja fehlen, wenn ich erzählen wollte von Gideon und Barak und Simeon und Jephta und David und Samuel und den Propheten, die durch Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit wirkten, Verheißungen erlangten, die Rachen der Löwen verstopften.« Die Stelle hebt die Macht des Glaubens hervor, der sprichwörtlich Berge versetzen kann, während das zweite Motto im Glauben die Richtschnur für den rechten Weg durchs Leben sieht: »*Fide non erramus*« (Durch den Glauben gehen wir nicht in die Irre). Das Motto geht auf eine Weihnachtspredigt von Augustinus[10] zurück, der in Ochs und Esel im Stall von Bethlehem uns Menschen sieht: Als Zugtiere vor Gottes Wagen gespannt, können wir unter seiner Führung nicht in die Irre gehen. Das Emblem erläutert damit das Geschehen im großen Fresko: die dort zu sehenden Heiligen sind dem vom Glauben gewiesenen Weg unbeirrbar gefolgt und durch ihren Glauben an Erlösung, Kirche und Altarsakrament ans

Emblem über dem linken Seitenaltar

Ziel gelangt. Die bei ihnen Hilfe suchenden Gläubigen ihrerseits folgen diesem Weg des Glaubens und bitten die Heiligen um Beistand und Fürsprache. Dem Besucher der Kirche wird durch das Emblem das Geschehen im Fresko in seiner unmittelbaren Bedeutung für ihn selbst vor Augen geführt: Stark in seinem Glauben zu sein, ermöglicht ihm mithilfe der Heiligen seinem Ziel, der Erlösung, näher zu kommen.

Auch **das Emblem über dem rechten Seitenaltar** spricht vom Glauben. Im heftigen Sturm von Blitzen getroffen, wankt auf einer hohen Säule eine Götzenstatue, die alsbald herabstürzen und zerbersten wird. Unerschütterlich steht links davon ein hoher Altar, der an christlichen Symbolen (Christusmonogramm, Engelchen und Osterlamm) als Al-

Emblem über dem rechten Seitenaltar

tar des einen wahren Gottes zu erkennen ist. Das obere Emblem zitiert verkürzt Röm 1, 16: *»in Salutem omni Credenti«* und ist auf das Evangelium bezogen, denn dieses wirkt »zur Errettung für jeden der glaubt«. Der nachfolgende Vers betont den Zusammenhang von Evangelium und Glauben daran noch einmal mit Nachdruck. Der Bezug des Mottos zum in der Pictura dargestellten, stürzenden Götzen ergibt sich aus dem erweiterten Kontext. Röm 18–32 handeln von der Suche nach dem einen wahren Gott. Paulus sagt hier, wer nicht an das Evangelium glaube, habe dafür keine Entschuldigung, da Gott seine Herrlichkeit allen Menschen seit Erschaffung der Welt in der Schöpfung geoffenbart habe. Die Menschen aber seien dafür blind und »vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Bildern, die einen vergänglichen Menschen und fliegende, vierfüßige und kriechende Tiere darstellen« (Röm 1, 23). Das untere Motto *»Uni solo Deo«* (Dem einen einzigen Gott) ist nicht biblisch, sondern an den im Barock sehr beliebten Wahlspruch »soli Deo Gloria« (Gott allein die Ehre) angelehnt und wirbt erneut für den Glauben an den einen wahren Gott. Wie das erste Emblem ist auch dieses als Paränese zum dargestellten Geschehen im Hauptfresko zu sehen, also als mahnende Aufforderung, sich die Heiligen und Gläubigen dort zum Vorbild im Glauben zu nehmen.

Das Emblem gegenüber der Kanzel zeigt einen Vogel, welcher der Sonne entgegenfliegt. Als einziges der vier Liggersdorfer Embleme entstammt es der Emblemtradition, wo es sich mit unterschiedlichen Motti findet[11]. Es handelt sich um eine Lerche, von der es hieß, dass sie umso schöner singe, je weiter sie sich von der Erde entferne und je höher sie fliege. Sie steht für die gläubige Seele, die sich von allem Irdischen löst und frohlockt, je näher sie Gott kommt. In anderen Fällen lockt die Frühjahrssonne die Lerche hervor und wärmt sie mit ihren Strahlen.[12] So steht auch in unserem Fall die Sonne metaphorisch für Gott, ihre Wärme für seine Gnade und die Kraft, welche die Lerche zur Sonne hinauf streben lässt, für die unbeirrbare Liebe zu Gott.

Passend dazu ist das obere Motto *»Portio mea in terra Viventium«* (mein Anteil im Land der Lebenden) auf Gott zu beziehen, wie der vollständige Vers Ps 142, zeigt.[13] Das untere Motto *»Non est in alio Salus«* (in keinem anderen ist Heil) ist Apg 4, 12 entnommen, wo es weiter heißt: »Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.« Beide Motti haben das Verhältnis von Mensch und Gott

Emblem gegenüber der Kanzel

Pictura sind freilich nicht so leicht zu dechiffrieren. Über einem Acker, auf dem ein Pflug vor einem Getreidefeld steht, schwebt eine Sichel am Himmel, wo das Sonnenlicht unter einer dunklen Wolkenansammlung hervor strahlt. Der Pflug, welcher die Aussaat vorbereitet, das Getreide, das im Sommer heranreift, und die Sichel, welche die Ernte vollzieht, verweisen auf den bäuerlichen Jahresablauf und stehen metaphorisch für das menschliche Leben: Geburt, Lebensverlauf und Tod sind hier angedeutet. Die Sichel, die dort am Himmel schwebt, wo das Licht durchbricht, drückt die Hoffnung der Menschen aus, am Ende ihres Lebens diesen Übergang ins Licht zu finden.

Von der Erlösungshoffnung sprechen auch die beiden Motti. Das obere lautet: »Gloria-

zum Thema: Diese sind durch Liebe zueinander hingezogen wie Sonne und Lerche in der Pictura. Gottes Liebe zeigt sich in der Gnade, die er schenkt; die Menschen führt ihre Liebe zu Gott und damit zur Erlösung. Dies will das Emblem am großen Deckenbild dem Betrachter sichtbar machen. Die drei Bildebenen sind durch die Liebe miteinander verbunden: dies zeigt sich in der *»mutua conversio«*, der gegenseitigen Zuwendung der Heiligen, der Gläubigen und der Dreifaltigkeit, die sich in ihren Blicken und Gesten zeigt.

Dass **das Emblem über der Kanzel** die Hoffnung als christliche Tugend zum Thema hat, ist offensichtlich, fällt doch der Anker als deren Symbol sogleich ins Auge und beide Motti enthalten das lateinische Stichwort »spes«. Die übrigen Elemente der

Emblem über der Kanzel
(Alle Abbildungen stammen vom Verfasser)

mur in Spe Filiorum« (Wir rühmen uns unserer Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes) (Röm 5,2). Im Zusammenhang mit dem vorangehenden Vers wird deutlich, dass diese Hoffnung an den Glauben gebunden ist: »Gerecht gemacht aus Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn. Durch ihn haben wir auch den Zugang zu der Gnade erhalten, in der wir stehen, und rühmen uns …«. Abgerundet wird der Gedanke durch das untere Motto aus Ps 4, 9: »Singulariter in Spe« (Denn du allein, Herr, lässt mich sorglos ruhen). Auch in diesem Fall stellt das Emblem einen Aspekt des großen Deckengemäldes heraus, nämlich die Hoffnung, die sich aus dem christlichen Heilsgeschehen nährt.

Die Embleme haben, wie gesagt, Glauben, Liebe und Hoffnung zum Thema. Wie in anderen Kirchen[14] sind sie aber nicht nur als Teile des Kirchendekors in rein schmückender Funktion angebracht worden. Vielmehr enthalten sie Botschaften, die dem Betrachter den persönlichen Zugang zum zentralen Deckenbild erleichtern sollen. Die *Picturae* und *Motti* ermöglichen die Bezugnahme auf Bibelstellen und ermöglichen eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Darstellung der »geistlichen Apotheke«. Die vier Embleme helfen dem Betrachter, die Botschaft des großen Freskos auf sein eigenes religiöses Denken und Handeln zu beziehen. Wie die dargestellten Menschen in der »geistlichen Apotheke« vom Glauben und Hoffnung geleitet um Hilfe bitten, so soll auch der Betrachter des Freskos in festem Glauben und inniger Liebe zu Gott seine Hoffnung auf Hilfe in allen Nöten und besonders auf seine Erlösung bewahren. So allgemein gültig die Formel »Glauben, Hoffnung, Liebe« auch ist, so konkret verknüpfen die Liggersdorfer Embleme diese Trias mit dem großen Deckengemälde. Sie kommentieren dieses in der dieser Kunstgattung eigenen Form und verweisen auf die im Fresko verborgene Botschaft, die der Betrachter in der Praxis seines eigenen Glaubens umsetzen soll. Man spricht hier auch von exegetischen oder interpretierenden Emblemen.[15]

Wie aber ist dies dem Laien möglich, wenn er die *Picturae* nicht entschlüsseln und die lateinischen *Motti* nicht übersetzen kann? Dabei half ihm im Barock die damals eigens entwickelte ***Emblempredigt***. Die Erforschung der Wirksamkeit von Bildern auf die Menschen in der Predigt und die Entwicklung geeigneter Methoden zur überzeugenden Nutzung von Bild und Sprache in der Predigt, die vor allem im Jesuiten-Orden vorangetrieben wurden, brachten den neuen Typus der Emblempredigt hervor[16]. Wenn sich dies bei der Perikope, die der jeweiligen Predigt zugrundelag, anbot, konnte der Prediger auf eines der Embleme an der Decke verweisen und darauf Bezug nehmend seinen Gedanken illustrieren und konkretisieren. War der Gläubige dann mit der verborgenen Botschaft eines Emblems und seinem Bezug zum Hauptbild vertraut, sollten ihm die im Emblem enthaltenen Elemente auch später noch erlauben, sich die jeweilige Botschaft wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die Embleme stellen also insbesondere ein seelsorgerisch zu nutzendes Bildmedium für die Predigt dar, das auch danach noch in der Kirche präsent und wirksam blieb.

Den Liggersdorfer Emblemen kommen somit dreierlei Funktionen zu. Als Teil des Kirchenschmucks haben sie ästhetische Funktion, als exegetischer Kommentar zum Hauptfresko eröffnen sie dessen theologischen Gehalt und über das Vorbild der Heiligen tragen sie zur Erziehung und Erbauung der Betrachter bei.

Literatur

J. Boschius, Symbolographia, Augst/Dillingen 1702.

W. R. Dietrich, Arzt und Apotheker im Spiegel ihrer alten Patrone Kosmas und Damian. Kultbasis, Kultweg, Kultzeichen, Kultorte in Baden-Württemberg. Lindenberg 2005.

W. Genzmer (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns, Stuttgart 1948, Bd. II, 236–241.

R. Honstetter(a), Der Destillierkolben und die Gottesmutter. Abraham a Sancta Claras Andachtsbuch (…) und die Embleme in der ehemaligen Salemer Filialkirche Mainwangen, Salem 2016.

R. Honstetter (b), Der Salemer Barockofen und sein Zisterzienserkosmos. Die verborgene Botschaft der Emblemata und biblischen Motive am Barockofen in Kloster Salem, Salem 2018.

C. Kemp, Angewandte Emblematik in süddeutschen Barockkirchen, München 1981.

U. Pechloff, Kirchen und Kapellen in Hohenfels, Passau 2010.

F. Picinelli, Mondo Simbolico, Venedig 1678 (Nachdr. Hildesheim/New York 1979).

H. Schnell/A. Reiber, Pfarrkirche Liggersdorf, München 1936.

C.-P. Warncke, Symbol, Emblem, Allegorie – Die zweite Sprache der Bilder, Köln 2005.

Anmerkungen

1 Die vorliegende Studie wurde angestoßen und gefördert von den fundierten Informationen und Vorarbeiten von Hermann Strohmaier (Eigeltingen-Reute). Ihm ist d. Verf. zu großem Dank verpflichtet.

2 Detaillierte Angaben zu Baugeschichte und Ausstattung geben die Kirchenführer von Pechloff und Schnell sowie Genzmer.

3 Über Kultgeschichte, Verbreitung und Kultstätten der hl. Cosmas und Damian gibt Dietrich fundiert und erschöpfend Auskunft. Zu Liggersdorf s. S. 172–177.

4 Die Liggersdorfer Worte »Deus meus et omnia« verdichten den Gedanken von Augustinus, Bekenntnisse 1, 2, 2, zur Sentenz: »Nicht also wäre ich, mein Gott, ja gar nicht wäre ich, wenn Du nicht wärest in mir. Oder vielmehr, wäre ich nicht, wenn ich nicht wäre in Dir, ›bei dem alles, durch den alles, in dem alles ist‹«.

5 Über die Gründe für das mangelnde Interesse an Emblemen siehe Honstetter (a) 20 f.

6 Pechloff S. 9. – Schnell Abs. 4. – Genzmer S. 240.

7 Grundlegend zum Emblem: Warncke.

8 Schnell Abs. 7.

9 So in St. Peter und Paul in Mühlingen-Mainwangen, s. dazu Honstetter (a). Ebenso in der Wallfahrtskirche Maria Dolorosa in Inzigkofen-Engelswies.

10 Predigt 189, 4.

11 Picinelli IV, 5, Nr. 40–43.

12 Honstetter (b) S. 32. Motto »Gratiatus Evocat Ardor« (Die gnadenvolle Wärme ruft zu sich).

13 »Herr, ich schreie zu dir, ich sage: meine Zuflucht bist du, mein Anteil im Land der Lebenden«.

14 So in Konstanz, ehem. Dreifaltigkeitskirche und in Heiligenberg-Betenbrunn, St. Maria.

15 Kemp S. 48 f.

16 Zur Emblempredigt: Warncke S. 129 f. und Honstetter (a) S. 109 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Robert Honstetter
Im Bühl 6
88682 Salem

Der Renaissancekünstler Urs Graf d. Ä.

Genie mit lasterhaftem Lebenswandel

Ute Obhof

Urs Graf machte sich im Buchgewerbe zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Oberrheingebiet einen Namen. Ab 1509 war er für Basler Drucker tätig. Als Reisläufer nahm er an Kriegszügen teil. Sein derber Lebenswandel – Schlägereien, feuchtfröhliche Gelage, Umgang mit Prostituierten – ist in den Basler Gerichtsakten belegt. In seinen Werken schlägt sich sein Charakter wie bei keinem anderen Künstler seiner Zeit nieder oder wird von humanistisch gesinnten Druckern und Verlegern zurückgedrängt.

Im Mittelalter war der Besitz von Bildern im Regelfall nur für Vermögende erschwinglich. Tafelmalerei oder die prächtige Illumination von Handschriften gelangten damals nur in den Besitz weniger. Die Erfindung des Buchdrucks und Holzschnitte machten Bilder auch für breitere Schichten zugänglich. In der Renaissance entwickelte sich die Bebilderung von Drucken mit Holzschnitten zu einem Höhepunkt.

Der Basler Künstler Urs Graf d. Ä. (um 1485–um 1527/1528)[1] erlernte zunächst in seinem Geburtsort Solothurn von seinem Vater den Beruf des Goldschmieds. Im florierenden Buchgewerbe des beginnenden 16. Jahrhunderts konnte Urs Graf sich mit seinem erlernten Wissen und seiner Begabung im Oberrheingebiet um die Druckorte Basel, Straßburg, Konstanz und Freiburg einen bedeutenden Rang erarbeiten. Die zahlreichen Verleger und Drucker im Südwesten brauchten Entwürfe für Holzstöcke, die der Illustrierung ihrer Werke dienten.

Schon in seiner Ausbildungszeit hat Urs Graf zur Bebilderung der Margarita Philosophica, dem enzyklopädischen Lehrwerk des Freiburger Kartäusers Gregor Reisch (gest. 1525) beigetragen[2]. Ein noch ganz im spätgotischen Stil gearbeiteter Holzschnitt zeigt

Lehrjahre – Spätgotik. Aus: Gregor Reisch: Margarita Philosophica. Freiburg im Breisgau 1503 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 415).

Erste Renaissanceformen.
Aus: Johann Geiler von Kaysersberg: Christenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland. Basel 1512 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 187).

Detail.
Aus: Johann Geiler von Kaysersberg: Christenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland. Basel 1512 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 187)

Ptolemäus, der die Mondsichel anvisiert, unterwiesen von der personifizierten Astronomia.

Nach seiner Wanderschaft als Geselle war Urs Graf ab 1509 für Basler Drucker tätig. Im Jahre 1511 heiratete er die Tochter eines Basler Gerbers, Sibylla von Brunn. Am 19.1.1512 kaufte er sich in die Zunft »Zu Hausgenossen« ein und wurde im Sommer des Jahres Bürger der Stadt Basel. Im Herbst des Jahres 1520 erwarb er das Haus »Zer guldin Rose«.

Urs Graf gilt als einer der ersten, der vor Hans und Ambrosius Holbein die antike Formensprache nach dem Vorbild der italienischen Renaissance für Titelblätter im Basler Buchdruck einführte. Das Titelblatt der Christlichen Pilgerschaft zum ewigen Vaterland des wortgewaltigen Straßburger Münsterpredigers Johann Geiler von Kaysersberg[3] zeigt schon Renaissanceformen, die Urs Graf in Italien kennengelernt hatte[4]. Urs Grafs Titeleinfassung, hier der Einfachheit halber wohl aus vier Teilen, trägt Medaillons eines Königs und einer Frau. Aus der antiken Kunst wurde das in der Renaissance häufige Motiv des Delphins übernommen. Architektonische Elemente und Flächenornamente umrahmen die Szene in der Mitte. Der mittige, stilistisch noch eher spätgotische Holzschnitt zeigt einen Pilger mit Hund, der von einem Engel aus einer Wolke herab an einem Bildstock vorbeigeführt wird. Christus winkt den Pilger zu sich. Sicher wird Graf den Holzstock nicht selbst geschnitten haben. Der Holzstock scheint dem Formschneider misslungen zu sein, was man zum Beispiel am Gewand Jesu zu erkennen meint.

Der Bildstock mit dem geschwungenen Strich findet sich auch auf einer meisterhaften Zeichnung Urs Grafs aus dem Jahr 1516[5].

Fahnenträger mit Trossjunge.
(Kunstmuseum Basel, Inv. U.X.70)

Glorie des Hauses Habsburg.
Aus: Gregor von Nyssa / Gregor von Nazianz / Basilius der Große: Werke. Straßburg 1512
(Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 158–160).

Die Federzeichnung mit Fahnenträger und Trossjunge zeigt über den beiden schreitenden Personen an Stelle des Engels die mächtige Fahne als Sinnbild des Krieges. Der detailreicher ausgeführte Bildstock steht wie im Holzschnitt in ungewöhnlich gebogener Haltung da. Der abgestorbene Baum daneben, das Kreuz auf dem Bildstock und die kämpfenden Vögel in der Luft sind Zeichen des Todes.

Urs Grafs Talent ist vor allem in seinen Zeichnungen erkennbar. Entwürfe, also Zeichnungen, waren notwendig für die Umwandlung in Druckgraphik, Glasmalerei oder eine andere Form.

Eine in Straßburg 1512 gedruckte Gesamtausgabe griechischer Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts ist Kaiser Maximilian gewidmet[6]. Die Titeleinfassung nach Art einer Triumphpforte zeigt die Glorie des Hauses Habsburg: oben in der Mitte Kaiser Maximilian I. und seine Enkel, links den späteren Kaiser Karl V., rechts den späteren Kaiser Ferdinand I. Darunter befindet sich das Reichswappen mit dem goldenen Vlies. Der Orden vom Goldenen Vlies war Hausorden der Habsburger. Weiterhin sind die Abzeichen der habsburgischen Länder zu sehen. Die beiden nackten Figuren unten tragen kriegerische Elemente an Stangen: einen Brustpanzer in der Art der Antike, bei der Frau hängt neben dem Schwert auf einer Tafel das selbstbewusste Monogramm des Künstlers. Außerdem trägt die Frau noch einen Schweizer Dolch am Körper.

Triumph des Humanismus, darunter Kairos und Nemesis.
Aus: Seneca: Lucubrationes omnes. Basel 1515 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 180).

Schmuckseite.
Aus: Seneca: Lucubrationes omnes. Basel 1515 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 180).

Eine Seneca-Ausgabe von Johann Froben wird von einer besonders interessanten Renaissance-Einfassung geschmückt[7]. Das Mittelstück wird in diesem Falle gefüllt durch die Widmung des Druckers Johann Froben (1491–1527)[8] an den Leser. Froben wurde nach dem Tod seiner Teilhaber Johann Petri und Johann Amerbach seit 1512 zum wichtigsten Drucker Basels und stand im Mittelpunkt des deutschen Humanismus. Wie er auch in der vorliegenden Widmung zum Ausdruck bringt, hatte er Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam, der zeitweise zu seinen Gästen in Basel gehörte. Bei der Titeleinfassung aus nunmehr einem Holzstock orientiert sich Urs Graf an einem italienischen Vorbild aus Ferrara, das 1493 von dem Drucker Lorenzo di Rossi verwendet wurde[9]. Das gilt insbesondere für das riesige architektonische Gebilde. Auf Säulen stehen links und rechts die göttlichen Gestalten Kairos und Nemesis. Es handelt sich um Gottheiten des Augenblicks. Kairos wird als nackter Knabe dargestellt. Seine Füße mit Flügeln stehen auf einer Kugel. In der rechten Hand hat er ein Schermesser und seine Haare wehen im Wind nach vorne. Die glückliche Gelegenheit, die Kairos bietet, kann man sprichwörtlich nur »am Schopfe« packen. Schnell könnte er davon sein. Das symbolisieren Kugel und Flügel an den Füßen. Es ist ein kurzer Augenblick, den er dem Menschen anbietet, so schmal wie die Klinge seines Schermessers.

Die gegenüberstehende Nemesis ist nicht weniger bedeutsam für das Schicksal des Einzelnen. Sie ist bekleidet als Frau dargestellt mit offenem Haar und einer Mütze. In den Händen hält sie Winkelmaß und Zaumzeug. Die Gegenstände symbolisieren Glück oder Unglück, Recht oder Unrecht. Sie teilt es dem Menschen zu und achtet darauf, dass das rechte Maß gewahrt wird. Daher bestraft sie jegliche menschliche Hybris.

Als Bekrönung sehen wir fünf Gestalten mit einem triumphalen Wagen, dessen Baldachin von Putti gehalten wird. Der linke hält zusätzlich das Wappen des Heiligen Römischen Reiches, der rechte das Wappen der Stadt Basel. Jeweils zwei Gestalten aus der Antike schieben bzw. ziehen den Wagen. Hinten sind es Vergil mit Dichterkranz und Marcus Tullius Cicero. Vorne gehen Homer mit Dichterkranz und Demosthenes, wie uns die Inschrift des Triumphbogens anzeigt. Die Dame, die im Wagen sitzt und in einem Buch liest, verkörpert das zeitgenössische Ideal der Humanitas. Dem Betrachter wird der Triumph des Humanismus vor Augen geführt.

Eine weitere Schmuckseite des Druckes zeigt eine Einfassung aus vier Teilen[10] um eine Widmung herum. Bemerkenswert ist die untere Leiste mit zwei Putti in Rüstung, die den Schild nicht einfach nur halten. Der rechte Putto stürmt wild dagegen an. Urs Graf hat unter ihm sein Monogramm angebracht, vielleicht weil der Putto ein seinem Charakter vergleichbares Verhalten zeigt. Auf dem Schild wird der Drucker Johann Froben mit Typen genannt.

Von diesen Leisten mit dunklem Grund gibt es noch vier weitere, die von Johann Froben verwendet wurden und bei verschiedenen Drucken jeweils unterschiedlich kombiniert wurden. Hier kann man nicht sagen, dass die Teile der Einfachheit halber geschaffen wurden, sondern um dem Drucker eine bessere Auswahl und Vielfalt zu ermöglichen.

Paradiesgarten mit antiken Dichtern und Denkern, angeführt von König Salomo.
Aus: Lodovico Ricchieri: Lectiones antiquae. Basel 1517 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 237).

Der Humanist Lodovico Ricchieri (gest. 1525, Rovigo) veröffentlichte einen umfangreichen Band mit Texten antiker Autoren[11]. Die Titelrahmung besteht aus dem Abdruck eines einzelnen Holzstockes[12]. Urs Graf kombiniert geschickt Mensch, Natur und Architektonik. Die bibliographischen Angaben in der Mitte wirken wie in Stein gehauen. Die Galerie der Dichter, Denker und Historiographen wird angeführt durch König Salomon, dem als einzigem ein in die Tiefe gehendes und von den anderen abgetrenntes Kabinett zugesprochen wird. Die jeweils mit Namen gekennzeichneten Personen entsprießen wie Blüten und

Titeleinfassung nach Dürer. Aus: Petrus Berchorius: Morale reductorium super totam Bibliam. Basel 1517 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 906).

Rollenstempel von Urs Graf (Zentralbibliothek Solothurn wie Anm. 17)

Blätter einem Baum. Der alttestamentliche Herrscher ist umgeben von Griechen. Weiter unten folgen die römischen Persönlichkeiten. Die frühen griechischen Dichter Homer und Hesiod unterhalten Salomon mündlich und mit ihrem Saitenspiel. Der Garten, in dem dieser Baum steht, ist der Paradiesgarten. Die vier Brunnen an der Gartenmauer symbolisieren die vier Paradiesflüsse. So bilden der christliche Glaube und der antike Geist hier eine Einheit, die charakteristisch ist für Humanismus und Renaissance. Auffällig ist die dunkel mit Punkten versehene Struktur der Nischen[13]. Vielleicht wollte Graf den Eindruck eines Schrotschnittes erwecken.

Der französische Benediktiner Petrus Berchorius (gest. 1362) verfasste eine moralisierende Bibelauslegung als Materialsammlung für Prediger[14]. Der hier angesprochene Druck wurde im Jahre 1517 in Basel bei Adam Petri für Johann Koberger gedruckt. Die Titeleinfassung besteht aus vier Leisten[15]. Es handelt sich um eine architektonische Titeleinfassung mit Bogen und zwei tragenden Säulen. Sie orientiert sich an einem Vorbild Albrecht Dürers (1471–1528). Zusätzlich gibt es zwei Säulen, die einem nackten Alten mit Schwert und einer nackten Frau als Podeste dienen. In ihrer Nacktheit kann man sie sich als griechische Götter vorstellen. Es könnte auch das Motiv des ungleichen Paares dargestellt sein, das in der Zeit öfter vorkommt. Über ihnen nochmals zwei verwegene Gestalten, wovon die eine nackt ist, die andere aber Kriegskleidung trägt und mit Dolch versehen ist. Mit fast boshaftem Vergnügen

schwingen sie die Putti in der Höhe. Unten reiten zwei Putti auf Delphinen. Neben Urs Grafs Monogramm ist noch ein Handwerkszeug abgebildet, vielleicht das Ritzwerkzeug eines Goldschmieds oder das Messer eines Formschneiders. In der Mitte befindet sich das Druckersignet von Adam Petri mit dem Wappen der Stadt Basel, das von zwei Basilisken gehalten wird. Es wurde ebenfalls von Urs Graf entworfen.

Urs Graf erschloss sich im Laufe der Zeit weitere Gewerbefelder als Entwerfer und Ausführender von Metallschnitten, Kupferstichen, Radierungen, Glasmalerei und Tafelmalerei; er war Münzeisenschneider und – was meist unerwähnt bleibt – Rollenstempelschneider[16]. Die Rollenstempel dienten der Dekoration von Bucheinbänden.

Ein Band in der Zentralbibliothek Solothurn zeigt einen Einband des Basler Granatapfel-Meisters (Buchbinder), der zur Dekoration eine Jagdrolle von Urs Graf verwendet: Zu sehen ist ein nackter Mann, der mit Pfeil und Bogen auf einen Vogel schießt[17].

Urs Graf nahm als sogenannter Reisläufer[18] (Landsknecht) immer wieder an Kriegszügen teil: Im Aufgebot von Schweizer Zünften, aber auch auf kaiserlicher Seite. In den Auseinandersetzungen um die Herrschaft in Italien zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich kämpften Eidgenossen als Söldner auf beiden Seiten. Urs Grafs Motive waren wohl wie die anderer Abenteuerlust, Sold und Aussicht auf Beute.

Im Jahre 1510 zog Urs Graf im Aufgebot der Solothurner Zunft Zu Schmieden nach Oberitalien (Chiasso), vielleicht wanderte er bis nach Rom. 1513 nahm er am Zug nach Dijon teil. 1515 war er im Aufgebot der Basler Zunft Zu Hausgenossen an der Schlacht bei Marignano beteiligt. 1521 ging es wieder nach Mailand.

Reisläufer. Aus: Francesco Albertini: Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae. Basel 1519 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. Inc 649–652).

Urs Grafs Charakter ließ ihn oft mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Seit dem Jahr seiner Hochzeit kommt er immer wieder in den Gerichtsakten der Stadt Basel vor. Sein handgreiflicher Lebenswandel brachte ihn 1522 ins Basler Gefängnis, weil er regen Umgang mit Prostituierten pflegte und auch vor häuslicher Gewalt nicht zurückschreckte.

Sexualität und Frauenbild von Urs Graf wurden in der Sekundärliteratur bereits ausführlich behandelt[19]. Hier soll der Blick auf das Phänomen der Gewalt gelenkt werden, das im Werk des Künstlers Raum nimmt. Urs Graf dürfte seinen Tod auf dem Schlachtfeld gefunden haben, ebenso wie wohl sein gleichnamiger Sohn. In der Zeit, in der Urs Graf im Südwesten des deutschsprachigen Raumes lebte, hat die Mehrheit der Menschen Grauen und körperliche Gewalt aus eigener Anschauung gekannt. Hinrichtungen, Folterungen und Kriege hatten ihre Beobachter, Ausfüh-

Enthauptung der Heiligen Katharina, Scheibenriss aus dem Jahre 1521 (Kunstmuseum Basel, Inv. U.X.90)

rende und Opfer. Auch in der Kirche – man denke an Jesu Geißelung und Kreuzigung oder die Märtyrer – galt es, das Grauen darzustellen. Das Besondere an der Kunst Urs Grafs ist es, dass der Betrachter spürt, dass da einer etwas in Kunst darzustellen vermag, was er selbst schon gesehen und erfahren hat. Häufig macht er den Betrachter zum Voyeur oder zieht ihn mitten in das Geschehen hinein. Er zeigt Geschehnisse in einer Drastik, die durch ein modernes Foto gar nicht zu erreichen wäre, aber zu Herzen geht.

Das sehen wir zum Beispiel am Scheibenriss der Enthauptung der hl. Katharina aus dem Jahre 1521[20]. Bereits im Entwurf zieht das grausame Geschehen, von dem man sich eigentlich abwenden möchte, in Bann. Graf erzeugt größere Spannung, indem er die Enthauptung in den Vordergrund rückt. Der böse und gezielte Blick des Scharfrichters ist schwer zu ertragen. Der Betrachter hat den Eindruck, das scharfe Schwert würde gleich aus dem Rahmen heraus auf ihn geführt werden. Im Hintergrund wird das Rad, womit Katharina gefoltert und hingerichtet werden sollte, durch vom Himmel kommendes Feuer und Hagel zerstört.

Auch in unseren Tagen gibt es himmelschreiende Brutalität, Gewalt und Kriege. In unserer bequemen Ersten Welt merken wir nicht viel davon. Die kurzen Sequenzen in den Nachrichten sind schnell vergessen. Aber wie muss es den Menschen ergehen, die Tag für Tag als sogenannte Cleaner für Messenger-Dienste anstößige und grausame Bilder entfernen? Wie muss es den Polizisten gehen, die im Darknet stundenlang nach kriminel-

Satirische Federzeichnung von Urs Graf. Auf dem hinteren Spiegel von Conrad Gessner / Johannes Hartung: Lexicon sive dictionarium graeco-latinum. Basel 1560 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. 2/21).

Rötelzeichnung nach Marcantonio Raimondi und Raffael. Auf dem vorderen Spiegel von Conrad Gessner / Johannes Hartung: Lexicon sive dictionarium graeco-latinum. Basel 1560 (Martinus-Bibliothek Mainz, Sign. 2/21).

len Bildern suchen, um die Täter zu verfolgen? Wie geht es den Opfern?

Wie ging es den Kampfpiloten[21], die in einer anderen Wüste in einem anderen Krieg angeblich »sauber« lediglich Waffenfabriken zerstörten? Wie geht es einem Menschen, der in einem gekühlten Container in der Wüste bei Las Vegas sitzt und tagelang das Auto eines Mannes einer feindlichen Organisation mit einer Drohne verfolgt? Schnell gemachte Gräuelphotos kursieren immer wieder in den Sozialen Medien. Urs Grafs Kunst hat die Macht, uns tatsächlich zu berühren.

Der Künstler hat ein überaus qualitätvolles zeichnerisches Werk hinterlassen, welches durch günstige Überlieferungsumstände im Großen und Ganzen zusammen blieb. Von den rund 180 Blättern werden zwei Drittel im Kupferstichkabinett Basel aufbewahrt[22]. Eine originale Federzeichnung ist erstaunlicher Weise bis nach Mainz gelangt.

Der Trägerband ist ein griechisch-lateinisches Wörterbuch[23] von dem Vielgelehrten Conrad Gessner (1516–1565) und Johannes Hartung (1505–1579), der als Altphilologe an der Universität Freiburg im Breisgau lehrte[24]. Das Werk erschien im Jahre 1560 in Basel bei Hieronymus Curio.

Der erste Besitzer des Buches muss Darstellungen von Putti aus dem frühen 16. Jahrhundert geschätzt haben. Auf den hinteren Spiegel ist eine satirische Federzeichnung von Urs Graf geklebt, die den Verfall des einst ritterlichen Turniers in der Neuzeit illustriert. Sie

zeigt zwei auf Phantasietieren reitende Putti im Turnier, die mit Stangen gegeneinander antreten. Die Reittiere sind hässliche Mischwesen und damit eine Parodie auf kostbare Turnierpferde. Man ritt gepanzert ins Turnier. Nach den Erfahrungen der Kreuzzüge wurden auch die Turnierpferde gerüstet. Einer der Putti ist bis auf seine Sandale(n) und seine (Geld-)Tasche nackt. Er hat nicht einmal ein Zaumzeug. Im ursprünglich ritterlichen Turnier ging es auch darum, die Bewunderung einer hochstehenden Frau zu erlangen. Nacktheit und Geldtasche legen eher das Bemühen um die Gunst einer Prostituierten nahe. Der lächerliche Hut des linken Reittieres kann es nicht schützen wie eine Rossstirn. Der linke Putto ist bekleidet, hat aber offensichtlich die Sandale verloren und trägt über bloßem Fuß einen Sporn. Der Verlust einer Fußbekleidung weist bei Urs Graf auf den Verlust des Glückes im Krieg oder hier wohl im Turnier hin[25]. Musizierende Putti mit Querpfeife und Trommel machen auf das Turnier aufmerksam, ein Ereignis, das gewöhnlich auf einem wichtigen Platz stattfand. Beide haben jeweils einen Schweizer Dolch am Gürtel. Auch der Turnierende links trägt einen solchen Dolch. Der Spott Urs Grafs wird besonders deutlich an dem linken Reittier, dem er eine närrische Schelle auf das Hinterteil geheftet hat. Urs Grafs Federzeichnung wurde von einer späteren Hand am sich kringelnden Schwanz des linken Reittiers etwas verunstaltet, was seiner satirischen Darstellung keinen Abbruch tut.

Auch auf den vorderen Spiegel wurde eine Puttenzeichnung geklebt. Dort führen Kinder einen Rundtanz auf. Die Vorlage dafür war ein Kupferstich von Marcantonio Raimondi (um 1475–um 1534) nach Raffael (1483–1520)[26]. Raffael führte druckgraphische Blätter nicht eigenhändig aus, sondern stellte dafür den ausgebildeten Kupferstecher Raimondi ein. Raimondis Stich nach Raffael ist im Mainzer Buch als Rötelzeichnung kopiert. Der weiche Rötelstift macht die Kopie wieder zu einem einzigartigen Stück: Er verleiht dem Tanz der Putti etwas Fließendes und Heiteres. So hat es auch der vielleicht erste Besitzer des Buches gesehen oder ein Freund, der ihm die Zeichnung schenkte, indem er darunter schrieb: »In diesen kindlein findestu grose Kunst«. Die Künstler Raimondi und Urs Graf waren in etwa Zeitgenossen, deren Werke und Kopien vom Besitzer[27] des Buches über das Jahr 1560 hinaus gesammelt und geschätzt wurden. Ein weiterer Hinweis auf die Wertschätzung Urs Grafs auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Übernahme seiner Zeichnungen durch den Sammler Basilius Amerbach (1533–1591)[28] um das Jahr 1570.

Anmerkungen

1 Christian Müller: Graf, Urs. In: Saur – Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. München, Leipzig 60 (2008), S. 91–94; Christiane Andersson: [1998, 2011], Graf, Urs. In: SIKART. Lexikon zur Kunst in der Schweiz, http://www.sikart.ch/kuenstlerinnen.aspx?id=4022809&Ing=en, Zugriff vom 1.10.2019.

2 Gregor Reisch: Margarita Philosophica. Freiburg im Breisgau, Johann Schott 1503 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 415).

3 Wolfgang Stammler (Begr.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Aufl., 1–14. Berlin, New York 1978–2008, hier 2 (1979), Sp. 1141 f., 1145 f.

4 Johann Geiler von Kaysersberg, Christenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland. Basel, Adam Petri 1512. (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 187).

5 Christian Müller / Ulrich Barth / Anita Haldemann: Urs Graf – Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel (Katalog der Zeichnungen des 15. und 16. Jahrhunderts im Kupferstichkabinett Basel 2b = 3). Basel 2001, S. 166; (Kunstmuseum Basel Sign. Inv. U.X.70).

6 Gregor von Nyssa / Gregor von Nazianz / Basilius der Große: Werke. Straßburg, Matthias Schürer

1512 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 158–160).

7 Seneca: Lucubrationes omnes. Basel, Johann Froben 1515 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 180).

8 Christoph Reske: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 51). 2. Aufl. Wiesbaden 2015, S. 67 f.

9 Konrad Koppe: Kostbare illustrierte Bücher des sechzehnten Jahrhunderts in der Stadtbibliothek Trier – Hans Baldung Grien, Urs Graf, Ambrosius und Hans Holbein (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken 27). Wiesbaden 1995, S. 54–57.

10 Müller / Barth / Haldemann: Urs Graf (wie Anm. 5), S. 314 f.

11 Lodovico Ricchieri: Lectiones antiquae. Basel, Johann Froben 1517 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 237).

12 Koppe: Bücher (wie Anm. 9), S. 57–59.

13 Müller / Barth / Haldemann: Urs Graf (wie Anm. 5), S. 310.

14 Petrus Berchorius: Morale reductorium super totam Bibliam. Basel, Adam Petri für Johann Koberger 1517 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 906).

15 Koppe: Bücher (wie Anm. 9), S. 59–61.

16 Rolle: Ranke mit stehender Nymphe, die durch einen Satyr verfolgt wird; Rolle: Putten mit Vogel (Reiher) und einem Kind mit Kappe s. Ilse Schunke: Urs Graf und der frühe Rollenschnitt. In: Ilse Schunke, Studien zum Bilderschmuck der deutschen Renaissance-Einbände (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 8). Wiesbaden 1959, S. 3–13, hier S. 4 f. und Tafel 1.

17 Ilse Schunke: Einbände der Ausstellung der Solothurner Zentralbibliothek in Ascona (Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn 16). Solothurn 1971, S. 31 und Umschlag. Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der Zentralbibliothek Solothurn.

18 Francesco Albertini: Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae. Basel, Thomas Wolff 1519 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. Inc 649–652).

19 Christian Müller: Spiritelli. Zu einer neu aufgefundenen Zeichnung von Urs Graf in der Martinus-Bibliothek des Bistums Mainz. In: Mainzer Zeitschrift 106/107 (2011/2012), S. 233–246; Christiane Andersson: Jungfrau, Dirne, Fortuna. Das Bild der Frau in den Zeichnungen von Urs Graf. In: Kritische Berichte 16 (1988), S. 26–35 [UB Heidelberg, Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.11588/kb.1988.1.10102]; Christiane Andersson: Symbolik und Gebärdensprache bei Niklaus Manuel und Urs Graf. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia, 37 (1980), S. 276–288 [ETH Zürich, Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-167435].

20 Kunstmuseum Basel (Inv. U.X.90).

21 Inspiriert von George Brant: Am Boden. Deutsch von Henning Bochert in der Inszenierung von Sarah Johanna Steinfelder. Badisches Staatstheater Karlsruhe 2018.

22 Müller / Barth / Haldemann: Urs Graf (wie Anm. 5).

23 Conrad Gessner / Johannes Hartung: Lexicon sive dictionarium graeco-latinum. Basel, Hieronymus Curio 1560 (Exemplar der Martinus-Bibliothek, Sign. 2/21).

24 Johannes Hartung zum 500. Geburtstag, hg. von Alf Dieterle und dem Frankenbund, Gruppe Miltenberg. Miltenberg 2005.

25 Werner Weisbach: »Ein Fuß beschuht, der andere nackt«. Bemerkungen zu einigen Handzeichnungen des Urs Graf. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia 4 (1942), S. 108–122, Tafeln 37–42, hier S. 109–113 [ETH Zürich, Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-162802].

26 Mechthild Haas: »In diesen kindlein findestu grose Kunst«. Miszelle zu einer Zeichnung des 16. Jahrhunderts nach einem Stich von Marcantonio Raimondi nach Raffael. In: Bibliotheca S. Martini Moguntina. Alte Bücher – Neue Funde, hg. v. Helmut Hinkel. Mainz, Würzburg 2012 (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2012), S. 207–214, hier S. 207–210.

27 Leider konnte die beiden auf dem vorderen Spiegel sich nennenden Zwischenbesitzer des 17. und 18. Jahrhunderts nicht identifiziert werden: Joh. Henricus. (Ströverus, / Anno 1695.) Kulemeyerus. / d. 19. Aug. 1773. Cstt 10 Kr. Vgl. zu Ströver: Die Gießener Matrikel hg. von Ernst Klewitz und Karl Ebel. In: Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsverein in Gießen. NF. 3 (1892), S. 1–48, hier S. 44. Demnach immatrikulierte sich ein Johannes Henricus Ströverus am 23.5.1683 an der Ludoviciana.

28 Müller: Graf, Urs (wie Anm. 1), S. 94.

Literatur

Christiane Andersson: [1998, 2011], Graf, Urs. In: SIKART. Lexikon zur Kunst in der Schweiz, http://www.sikart.ch/kuenstlerinnen.aspx?id=4022809&lng=en.

Christiane Andersson: Jungfrau, Dirne, Fortuna. Das Bild der Frau in den Zeichnungen von Urs Graf. In: Kritische Berichte 16 (1988), S. 26–35 [UB Heidelberg, Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.11588/kb.1988.1.10102].

Christiane Andersson: Symbolik und Gebärdensprache bei Niklaus Manuel und Urs Graf. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia, 37 (1980), S. 276–288 [ETH Zürich, Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-167435].

Die Gießener Matrikel hg. von Ernst Klewitz und Karl Ebel. In: Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsverein in Gießen. NF. 3 (1892), S. 1–48.

Mechthild Haas: »In diesen kindlein findestu grose Kunst«. Miszelle zu einer Zeichnung des 16. Jahrhunderts nach einem Stich von Marcantonio Raimondi nach Raffael. In: Bibliotheca S. Martini Moguntina. Alte Bücher – Neue Funde, hg. v. Helmut Hinkel. Mainz, Würzburg 2012 (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2012), S. 207–214.

Johannes Hartung zum 500. Geburtstag, hg. von Alf Dieterle und dem Frankenbund, Gruppe Miltenberg. Miltenberg 2005.

Konrad Koppe: Kostbare illustrierte Bücher des sechzehnten Jahrhunderts in der Stadtbibliothek Trier – Hans Baldung Grien, Urs Graf, Ambrosius und Hans Holbein (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken 27). Wiesbaden 1995.

Christian Müller: Spiritelli. Zu einer neu aufgefundenen Zeichnung von Urs Graf in der Martinus-Bibliothek des Bistums Mainz. In: Mainzer Zeitschrift 106/107 (2011/2012), S. 233–246.

Christian Müller: Graf, Urs. In: Saur – Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. München, Leipzig 60 (2008), S. 91–94.

Christian Müller / Ulrich Barth / Anita Haldemann: Urs Graf – Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel (Katalog der Zeichnungen des 15. und 16. Jahrhunderts im Kupferstichkabinett Basel 2b = 3). Basel 2001.

Christoph Reske: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 51). 2. Aufl. Wiesbaden 2015.

Ilse Schunke: Einbände der Ausstellung der Solothurner Zentralbibliothek in Ascona (Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn 16). Solothurn 1971.

Ilse Schunke: Urs Graf und der frühe Rollenschnitt. In: Ilse Schunke, Studien zum Bilderschmuck der deutschen Renaissance-Einbände (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 8). Wiesbaden 1959.

Wolfgang Stammler (Begr.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Aufl., 1–14. Berlin, New York 1978–2008.

Werner Weisbach: »Ein Fuß beschuht, der andere nackt«. Bemerkungen zu einigen Handzeichnungen des Urs Graf. In: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia 4 (1942), S. 108–122, Tafeln 37–42 [ETH Zürich, Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-162802].

Anschrift der Autorin:
Dr. Ute Obhof M.A.
Franz-Bläsi-Straße 14
76646 Bruchsal

Johann Baptist Knebel

Ein Abgeordneter der Zweiten Kammer des badischen Landtags

Konrad Exner

In der Kaiserzeit und während der Weimarer Republik kam es öfter vor, dass katholische Priester im badischen Landtag als Abgeordnete tätig waren. So war auch der katholische Pfarrer Johann Baptist Knebel von 1909–1912 Abgeordneter des badischen Parlaments. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und wurde in seiner Jugendzeit bildungsmäßig von seinem Heimatpfarrer und dadurch auch wirtschaftlich von der katholischen Kirche gefördert. Denn ohne diese Unterstützung hätte Knebel nicht studieren und Pfarrer werden können. Wegen seiner Sprachbegabung kam er zur Politik und wurde Abgeordneter der Zentrumspartei im badischen Landtag. In der ersten der zwei Sitzungsperioden seiner Parlamentstätigkeit war er politisch sehr aktiv, in seiner zweiten Sitzungsperiode trat er im Landtag meist nur noch als Besserwisser und Aufklärer auf. Und hier kündigte sich das Ende seiner politischen Laufbahn an, das er wohl entweder einem Streit mit den Verantwortlichen der Zentrumspartei und/oder dem Ärger mit seinem kirchlichen Dienstvorgesetzten verdankte.

Nach Schilderung der Tätigkeit eines evangelischen Theologen und Pfarrers im badischen Parlament[1], beschreibt der Verfasser diesmal die Arbeit eines katholischen Theologen und Priesters in der Zweiten Kammer des badischen Landtags. In den Landtagen der früheren deutschen Länder und im Reichstag kam es öfter vor, dass sich unter den Abgeordneten auch katholische Priester befanden. Erst seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland gibt es keine katholischen Priester in deutschen Parlamenten mehr. Denn mit dem Bestehen des Grundgesetzes wären die Abgeordneten nach Art. 38 zur Neutralität verpflichtet, sie dürften also nicht nur keine Aufträge der kirchlichen Oberen mit ihrem politischen Handeln verbinden, sondern auch keine Weisungen der kirchlich Verantwortlichen bei ihrer politischen Arbeit befolgen. Und die Arbeit der katholischen Priester besteht darin, sich für die Grundsätze der katholischen Religion einzusetzen, also sich nicht von der Neutralität bei der politischen Arbeit leiten zu lassen. So kämen die Abgeordneten auch in Gewissenskonflikte. Außerdem ist es den Klerikern der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland nach dem katholischen Kirchenrecht von 1983 ausdrücklich verboten, ein politisches Amt zu übernehmen[2] und in politischen Parteien tätig[3] zu sein.

Lebenslauf

Johann Baptist Knebel wurde am 15. Dez. 1871 in Uissigheim, heute Stadt Külsheim, als Sohn eines ärmlichen Landwirts geboren. In Uissigheim besuchte er die Volksschule. Der

Pfarrer von Uissigheim, Bernhard Joseph Mayland, der ursprünglich Kanonikus an der bischöflichen Kathedrale in Northampton und seit 1855 Priester in der Erzdiözese Freiburg war, förderte Knebel, indem er für ihn Nachhilfe für die weiterführende Schule besorgte. Er selbst gab dem jungen Knebel Lateinunterricht. Johann Baptist Knebel besuchte als weiterführende Schule die Lendersche Anstalt in Sasbach, die letzten beiden Schuljahre des Gymnasiums verbrachte er auf dem Großherzoglichen Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er 1890 das Abitur ablegte. Von 1890–1893 studierte er in Freiburg Theologie, anschließend war er ein Jahr lang im Priesterseminar in St. Peter tätig, wo er die praktische Ausbildung zum Priester erhielt. 1894 wurde er zum Priester geweiht. Von 1894/95 war er Vikar in Furtwangen und 1895–99 Kaplan in Ettlingen. Ab 1899 wurde er nach Mannheim, Ortsteil Neckarvorstadt, versetzt. Hier leitete er zuerst die Pfarrkuratie St. Laurentius, das ist eine Quasipfarrei, und ab 1903–1916 die Pfarrei Herz-Jesu mit der neu errichteten Herz-Jesu-Kirche. Die Herz-Jesu Pfarrei war damals eine der größten Pfarreien Mannheims mit einem großen Anteil katholischer Arbeiter, die in verstärkter Anzahl in den Industriestandort Mannheim zogen.

In seiner Mannheimer Zeit als Pfarrer war Knebel von 1909–1912 für eine Legislaturperiode gleichzeitig Abgeordneter der Zweiten Kammer des badischen Landtags. Nach dem Aufenthalt in Mannheim war Knebel von 1916–1924 Nachfolger des bekannten Pfarrers Heinrich Hansjakob (1837–1916) an St. Martin in Freiburg. Anschließend übernahm er eine kleine »beschauliche Pfarrei« in Kiechlinsbergen, heute Stadt Endingen. Am 3. Juli 1924[4] ernannte ihn die Freiburger Universität wegen der Verdienste um die Seelsorge

Johann Baptist Knebel
(Generallandesarchiv Karlsruhe, 231 Nr. 2937, 775)

zum Ehrendoktor der Theologie und am 11. April 1933[5] Erzbischof Conrad Gröber zum Ehrendomkapitular. Von 1933 bis zu seinem Ruhestand 1939 war Knebel noch Dekan von Endingen. Seinen Ruhestand verbrachte er in dem »Haus ›Nazareth‹ im Mutterhausgarten der Barmherzigen Schwestern«[6]. Hier traf ihn und seine Haushälterin am 27. November 1944 eine Fliegerbombe beim Angriff auf Freiburg, die Freiburg in Schutt und Asche legte.

Zweite Kammer des badischen Landtags

Nach englischem Vorbild bestand die badische Ständeversammlung aus zwei Kammern, der Ersten, einem konservativen Gre-

mium, und der Zweiten Kammer, der gewählten Volksvertretung. Beide Kammern hatten das gesamte Budget- und Steuerbewilligungsrecht. In Budget-, also Haushaltsfragen, hatte die Zweite Kammer mehr Einfluss bei Abstimmungen als die Erste Kammer. Das Gesetzesinitiativrecht hatten beide Kammern bis zum Jahre 1869 nicht. Wollte eine Gruppe von Abgeordneten oder einzelne Abgeordnete ein Gesetz im Parlament einbringen, mussten sie einen Antrag zur Genehmigung an den Großherzog oder dessen Regierung richten. Denn in Baden bestand damals noch eine Monarchie, und zwar eine konstitutionelle, an die Verfassung gebundene Monarchie. Seit 1904 galt in Baden ein neues Wahlrecht, das direkte Persönlichkeitswahlrecht, und die Dauer einer Wahlperiode wurde nach 1905 auf vier Jahre festgelegt. Diese Landtagsperiode bestand aus jeweils zwei Sitzungsperioden, zwischen denen eine 1-jährige Sitzungspause bestand.

Johann Baptist Knebel, der sehr wortgewaltig war, setzte sich in seiner Pfarrgemeinde verstärkt für die Probleme der Mannheimer Arbeiterschaft ein. Hierbei wurde die Politik, vor allem das Zentrum, auf ihn aufmerksam. Der spätere Fraktionsvorsitzende des badischen Zentrums, Josef Schofer, war es, der Knebel dafür gewann, Zentrumsabgeordneter des Landtags von 1909–1912 für den Wahlkreis 69 Buchen-Eberbach zu werden, und er förderte ihn auch sehr. Knebel löste den Fraktionskollegen Jonas Dieterle, Stadtpfarrer in Waldkirch, ab, der den Wahlkreis 69 seit 1905[7] innehatte, und er war für die Sitzungsperiode 1909/10 und 1911/12 Landtagsabgeordneter.

Am 16. November 1909 bat Knebel das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg[8], ihm die Ausübung des Landtagsmandats zu gestatten und für die Dauer der Sitzungsperiode 1909/10 des Landtags der Pfarrei Herz-Jesu in Mannheim einen vierten Vikar zur Aushilfe zu bewilligen. Beide Wünsche wurden zwei Tage später genehmigt. Auch für die zweite Sitzungsperiode Knebels bekam die Herz-Jesu Pfarrei einen vierten Vikar zur Aushilfe.

Sitzungsperiode 1909/10, Einsatz für die Menschen in der Region – Arbeits- und Sozialpolitik

Johann Baptist Knebel setzte sich für die Menschen des Odenwalds und des Baulands ein. Er nahm auf die schriftliche Anfrage (Interpellation) der ungenügenden Berücksichtigung einheimischer Arbeiter gegenüber ausländischen Arbeitskräften am 11. Mai 1910 im Parlament Stellung und wollte wie die Sozialdemokraten, dass die Arbeiterstellen zuerst den deutschen Arbeitern angeboten würden, bevor man sie an ausländische Arbeitskräfte vergäbe. Er sprach sich aber vehement für ausländische Arbeiter in der Landwirtschaft aus, weil die landwirtschaftlichen Betriebe »ohne ausländische Arbeiter einfach unmöglich ihre Arbeit leisten können.«[9] In diesem letzten Punkt wandte sich Knebel gegen die Sozialdemokraten, sie sollten sich nicht um jeden Preis für die inländischen Arbeiter einsetzen, sondern sie sollten auch Gerechtigkeit gegenüber der Landwirtschaft walten lassen.

In derselben Sitzung ging es auch um die Aussperrung von Arbeitern im Baugewerbe. Hierzu hielt Knebel eine sozialpolitische Rede, in der er auf das Streikrecht und das Recht auf Aussperrung, das Tarifvertragsrecht und die Arbeitslosenversicherung einging. Wenn die Arbeiter streiken dürften, meinte Knebel, müssten die Arbeitgeber auch das Recht zur Aussperrung haben. Beim Tarifvertrag sprach er sich für einen zentralen Tarifvertrag gegenüber einem lokalen Tarif-

vertrag aus. Denn beim letzteren könnte eine Tarifpartei jeweils einen Vorteil für sich erlangen. Im zentralen Tarifvertrag sollten aber die lokalen Verhältnisse mit berücksichtigt werden. In der Lohnfrage sprach sich Knebel für einen leistungsgerechten Lohn der Arbeiter aus, nicht für einen gleichen Lohn für alle. »Keine Gleichmacherei kann gerecht sein«[10], sagte er. Knebel sprach sich auch für die Akkordarbeit aus. Die Parole »Akkordarbeit sei Mordarbeit« sei überholt. Die christliche Arbeiterschaft würde sich für eine Vereinbarung der Akkordarbeit im Tarifvertrag aussprechen, wenn sie zumutbar sei. Die Arbeitszeit sollte nach Knebel nicht unter 10 Stunden gesenkt werden. Die Arbeitgeber seien bei der Arbeitszeit sehr unflexibel. Wenn die Arbeiter im Sommer mehr als 10 Stunden und im Winter weniger als 10 Stunden arbeiten würden, wäre das für Knebel in Ordnung, dann betrüge die Arbeitszeit vielleicht 8,25 Stunden durchschnittlich. Das wäre nach Knebel die tägliche Arbeitszeit, die auch die »Herren Sozialdemokraten« erstreben würden. Bei der Arbeitslosenversicherung sprach sich Knebel für den paritätischen Beitragssatz zwischen Arbeitern und Arbeitgebern aus. Er lobte in diesem Zusammenhang, dass sich die badische Regierung auch für dieses Ziel einsetzte.

Bei der Beratung des Etats der Gewerbeaufsicht hielt Knebel eine ausführliche Rede, wobei er sich besonders über den Streik in der Aluminiumfabrik in Rheinfelden vom 22. Juli bis 15. August 1909 ausließ, und er hob die Bedeutung der christlichen Gewerkschaften gegenüber den »sozialdemokratischen Gewerkschaften« hervor. Er wandte sich gegen die Fabrikinspektion, vor allem gegen ihren Vorsitzenden Dr. Wittmann. Die Fabrikinspektion war im 19. / Anfang 20. Jahrhundert die Gewerbeaufsicht in Baden, die für die Einhaltung der Arbeitsbedingungen zuständig war. Wittmann hatte in derselben Sitzung am 4. März 1910 erklärt, die Großherzogliche Fabrikinspektion werde ihre Beziehungen zu den christlichen Gewerkschaften abbrechen, weil diese den unehrlichen und selbstsüchtigen Arbeiterführer Engel, der für den Streik mit tödlichem Ausgang verantwortlich war, nicht dauerhaft aus seiner Stellung entfernen wollten. Diese Einmischung in die Angelegenheiten der christlichen Gewerkschaften fand Knebel ungebührlich. Er drückte am Ende seiner Rede die Hoffnung aus, dass dieser Zustand nicht endgültig bleiben werde. Dieser Meinung schloss sich auch der Innenminister von und zu Bodman an.

Der Vorsitzende der Fabrikinspektion sprach auch von einem »Misserfolg des Streiks«. Bis auf einen Toten könne man aber nicht von einer »Niederlage« sprechen, meinte Knebel. Für die Arbeiter, die fast alle Mitglieder der christlichen Gewerkschaft waren, hatte sich doch einiges zum Positiven geändert. »1. Die streikenden Arbeiter [wurden] wieder eingestellt, soweit sie sich nicht bei den Ausschreitungen strafbar gemacht [hatten]. 2. Es [wurde] ein Arbeiterausschuss gebildet. 3. In demselben [wurden] auch Lohnfragen behandelt; eine Lohnerhöhung [wurde] in Aussicht gestellt, sobald wieder bessere Konjunkturen für die Aluminiumindustrie eingetreten [sind].«[11]

In der Sitzung vom 4. März 1910 bemängelte Johann Baptist Knebel, dass die Politik der freien Gewerkschaften, so nannte man damals die sozialistischen Gewerkschaften, nicht auf die Gesamtheit der Arbeiter ausgerichtet sei, sondern nur auf eine Klasse der Arbeiter, auf die der freien Gewerkschaften. Dies sei ungerecht und unsozial. Und nach der Evolutionstheorie des historischen Materialismus von Karl Marx werden die Verhältnisse in der Gesellschaft auf Grund einer mecha-

nischen Entwicklung voranschreiten. »Dieser Grundsatz von Karl Marx von der mechanischen, notwendigen Entwicklung der Dinge [sei] nicht ganz richtig«,[12] führte Knebel aus. Denn »der Einfluss eines höheren ›Ich‹ geistiger Art, geistiger Arbeit, geistiger Einflüsse«[13] müsse mit beachtet werden.

In der 47. Landtagssitzung am 7. März 1910 grenzte Knebel die christlichen Gewerkschaften von den freien Gewerkschaften ab. Beide Gewerkschaften kämpften um eine Verbesserung der Lage der Arbeiter, die freien Gewerkschaften würden aber das Prinzip des Klassenkampfes zwischen Arbeitgebern und Arbeitern befürworten, während die christliche Gewerkschaft dieses Prinzip aus christlichen Grundsätzen ablehnte. Nur im äußersten Fall, meinte Knebel, könnte man sich in der christlichen Gewerkschaft auf einen Kampf mit den Arbeitgebern, einen Streik, einlassen, wenn z. B. »die Arbeiterfamilie wegen zu geringer Löhne oder wegen irgendwelcher Missstände in der Fabrik in Not [käme].«[14] Mit allen Gewerkschaften zusammenzuarbeiten, empfahl Knebel auch den Organisationen der Arbeitgeber, damit ein gutes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hergestellt würde.

Eisenbahn und Straßen

Der Odenwald und das Bauland waren zu Anfang des 20. Jahrhunderts wenig entwickelt, die Landwirtschaft herrschte vor und es gab wenig Industrie. Das wollte die Kommission für Eisenbahn und Straßen des badischen Landtags mit Einführung einer Eisenbahnlinie von Strümpfelbrunn über Mudau – Buchen – Altheim – Rosenberg – nach Tauberbischofsheim ändern. Die Infrastruktur für die Industrie und Landwirtschaft sollte hiermit geschaffen werden. Für dieses Projekt sprach sich der Zentrumsabgeordnete Johann Baptist Knebel aus. In seiner Rede vom 7. Juni 1910 sagte er: »Ein Blick auf die Landkarte zeigt, dass jene Gegend jedenfalls zu den Gebieten gehört, die durch Bahnen aufgeschlossen [werden] müssen.«[15] Es ging ihm auch um die Stadt seines Wahlkreises 69, die Amtsstadt Buchen. Diese hatte für die Bevölkerung des Umkreises an Attraktivität verloren, nachdem 1905 eine Schmalspurbahn von Mudau nach Mosbach eröffnet wurde. Nun fuhren viele Menschen von Mudau und Umgebung nach Mosbach anstatt nach Buchen, um dort ihre Einkäufe zu tätigen. Außerdem bemängelte Knebel, dass das Finanzamt von Buchen nach Mosbach verlegt wurde. So wurde der Antrag der Kommission für Eisenbahn und Straßen der Regierung zur Kenntnisnahme überwiesen. Die Großherzogliche Regierung lehnte aber den Antrag als zu teuer ab, weil das Gebiet von 74 km zu starke Steigungen und zu viel Gefälle aufwies und damit große Erdbewegungen nötig wären. Geschätzt wurden die Kosten auf etwa 15 Millionen Mark.

Knebel bemängelte ebenso die unterschiedlichen Tarife zwischen der Badischen Staatsbahn und denen der schmalspurigen Nebenbahn Mudau-Mosbach, die fast doppelt so teuer waren wie die der Badischen Staatsbahn. Für Händler, die ihre Waren auf die Staatsbahn verluden, fielen noch zusätzliche Verladekosten an. Deswegen sagte Knebel am 15.12.1909, dass diese Händler doppelt bestraft seien, nicht nur die höheren Fahrtkosten zu zahlen, sondern auch die zusätzlichen Verladekosten. Und er fuhr weiter fort: »Ich möchte doch glauben, dass die übrigen Strafen, die die Leute für die Missetat, im badischen Odenwald auf die Welt gekommen zu sein, schon zu tragen haben, hoch genug wären. […] Mindestens sollte man für diejenigen, deren Güter bei der Beförderung um-

gebucht werden müssen, irgendein Entgegenkommen zeigen, vielleicht dadurch, dass man ihnen für die ganze Strecke den Tarifsatz der Staatsbahn bewilligt.«[16] Diese Rede Knebels bezog sich auch auf einen Antrag des vorigen Landtags an die Regierung, der damals unter der Voraussetzung gefasst wurde, dass die Betriebsergebnisse besser würden. Da sie aber nicht besser wurden und in Zukunft wohl nicht besser würden, ging die Regierung auf diesen Antrag, der am 15.12.1909 erneut in den Landtag eingebracht wurde, nicht mehr ein. Deswegen hat die Zweite Kammer der Badischen Ständeversammlung den Antrag zurückgenommen.

Der Abgeordnete Knebel setzte sich auch für Schüler aus der Gegend von Walldürn und Amorbach ein, dass sie einen Zug bekämen, der sie pünktlich zum Realgymnasium nach Buchen bringen sollte. Oder er sorgte sich um Menschen aus dem Bauland, die mit dem Zug in die Klinik nach Heidelberg fahren wollten und in Seckach umstiegen, dass für sie während der Wartezeit auf dem Bahnhof Seckach eine Unterstellhalle gebaut würde, damit sie nicht so dem Wind ausgesetzt würden.

Aus ethischen Gründen setzte sich Knebel für einen ehemaligen Straßenwart, Eugen Flach aus Mudau, ein, der nach 25-jähriger Tätigkeit aus Krankheitsgründen entlassen wurde. Er bekam eine Invalidenrente und Veteranenunterstützung. Das reichte ihm aber nicht, weil seine Frau schwer erkrankt war. Er stellte eine Petition um Unterstützung an den Landtag. In einem kurzen Redebeitrag am 28. April 1910 bat Knebel die Regierung, Flach zu unterstützen, da er in einer Notlage war. Der Landtag nahm die Petition Flachs einstimmig an. Die Regierung erklärte sich daher bereit, ihm einmal zusätzlich 100 M zu gewähren, womöglich die zusätzliche Zahlung noch einmal zu wiederholen.

Volksschule und Erziehung der Jugend

Bei der 38. Sitzung am 18. Februar 1910 sprach Johann Baptist Knebel bei der Lesung des Volksschuletats über die Lehrerbildung. Der Großblock im Parlament, das war der Zusammenschluss von den Parteien der Sozialdemokraten, Demokraten und Nationalliberalen, wollte die simultane Lehrerbildung einführen und von der katholischen, evangelischen und gemischten Lehrerbildung Abstand nehmen. Das gefiel Knebel nicht, aber er könne nichts machen, wenn das Gesetz durchkäme.

Auch lehnte er das Ansinnen der Sozialdemokraten ab, den Religionsunterricht aus der Volksschule auszugliedern. Für einen solchen Schritt müssten sie aber noch Bündnispartner finden, um das Gesetz durch das Parlament zu bringen. Sollte es dazu kommen, so sagte Knebel, dass sich die Kirche, in diesem Fall die katholische Kirche, damit abfinden, aber nicht untergehen würde. Denn Christus habe ihr den Auftrag gegeben: »Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen« (Mk 16,15).[17] Und er sprach weiter: »Es ist also Aufgabe der Apostel, hinzugehen zu allen Völkern und zu allen Berufsschichten, und namentlich zur Jugend, und alle Mittel zu benutzen, um die Lehren zu verbreiten, deren Verbreitung ihnen Christus als Aufgabe und als Pflicht hingestellt hat.«[18]

Knebel forderte, die Jugend zu »lebenstüchtigen und charakterfesten« Menschen zu erziehen. Das bedeutete, dass der Intellekt der Jugendlichen ausreichend gebildet und ihnen eine gesunde Lebenseinstellung vermittelt würde. Hierbei komme aber der Willensbildung eine besondere Aufgabe zu, dass mit dem Intellekt nicht wahllos Wissen angehäuft werde und dass z. B für eine gesunde Lebenseinstellung die Sexualität der Jugendlichen

nicht ziellos bleibe, sondern dass der Wille des Jugendlichen durch die Religion gefestigt und gestärkt und somit die Jugend ein Ziel vor Augen habe. Johann Baptist Knebel zitierte einen amerikanischen Erziehungsbeamten, der sagte, dass die moralische Erziehung notwendiger sei als die intellektuelle.

Sitzungsperiode 1911/12 – Jugendpflege

In der 97. Sitzung, am 6. Juli 1912, ging es um Nachträge zum Etat für Höhere Schulen, einmal um einen Staatsbeitrag für Spiel- und Turnkurse von 1500 M und zum anderen um einen Beitrag von 15 000 M speziell für die Jugendpflege. Johann Baptist Knebel hat sich bei beiden Tagesordnungspunkten im Parlament zu Wort gemeldet.

Der Betrag von 1500 M sollte ein Beitrag für die Ausbildung von Turnwarten bzw. Vorturnern der badischen Turnvereine sein, damit diese Spiel- und Turnkurse abhalten könnten. Die Sozialdemokraten wollten den Antrag der Budgetkommission, den badischen Turnvereinen 1500 M zu gewähren, ablehnen, weil die Regierung ihren Turnvereinen kein Geld zugutekommen lassen wollte, denn in ihren Vereinen würde das Turnen unter gewissen politischen Gesichtspunkten stattfinden. Weil die Regierung das »neutrale Turnen« nicht mit der Politik verknüpfen wollte, schlug der Berichterstatter dieses Antrags, der nationalliberale Abgeordnete König, dem Parlament vor, den Beitrag von 1500 M zu streichen. Dieser Empfehlung Königs folgte der Landtag bis auf die Abgeordneten des Zentrums und der Konservativen, und damit war der Antrag abgelehnt.

Knebel machte bei diesem Programmpunkt den Sozialdemokraten einen schweren Vorwurf. Weil sie kein Geld für die sozialdemokratischen Turnvereine bekämen, lehnten sie eine Unterstützung der »neutralen« badischen Turnvereine ab. Darüber hinaus warf er der Sozialdemokratie vor, sie sei nicht national und stehe nicht auf dem Boden der Staats- und Gesellschaftsordnung, weil sie die Monarchie ignoriere. »Sie [die Partei] bleibt […] weg, wenn der Landtag durch den Landesherrn eröffnet oder geschlossen wird, sie ignoriert den Landesherren in ihrer Presse, sie nimmt keine Notiz von seinen Handlungen usw.«[19] Außerdem sei sie nicht patriotisch, sie wolle ihr Vaterland erst noch schaffen.

Der Antrag der Budgetkommission für die 15 000 M der Jugendpflege ist mehrheitlich von den Abgeordneten des Parlamentes angenommen worden. Die Gelder der Regierung wurden auf Grund eines Vorschlages der Anfang 1912 gegründeten Organisation, des Jungdeutschland-Bundes, an die Vereine verteilt, die sich in der Jugendpflege engagierten. Diese Organisation war eine unpolitische und interkonfessionelle Vereinigung, die für die Betreuung der Jugend in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht zuständig war. Die Vereine, die unterstützt wurden, mussten aber die Staats- und Gesellschaftsordnung der Monarchie akzeptieren. Von diesem Geld konnten also die Sozialdemokraten kaum profitieren.

Beim Antrag für die 15 000 M der Jugendpflege ging Knebel kaum auf den Inhalt der Verfügung ein, sondern er legte sich mit den Sozialdemokraten über die sozialdemokratischen Jugendverbände an. Er entgegnete den Sozialdemokraten, dass nicht sie die ersten gewesen seien, die die Jugendvereine gegründet hätten, sondern 50 Jahre vor ihnen schon die christlichen Vereine. Und nicht nur die Sozialdemokraten konnten über die Gründung der Jugendvereine stolz sein, sondern auch die

katholischen und evangelischen Vereine, die sich aber um den ganzen Menschen kümmerten, also um die körperliche, geistige und seelische Ausbildung, und nicht nur um die »Ellenbogenkultur« der Sozialdemokraten, das sei die körperliche Ausbildung. Diese grenzte Knebel von der »Seelenkultur«, der seelischen Ausbildung, ab. Mit dem Ausdruck »Seelenkultur« verhöhnten die Sozialdemokraten Johann Baptist Knebel im Parlament, in ihren Versammlungen und in ihrer Presse.

Einsatz für den Menschen

Bei der 100. Sitzung am 12. Juli 1912 – an dem Jubiläumstag bekam der Präsident des Landtags einen prachtvollen Blumenkorb überreicht – betrat Johann Baptist Knebel das Podium, um sich für einen ehemaligen Polizisten aus Mannheim einzusetzen, der aus dem Polizeidienst entlassen und seither krank war. Ihm wurde ein auf drei Jahre befristetes Ruhegehalt von jährlich 492 M bewilligt, dazu kam später noch eine Beihilfe von jährlich 100 M. Mit diesem Einkommen konnte der Mann schwer leben, vor allem seine Kinder hatten unter dem geringen Einkommen zu leiden. So sprach sich Knebel wie sein Vorredner dafür aus, den Mann so weit wie möglich zu unterstützen. Und der Antrag der Petitionskommission, sich für den ehemaligen Polizisten einzusetzen, wurde vom Parlament empfehlend an die Regierung überwiesen.

Berichte aus dem Landtag

In der Sitzungsperiode 1911/12 hatte Knebel im Parlament wenige kurze Redebeiträge gehabt, bei denen es sich nicht um Beiträge zur Parlamentsarbeit, sondern im Wesentlichen um Stilfragen und Belehrungen handelte, so in der vierten öffentlichen Sitzung am 8. Dezember 1911, als es um den Entwurf eines Lotteriegesetzes ging. Er meldete sich in dieser Sitzung zu Wort, nicht um sich in die Beratung über den Gesetzentwurf einzubringen, sondern um das Ansehen der Sozialdemokraten, die sich bei der Behandlung des Entwurfes für ein Lotteriegesetz als Moralprediger bewundern ließen, zu erschüttern. Die Sozialdemokraten lehnten nämlich ein Lotteriegesetz aus moralischen und finanzpolitischen Gründen ab, weil sie befürchteten durch dieses Gesetz würde die Spielwut der Menschen noch gesteigert und die Finanzen des Staates durch das Lotteriegesetz auf keine solide Grundlage gestellt werden. Knebel meinte, das Lotteriespiel sei wie jedes Spiel weder gut noch schlecht. Erst die Umstände, wenn der Mensch durch die Lotterie eine Leidenschaft entwickeln würde oder er seine täglichen Pflichten nicht mehr erfüllen könnte, machten es schlecht.

Auch in der 15. Sitzung des badischen Landtages am 7. Februar 1912 nahm Johann Baptist Knebel nicht zur Parlamentsarbeit, in diesem Fall zur Beratung des Etats des Großherzoglichen Ministeriums des Kultus und Unterrichts, Stellung, sondern er machte Anmerkungen zur Trennung von Staat und Kirche. »Zum Budget selbst habe ich keine Bemerkungen zu machen. Ich habe nur zu konstatieren, wie die Stellung der Parteien zur Frage der Trennung von Staat und Kirche zu sein scheint.«[20] Die sozialdemokratische und die demokratische Partei hätten sich für die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen, aber durch die Äußerungen des nationalliberalen Abgeordneten Königs hätte sich bei ihm die Meinung verstärkt, die nationalliberale Partei wollte nichts von dieser Trennung wissen, es sollte »das historisch

№ 33.

Beilage zum Protokoll der 2. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. November 1911.

Friedrich,

von Gottes Gnaden Großherzog von Baden,

Herzog von Zähringen.

Wir beauftragen hiermit Unseren Finanzminister Dr. Rheinboldt, Unseren getreuen Ständen, zunächst der Zweiten Kammer, den anliegenden

Entwurf eines Lotteriegesetzes

zur Beratung und Zustimmung vorzulegen.

Zum Regierungskommissär für diese Vorlage ernennen Wir den Ministerialrat Zimmermann.

Gegeben zu Karlsruhe, den 25. November 1911.

Friedrich.

Rheinboldt.

Auf Seiner Königlichen Hoheit Höchsten Befehl:
von Seyfried.

Entwurf

eines Lotteriegesetzes.

Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden,
Herzog von Zähringen.

Mit Zustimmung Unserer getreuen Stände haben Wir beschlossen und verordnen, wie folgt:

§ 1.

Die preußisch-süddeutsche Klassenlotterie ist nach Maßgabe des Staatsvertrags mit der Königlich Preußischen Regierung im Großherzogtum Baden zugelassen.

Sonstige Geldlotterien und Ausspielungen dürfen nur mit Erlaubnis des Ministeriums des Innern oder der hierzu von diesem Ministerium für zuständig erklärten Behörden veranstaltet werden. Lose auswärtiger Lotterien und Ausspielungen können vom Ministerium des Innern zum Vertrieb zugelassen werden.

§ 2.

Wer in einer anderen als den nach § 1 erlaubten oder zugelassenen Lotterien oder Ausspielungen spielt, wird mit Geldstrafe bis zu 600 ℳ oder im Nichtbeitreibungsfalle mit Haft bestraft. Auf Inhaberpapiere mit Prämien im Sinne des Reichsgesetzes vom 8. Juni 1871 (Reichsgesetzblatt Seite 210) bezieht sich diese Vorschrift nicht.

§ 3.

Wer ein Los, einen Losabschnitt oder einen Anteil an einem Los oder Losabschnitt einer nicht nach § 1 erlaubten oder zugelassenen Lotterie oder Ausspielung verkauft oder sonstwie veräußert, zum Erwerb anbietet oder zur Veräußerung bereit hält, wird mit Geldstrafe bis zu 1000 ℳ bestraft. Die gleiche Strafe trifft den, der bei einem solchen Geschäft oder einer solchen Handlung als Mittelsperson mitwirkt.

Ist die Zuwiderhandlung von einer Person begangen, die den Loshandel gewerbsmäßig betreibt oder bei ihm gewerbsmäßig Hilfe leistet, oder ist sie durch öffentliches Auslegen, Ausstellen oder Aushängen oder durch Versenden eines Loses, eines Losabschnitts, eines Bezugscheins, eines Anteilscheins, eines Angebots, einer Anzeige oder eines Lotterie- oder Ausspielungsplans oder durch Einrücken

274

Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden 1911/12
(Zweites Beilagenheft, Karlsruhe 1913, S. 274)

gewordene Verhältnis« von Kirche und Staat bestehen bleiben. Diese Haltung der nationalliberalen Partei fand Knebel gut, und er meinte, dass auch die Regierung dieselbe Meinung wie die nationalliberale Partei und die Zentrumspartei hätte.

Bei der Beratung des Etats für die Hochschulen in der 17. Sitzung am 8. Februar 1912 ging Knebel nicht auf die Thematik der Sitzung ein, auch nicht beim Antrag der Sozialdemokraten über die Umwandelung der theologischen Fakultäten an den badischen Universitäten zu interkonfessionellen, unabhängigen Forschungsinstituten, sondern er hielt eine lange Rede über allgemeine Fragen. So redete er über den Freiheitsbegriff oder über die Abhängigkeit der Wissenschaften von anderen Wahrheiten und Tatsachen. Er machte Ausführungen über den Gottesbeweis, über den Gegensatz von Glaube und Wissenschaft, und er meinte zum Schluss, dass er und die Zentrumsabgeordneten keinen Gegensatz zwischen Glaube und Wissenschaft sähen.

In der Nachmittagssitzung am gleichen Tag ging Knebel auf die Äußerungen des Ministers für Kultus und Unterricht, Dr. Böhm, ein, der sich gegen den Antimodernisteneid der katholischen Kirche wandte, den Papst Pius X für den katholischen Klerus eingeführt hatte, damit die katholischen Priester durch ihren Eid das Glaubensgebäude der katholischen Kirche vor modernen Irrlehren schützen sollten. Dr. Böhm fand es unangebracht, wenn ein katholischer Priester, der wissenschaftlich arbeitete und dabei gegen Vorschriften der katholischen Kirche verstoßen sollte, meineidig werden würde. Knebel befürwortete den Antimodernisteneid, meinte aber, wenn ein katholischer Forscher wirklich mal an Grenzen käme und Vorschriften der katholischen Kirche übertreten würde, müsse er eben aus der Kirche austreten.

So ging Knebel auch bei der Beratung zum Erwerb eines Bauplatzes für die Taubstummenanstalt in Heidelberg in der 21. Sitzung am 15. Februar 1912 nicht auf den Kauf ein, sondern er befürwortete für die Taubstummenanstalt in Heidelberg, den Kindern dieser Anstalt eine Hausmutter zu genehmigen. Er sagte: »Vielleicht war meine Anregung nicht […] nötig; wenn sie aber mithilft, dass auch anderen Anstalten dieses Glück, eine Hausmutter zu bekommen, zuteil wird, so kann die Regierung des Dankes nicht nur von meiner Seite sicher sein.«[21]

Zusammenfassung und Ausblick

Johann Baptist Knebel stammte aus ärmlichen Verhältnissen, und er hatte es vor allem durch die Förderung seines Heimatpfarrers Bernhard Joseph Mayland im Jugendalter zu einer später angesehenen Persönlichkeit im Erzbistum Freiburg gebracht. Er war sehr intelligent und sprachbegabt und konnte seine Zuhörer durch seine Rede in den Bann ziehen. In der Pfarrei Herz-Jesu in Mannheim-Neckarvorstadt hat er die soziale Lage der Arbeiter zu Beginn des 20. Jahrhunderts kennengelernt. Diese versuchte er in der Herz-Jesu Gemeinde in Mannheim und im badischen Landtag zu verbessern. So setzte er sich z. B. in seiner ersten Sitzungsperiode 1909/10 im badischen Landtag für verbesserte Arbeitsbedingungen und einen verbesserten Tarifvertrag der Arbeiter und für einen besseren Zuganschluss der Bevölkerung des Odenwaldes und des Baulandes ein. Seine zweite Sitzungsperiode 1911/12 im Parlament war vor allem geprägt von Belehrungen und Anfeindungen gegenüber der Sozialdemokratie, die seit ihrem Bestehen gegen die katholische Kirche eingestellt war. Da Knebel in der zweiten

Sitzungsperiode im Landtag kaum noch an der politischen Arbeit im Parlament beteiligt war, sondern sich als »Lehrer« und »Prediger« aufführte, kündigte sich vielleicht schon das Ende seiner Parlamentsarbeit an. Jedenfalls stellt sich hier Knebel als eine Persönlichkeit dar, die gegen vieles wetterte, wenn man nicht seiner Meinung war.

Warum Knebel nach einer Legislaturperiode aus dem Landtag ausschied, ist unklar. Heinrich Köhler, der spätere Landes- und Reichsfinanzminister, stellt in seinem Buch »Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes«[22] fest, dass es zwischen Knebel und Schofer, dem späteren Vorsitzenden des Badischen Zentrums, während der Landtagstätigkeit Knebels zu einem Zerwürfnis gekommen sei. Knebel unterstützte nicht die von der Parteiführung ausgegebene Devise, die Parteigegner schroff anzugehen. Er war eine Person mit weichem Charakter, und so rückte er von der »Taktik des rücksichtslosen, scharfen Zupackens allmählich ab«[23] und verabschiedete sich langsam von der »politischen Kleinarbeit«. Ob das der Grund für das Ende der Landtagstätigkeit Johann Baptist Knebels war oder ob es sein kirchlicher Dienstvorgesetzter, Dekan Bauer vom Stadtdekanat Mannheim, war, ist ungewiss. Dekan Bauer, der Knebel 1903 noch als ein »vorzügliches Rednertalent«[24] bezeichnete, tat seinen Unmut über die Landtagstätigkeit Knebels am 12.4.1910 im Jahresbericht für 1909 an das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg kund, in dem er beim Punkt: »D. Allgemeiner Zustand der Pfarrei« schreibt: »Ein Pfarrer mit 13 bis 14 000 Seelen sollte nicht Abgeordneter sein«.[25] Dieser Meinung war auch der damalige zuständige Referent im Erzbischöflichen Ordinariat, Weihbischof Justus Knecht, der diese Äußerung durch das Wort »sic« = so und der Paraphe seines Namens unter der eben genannten Feststellung Bauers bestätigte. In demselben Jahresbericht schrieb Dekan Bauer beim Punkt: »Priesterlicher Wandel«, dass Knebel viel unterwegs gewesen sei, als Abgeordneter aber das Recht dazu habe. Es wird deutlich, dass Bauer die Abgeordnetentätigkeit Knebels aus seelsorgerischen Gründen nicht passte. Ob das der Grund für das plötzliche Ausscheiden Knebels aus dem Landtag war, oder ob es die geschilderte Verärgerung über die Zentrumsführung war, lässt sich heute nicht mehr zweifelsfrei klären, weil es hierüber keine eindeutigen Belege gibt. Vielleicht waren beide Tatsachen Gründe, kein zweites Mal für den badischen Landtag zu kandidieren. Die Entscheidung, keine neue Landtagsperiode anzutreten, hat Johann Baptist Knebel für sich selbst in Verbindung mit Gesprächen der Kirchenleitung bzw. der Fraktionsspitze des badischen Zentrums getroffen.

Anmerkungen

1 Richard Rothe – Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags, Badische Heimat 4/2014, S. 303 ff.
2 Codex Juris Canonici/1983, Canon 285 § 3.
3 Codex Juris Canonici/1983, Canon 287 § 2.
4 Badische Biographien, Neue Folge VI, Stuttgart 2011, S. 205.
5 Badische Biographien, Neue Folge VI, a. a. O., S. 205.
6 Helmuth Lauf / Otto Uihlein: Uissigheim im Spiegel seiner 1200-jährigen Geschichte, Uissigheim 1966, S. 402.
7 Die badischen Landtagsabgeordneten 1905/1929, hg. vom badischen Landtag, Karlsruhe 1929, S. 11.
8 Erzbischöfliches Archiv EAF, PA Knebel + 1944.
9 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, Zweite Kammer, Jahrgang 1909/10, Karlsruhe 1910, S. 1816.
10 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 1818.
11 http://www.suedkurier.de/region/hochrhein/rheinfelden/Vor-100-Jahren-Streikposten-trifft-toedlicher- Schuss;art372615,3911040.

12 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 1022.
13 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 1022.
14 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 1064.
15 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 2060.
16 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 112.
17 Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, S. 1146.
18 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 798.
19 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der badischen Ständeversammlung, Zweite Kammer, Jahrgang 1911/12, Karlsruhe 1912, S. 4642.
20 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 663.
21 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der badischen Ständeversammlung, a. a. O., S. 936.
22 Heinrich Köhler: Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878–1949, Stuttgart 1964, S. 161.
23 Heinrich Köhler: Lebenserinnerungen des Politikers, a. a. O., S. 161.
24 100 Jahre Kirche und Gemeinde von Herz-Jesu, hrsg. Herz-Jesu Gemeinde Mannheim, Kronau 2008, S. 12.
25 Erzbischöfliches Archiv EAF, PA Knebel + 1944.

Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim
dr.k.exner@gmx.de

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Klimawandel: globale Ursache, regionale Folgen

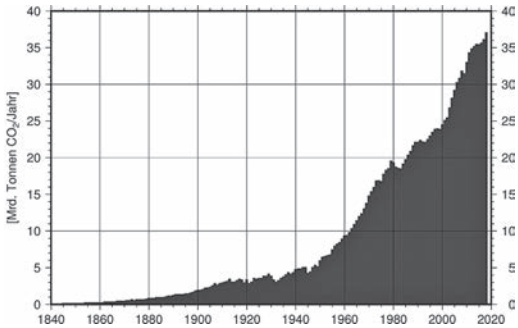
Hans Schipper

Das Klima hat sich in der Erdgeschichte immer wieder gewandelt. Allerdings durch sehr hohe zusätzliche Treibhausgaskonzentrationen in der Atmosphäre aufgrund der Verbrennung fossiler Brennstoffen, steigt die globale Mitteltemperatur in den letzten ca. 150 Jahren rasant an. Auch in Deutschland und Baden-Württemberg ist dieser Temperaturanstieg messbar. Für die Frage, wie es in Zukunft weitergeht, eignen sich Klimamodelle sehr gut, da die mit Hilfe physikalischer Zusammenhänge mögliche Änderungen abschätzen können. Maßgebend für die zukünftige Entwicklung sind die Randbedingungen des Klimas. Davon ist der Ausstoß von Treibhausgasen im aktuellen Klimawandel die entscheidende Größe. Deshalb ist es wichtig, diesen Ausstoß zu reduzieren. Da der Klimawandel ein globales Phänomen ist, finden auf globaler Ebene jährlich Weltklimakonferenzen statt. 2015 wurde in Paris das aktuellste Abkommen von fast allen Ländern der Welt unterschrieben und legt weitgehende Klimaschutzmaßnahmen fest. Dennoch reichen diese Maßnahmen nicht aus, das Ziel des Abkommens zu erreichen, den globalen Temperaturanstieg unter 2 °C (und womöglich unter 1,5 °C) zu halten. Deswegen gilt es in den nächsten Jahren, die Anstrengungen beim Klimaschutz weltweit zu erhöhen, um einen weiteren Fortschritt des Klimawandels mit allen negativen Folgen zu bremsen oder sogar anzuhalten.

Die beobachtete globale Perspektive

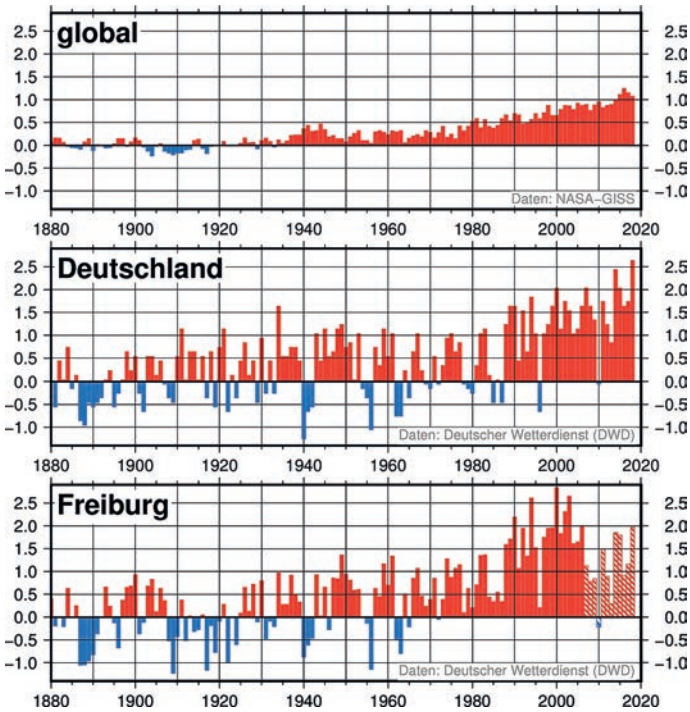
Das Klima hat sich in der Erdgeschichte häufig geändert. Es gab große Ereignisse wie Eis- und Warmzeiten über tausende Jahre und kleinere Schwankungen über mehrere Jahrhunderte. Informationen aus Eisbohrkernen zeigen die Ursachen für diese Klimaänderungen. Wenn Eis aus mehreren Kilometern Tiefe untersucht wird, enthalten das Eis selbst sowie die darin enthaltenen Luftbläschen wertvolle Informationen über den Zustand der Atmosphäre zum Zeitpunkt, als das Eis an dem Ort gebildet wurde. Die verschiedenen Eisschichten in einem Eisbohrkern erzählen eine Geschichte über beispielsweise die Menge des Treibhausgases Kohlendioxid (CO_2) und lassen somit Aussagen über dessen zeitliche Änderung zu. Die chemische Zusammensetzung weiterer Elemente im Eis ermöglicht eine Abschätzung der Temperatur der Atmosphäre. So lassen sich Änderungen der Temperatur auf der Erde bestimmen. Während Warm- und Eiszeiten der letzten ca. 800 000 Jahre änderte sich der CO_2-Gehalt als Folge dieser Temperaturschwankungen. Das hat hauptsächlich damit zu tun, dass Ozeane einen wichtigen Spei-

cher für CO_2 sind, die Speicherkapazität bei höheren Temperaturen allerdings abnimmt. Folglich bleibt mehr CO_2 in der Atmosphäre. Die Treibhauswirkung des CO_2 führt zu einer positiven Rückkopplung dieses Temperaturanstiegs, was letztendlich zu einem Wechsel von einer Kaltzeit in eine Warmzeit führt. Während Warmzeiten lag der Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre bei ca. 280 ppm[1], während Eiszeiten bei ca. 180 ppm. Die Eis- und Warmzeiten hatten eine Dauer von mehreren zehn- bis hunderttausend Jahren. Die Gründe für eine Änderung der Temperatur und somit auch des Klimas sind vielfältig. Einerseits gibt es sogenannte externe Faktoren, wie beispielsweise die Sonnenaktivität, aber auch die Neigung der Erdachse. Zweitens findet man auf der Erde viele Faktoren, die über kurz oder lang für ein Gleichgewicht des Klimas sorgen. Dabei wäre zu denken an die Oberfläche der Erde (dunkle Wälder absorbieren mehr Sonnenstrahlung als beispielsweise weißer Sand) und die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre (welche und wie viele Treibhausgase sind vorhanden). Jeder dieser Faktoren, sowohl extern als intern, wirkt auf einer bestimmten Zeitskala. Das heißt z. B. für die Neigung der Erdachse, dass sie für uns Menschen praktisch keine Rolle spielt, weil die Neigung sich nur über tausende Jahre hinweg verändert. Im Gegensatz dazu ist die Lebensdauer von einigen Treibhausgasen mit nur einigen Jahrzehnten bis Jahrhunderten relativ kurz. Und gerade diese Treibhausgase spielen eine entscheidende Rolle für die momentan beobachtete Klimaänderung. Es ist schon seit über einem Jahrhundert bekannt, dass neben Wasserdampf die wichtigsten Treibhausgase Kohlendioxid (CO_2), Methan (CH_4) und Lachgas (N_2O) sind. Ohne Treibhausgase würde die Durchschnittstemperatur auf Erde mit ca. –18 °C deutlich niedriger als heute mit



Beobachteter jährlicher globaler CO_2-Ausstoß (Daten: CDIAC; Grafik: Süddeutsches Klimabüro am KIT).

ca. +15 °C liegen (natürlicher Treibhauseffekt). Die genaue absolute Temperatur ist dabei weniger entscheidend. Hauptsache ist, dass die Treibhausgase für einen Temperaturanstieg sorgen. Nun sind die Treibhausgase in sehr geringen Mengen in unserer Atmosphäre vorhanden. Ein Anstieg dieser Gase führt deswegen schon schnell zu einem zusätzlichen Temperaturanstieg (anthropogener, bzw. vom Menschen verursachter Treibhauseffekt). Und genau das ist, was in den letzten 150 Jahren passiert. Seit der industriellen Revolution Mitte des 19. Jahrhundert wurden sehr große Mengen an Treibhausgasen (vor allem CO_2) in die Atmosphäre ausgestoßen. Dadurch stieg die Konzentration von CO_2 von 280 auf mittlerweile über 400 ppm. Eine solche hohe Konzentration gab es in den letzten 800 000 Jahren nicht. Da die Konzentration von Treibhausgasen eine direkte Auswirkung auf die Durchschnittstemperatur auf der Erde hat, müsste letztere auch anstiegen, was auch passiert. Konnte man bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Schwankungen der Temperatur gut aus beispielsweise dem Einfluss der Sonne, der Neigung der Erdachse, oder Vulkanausbrüchen herleiten, geht dies jetzt nur noch zum Teil. Der Anstieg der Durchschnitts-



Abweichung der jährlichen beobachteten Durchschnittstemperatur [°C] für Freiburg, Deutschland und global im Vergleich zum Mittelwert über den Jahren 1881–1910. Schraffierte Balken bei Freiburg markieren eine Stationsverlegung. (Grafik: Süddeutsches Klimabüro am KIT).

temperatur lässt sich hauptsächlich auf die erhöhte Konzentration der Treibhausgase sowie, in geringerem Maße, auf Landnutzungsänderungen zurückführen.

Die beobachtete regionale Perspektive

In Deutschland hat sich die durchschnittliche Mitteltemperatur der letzten 30 Jahre im Vergleich zum Ende des 19. Jahrhundert (1881 bis 1910) um ca. 1,5 °C erhöht. Laut dem Deutschen Wetterdienst (DWD) war darin das Jahrzehnt von 2009 bis 2018 mit einer Jahresdurchschnittstemperatur von etwas mehr als 9,4 °C die wärmste Dekade seit mindestens 130 Jahren. Auch ist der beobachtete Temperaturanstieg in Baden-Württemberg messbar. Die wärmsten Jahren 2014 und 2018 lagen dabei mit 10,1 °C und 10,4 °C deutlich über dem langjährigen klimatologischen Mittel (1961–1990) von 8,1 °C. Zu berücksichtigen ist, dass der Temperaturanstieg in den verschiedenen Jahreszeiten unterschiedlich stark ausfällt: Für die Temperaturen im Frühling zeigen die Auswertungen des DWD einen größeren Anstieg als im Jahresmittel. Die vier wärmsten Jahre im Deutschlandmittel waren 2007, 2011, 2014 und 2018 mit über eine 10 °C Durchschnittstemperatur. In der Periode 1961 bis 1990 lag der Durchschnittswert noch bei ca. 7,7 °C. Ebenso tragen die Sommertemperaturen zum Trend in der Jahresmitteltemperatur bei und zwar wurde es in dieser Jahreszeit etwas über 1,2 °C wärmer als im Mittel 1961–1990. Ein Beispiel eines sehr heißen Sommers war der Sommer 2003. Dieser »Jahrhundertsommer« war im Mittel um knapp 3,5 °C in Deutschland und sogar um knapp 4,5 °C in Baden-Württemberg wärmer als einen durchschnittlichen Sommer in der Periode 1961–1990. In Karlsruhe wurde am 13. August 2003 eine Rekordtemperatur von 40,2 °C beobachtet. Dieser Rekord wurde am 25. Juli 2019 in Lingen (Niedersachsen) mit einem Wert von 42,6 °C gebrochen. Seit 22 Jahre sind alle Jahre im Deutschlandmittel wärmer als in der Periode 1961 bis 1990. Aufgrund vieler lokalen Einflüsse ist einen Temperaturanstieg an einem

Ort meistens nicht so offensichtlich wie beim globalen Mittel. Dennoch lässt sich auch in Freiburg einen Anstieg beobachten. Die Jahre 1977 bis 2006 (ab Ende 2006 wurde die Station Freiburg verlegt) waren im Durchschnitt etwas mehr als 1,4 °C wärmer im Vergleich zu der Periode 1881 bis 1910. Da die Station Freiburg ab Ende 2006 nach etwas außerhalb der Stadt verlegt wurde, sind seitdem die Jahresmitteltemperaturen in Freiburg etwas niedriger und nicht mehr mit den »alten« Stationsdaten zu vergleichen.

Bei der Entstehung von Niederschlag spielt eine Vielzahl an Prozessen auf unterschiedlicher Skala eine Rolle. Deswegen ist es schwierig, einen signifikanten Trend für Niederschlag abzuleiten. Trotzdem lassen sich auch beim Niederschlag Veränderungen beobachten. Gegenüber dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist das Gebietsmittel der jährlichen Niederschlagsmenge in Deutschland für die Jahre 1901 bis 2018 um etwa 7 % angestiegen. Die beiden ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts waren allerdings vergleichsweise trocken und beeinflussen das Ergebnis stark. Übers Jahr betrachtet hat vor allem im Frühjahr die Menge an Niederschlag zugenommen. Für den Monat März beispielsweise wurde für den 108-jährigen Betrachtungszeitraum gegenüber dem entsprechenden langjährigen Monatsmittel (1961 bis 1990) eine mittlere Zunahme um 34 % beobachtet. Im Sommer ergibt sich insgesamt kein wesentlicher Trend. Allerdings hat sich die Verteilung der Niederschlagsmengen innerhalb der Sommermonate geändert: geringeren Niederschlagsmengen im Juli und August stehen stärkere Niederschläge im Juni gegenüber. Die Winterniederschläge nahmen dagegen generell um 25 % zu. Ein im November 2019 veröffentlichter Monitoringbericht zur Deutschen Anpassungsstrategie an den Klimawandel zeigt weitere klimatische Veränderungen in Deutschland.

Das zukünftige Klima

Generell können Klimamodelle die klimatischen Gegebenheiten und Entwicklungen gut abbilden und bieten die Möglichkeit, das mögliche Klima der Zukunft abzuschätzen. Viele physikalische Prozesse im Klimasystem sind gut verstanden und können daher auch im Modell gut widergegeben werden. Globale Klimamodelle erlauben dank der umfassenden Abdeckung der Erde Projektionen, welche übergeordneten Entwicklungen in unterschiedlichen Klimazonen zu erwarten sind. Regionale Klimamodelle erlauben aufgrund ihrer hohen Auflösung hingegen eine kleinräumig detaillierte Darstellung für spezifische Fragestellungen.

Einschränkungen in der Aussagekraft von Klimamodellen ergeben sich zum einen daraus, dass manche Prozesse und Rückkopplungen im Erdsystem noch nicht umfassend verstanden sind. Forschungsbedarf besteht beispielsweise noch bezüglich der Auswirkung der Klimaänderung auf den Austausch zwischen Treibhausgasen und der Biosphäre oder zwischen Wolken und dem Strahlungshaushalt der Atmosphäre. Interne Rückkopplungen können zur Folge haben, dass sich aus kleinen Änderungen der Anfangsbedingungen große Unterschiede in der Modellrechnung ergeben. Zum anderen bewirkt die interne Variabilität des Klimasystems, dass nichtlineare Prozesse Klimaentwicklungen beeinflussen und damit Projektionen erschweren. Außerdem können zufällige Antriebe wie Vulkanismus das Klima zeitweise beeinflussen. Um die gesamte Bandbreite möglicher Entwicklungen des Klimas zu be-

Für regionale Klimasimulationen werden in mehreren Schritten, von global zu regional, ein immer kleineres, aber dafür höher aufgelöstes, Gebiet gerechnet (Copyright: Süddeutsches Klimabüro am Karlsruher Institut für Technologie)

rücksichtigen, werden mehrere Klimasimulationen durchgeführt, so genannte Ensembles. Diese werden entweder gebildet, indem verschiedene Klimamodelle die gleichen Antriebsdaten benutzen, oder indem ein regionales Klimamodell unterschiedliche Globalmodelle oder unterschiedliche Läufe (Realisierungen) eines Globalmodells heranzieht. Zu berücksichtigen bleibt außerdem, dass die Modellrechnungen für die Zukunft auf Szenarien bezüglich der Entwicklung der Treibhausgase beruhen und daher von den in den Szenarien gemachten Annahmen abhängen. Abhängig von der Höhe des Temperaturanstiegs ergeben sich unterschiedliche Auswirkungen. Ein prominentes Beispiel ist das Abschmelzen der Polkappen. Vor allem in der Arktis beobachtet man seit mehreren Dekaden eine Abnahme des Meereises. Ein anderes Beispiel ist, dass die Verdunstung von Wasser stark temperaturabhängig ist, wodurch sich weltweit die Niederschläge ändern. Eine Schwierigkeit bei der Betrachtung von Niederschlägen ist allerdings, dass die Verteilung des Niederschlags regional und zeitlich stark variiert, auch ohne Klimawandel. Bevor also von einem Niederschlagstrend, sowohl nach oben als nach unten, die Rede sein kann, bedarf es langen Beobachtungsreihen oder Modellsimulationen. Es ist zu erwarten, dass sich die Menge des Jahresniederschlags in Deutschland zwar kaum, die Verteilung der Niederschläge übers Jahr hinweg allerdings schon ändert. Es wird erwartet, dass sich im Winter die Niederschlagsmenge erhöhen wird, während im Sommer dagegen in Zusammenhang mit längeren Trockenperioden die Menge eher abnehmen wird. Eine indirekte Folge von längeren Trockenperioden wäre die Austrocknung der Böden. Dies bedeutet, dass, wenn es nach längerer Zeit zu regnen anfängt, der Boden kaum Wasser aufnehmen kann. Das Risiko für Überschwemmungen nimmt also zwangsläufig zu. Der momentane Klimawandel findet weltweit statt.

Weltweite Auswirkungen

Nur sind die Auswirkungen des Klimawandels nicht überall gleich. Das heißt, dass es Gebiete auf Erde gibt, wo relativ wenige Änderungen zu spüren sein werden und Gebiete, wo das Gegenteil der Fall ist. Vor allem Gebiete mit sowieso schon vielen existentiellen Problemen, werden den Klimawandel besonders zu spüren bekommen. Beispielsweise gibt es große Teile Afrikas, in welchen auch ohne Klimawandel kaum Wasser zur Verfügung steht. Eine Änderung der Niederschlagsverteilung würde den täglichen Kampf

ums Wasser deswegen verschärfen. In Bezug auf den Meeresspiegelanstieg gibt es zwar viele mögliche Entwicklungen, von einem Anstieg ist aber immer die Rede. Weitaus der größte Teil der Menschheit lebt in Küstenregionen. Wenn nicht für ausreichend Schutz gesorgt wird, werden sehr viele Menschen die Auswirkungen des Klimawandels zu spüren bekommen. In den westlichen Ländern sind genügend finanzielle Mittel vorhanden, sich vorerst für diesen Anstieg zu schützen. Viele Länder haben aber diese Mittel nicht, brauchen aber Anpassungsmaßnahmen. Eine Migration eines Teils der Weltbevölkerung scheint hier unausweichlich, was eine zusätzliche Belastung für die politische Agenda vieler Länder wäre. Der Klimawandel hat große volkswirtschaftliche Auswirkungen. Wenn extreme Wetterereignisse wie Stürme, Hagel oder Überschwemmungen häufiger und intensiver auftreten, steigt damit zwangsläufig das Risiko für Schäden an Gebäuden, Fahrzeugen oder in der Land- und Forstwirtschaft an. Die Schwierigkeit mit Extremereignissen ist, dass sie nur selten auftreten. Für die Analyse eines Ereignisses bräuchte man also sehr lange Zeitreihen, um genügend Ereignisse zu erfassen. Ein hundertjähriges Ereignis tritt eben im Schnitt über viele Hunderte von Jahren einmal pro Jahrhundert auf. Das heißt im Umkehrschluss aber nicht, dass, wenn zwei »Jahrhundert-Ereignisse« innerhalb eines Jahrhunderts auftreten, diese Ereignisse öfter auftreten. Eine ausreichend lange Zeitreihe für statistische Aussagen ist oft nicht vorhanden, wodurch die Aussage über Zu- oder Abnahme eines Ereignisses unsicher wird. Klimamodelle sind mittlerweile recht gut in der Lage, die Häufigkeit von Ereignissen in der Vergangenheit wiederzugeben. Diese gleichen Modelle erwarten nun für die Zukunft eher eine Zunahme der Extremereignisse. Da solche Ereignisse regional sehr unterschiedlich auftreten, ist eine Zunahme weltweit nicht im gleichen Umfang zu erwarten. Welche Ereignisse wo, wann und wie viel zunehmen werden, bedarf noch Forschung.

Klimapolitik

Die internationale Klimapolitik versucht die Ziele beim Klimaschutz in einem gemeinsamen Abkommen festzulegen. Ein erster wichtiger Schritt in dieser Richtung war das Kyoto-Protokoll aus dem Jahr 1997. Dieses Protokoll legte für Industrieländer den maximalen durchschnittlichen Treibhausgasausstoß zwischen 2008 und 2012 fest. In 2009 fand in Kopenhagen eine der jährlichen UN-Klimakonferenzen statt. Obwohl die Ergebnisse der Verhandlungen meist kritisch betrachtet wurden, wurde festgehalten, dass der globale Anstieg der Temperatur 2 °C gegenüber dem vorindustriellen Wert nicht übersteigen sollte. Die Begründung liegt darin, dass die Forschung davon ausgeht, dass bei einem stärkeren Anstieg die Folgen des Klimawandels nicht mehr beherrschbar sein werden. Inwiefern die Grenze tatsächlich bei exakt 2 °C liegt, ist nicht zu beweisen. Eine solche Grenze aber bietet die Möglichkeit allen Bemühungen beim Klimaschutz eine gleiche Zielsetzung voranzustellen. Schwierig zu beantworten ist die Frage, welche Treibhausgasmengen noch emittiert werden dürfen, um die 2-Grad-Grenze nicht zu überschreiten. Klar ist allerdings, dass das Zeitfenster für ein konsequentes Handeln immer enger wird. Der WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung – Globale Umweltveränderungen) beispielsweise ging in einem Sondergutachten von 2009 davon aus, dass das 2-Grad-Ziel nur erreicht werden kann, wenn

die Industrieländer noch vor 2015 den Trend ihrer CO_2-Emissionen umkehren. Das ist nicht der Fall gewesen. Bis 2020 müssten die Emissionen auf ein Drittel reduziert werden. Bei erfolgreicher Einführung eines weltweiten Emissionshandels wäre für diese Reduktion allenfalls noch bis 2025 Zeit. Länder wie etwa China, Indien oder Brasilien müssten aufgrund ihrer nachholenden Entwicklung die Trendumkehr zwischen 2020 und 2025 erreichen. Tatsächlich haben die weltweiten CO_2-Emissionen mit 37 Mrd. Tonnen Kohlendioxid ein neues Rekordniveau erreicht, Tendenz steigend. Damit übersteigt die weltweite Emissionsentwicklung den angenommenen Verlauf fast aller IPCC-Szenarien. 2015 wurde in Paris auf der 23. UN-Weltklimakonferenz ein weltweites Abkommen von knapp 200 Ländern unterschrieben. Dieses Abkommen hat zum Ziel, den globalen Temperaturanstieg unter 2 Grad zu halten. Auf Druck der Inselstaaten, die den Meeresspiegelanstieg schon jetzt zu spüren bekommen, wurde vereinbart, dass Anstrengungen unternommen werden sollte den Temperaturanstieg auf 1,5 Grad zu begrenzen. Zudem soll es freiwillige Selbstverpflichtungen der einzelnen Länder bezüglich ihres Treibhausgasausstoßes geben, welche alle fünf Jahre überprüft werden sollen. Ebenfalls wurde eine finanzielle Unterstützung von Seiten der Industrieländer für Klimaschutz und -anpassung in den ärmeren Ländern zugesagt (ab 2020 100 Mrd. Dollar pro Jahr). Das Thema »klimabedingte Schäden und Verluste« wurde als eigenes Kapitel dem Abschlussdokument hinzugefügt, ebenso Angaben über einen Fonds für die weltweite Anpassung an den Klimawandel. Wichtig ist beim Thema Klimawandel, dass nicht nur einzelne Ebene – wie der Wissenschaft, die Industrie, die Politik, oder auch Einzelpersonen – an Lösungen für die Klimawandelproblematik arbeiten sollen, sondern, dass die Ebenen sich gemeinsame Lösungswege überlegen sollen.

Anmerkungen

1 ppm: »parts per million« (Teilchen pro Millionen Teilchen Luft).

Anschrift des Autors:
Dr. Hans Schipper
Leiter des Süddeutschen Klimabüros am Karlsruher Institut für Technologie
Institut für Meteorologie und Klimaforschung
Hermann-von-Helmholtz-Platz 1,
76344 Eggenstein-Leopoldshafen
E-mail: schipper@kit.edu

Die Wieder-Gründung des Landesvereins Badische Heimat in Freiburg am 23. Oktober 1949

Paul-Ludwig Weinacht

Der Bombenangriff auf Freiburg am 27. November 1944, der große Teile der Stadt zerstört hat, verschonte die Hansjakobstraße und die in der Nr. 17 befindliche Landesgeschäftsstelle des Vereins. Aber der Einzug von Truppen der französischen Ersten Armee (de Lattre de Tassigny) veränderte den vermeintlichen Vorteil sehr schnell. Denn die Besatzer erklärten den Verein und seinen Geschäftsführer für »politisch belastet«. Eris Busse, der die Heil-Hitler-Grußformel in Briefen bis zuletzt vermied, war 1943 noch Parteimitglied geworden. Mit dem Vereinsverbot durch die Franzosen ging die Konfiszierung der Geschäftsstelle einher, und Busse verlor seine Dienstwohnung.

Die Besatzungsmächte hatten in ihrer jeweiligen Zone die alleinige und unkontrollierte Herrschaft. Mit dem Namen »Besatzungsdiktatur« wird diese Art von Regierung korrekt erfasst. Auf die von den Siegern erhoffte deutsche Demokratie-Begeisterung wirkten sich Entscheidungen der Besatzungsmächte nicht selten negativ aus.

Der lange Weg zur Wiedergründung der Badischen Heimat

In der Not der ersten Nachkriegsmonate ist ein Heimatverein nicht das, was die Bevölkerung am dringendsten braucht. In vielen Familien waren die Väter und Brüder im Krieg geblieben, andere Familienangehörige im Bombardement gestorben. Es fehlte an Lebensmitteln, viele Häuser und Wohnungen waren zerstört, und die schönsten und größten unter den heilgebliebenen dienten oft den Siegern. Als Besatzungsmacht hatten sie die absolute Regierungsgewalt.

Und doch nahmen Mitglieder des einstigen Engeren Vorstands des Landesvereins ihre ehrenamtlichen Aufgaben seit 1946 wieder in die Hand. Man traf sich – mangels Zugang zum Landessekretariat – im Haus des Bauunternehmers Heinrich Brenzinger in der Goethestraße in Freiburg und beriet, wie es weitergehen könne. Der ehemalige Landeskommissär Paul Schwoerer behielt das bedeutungslos gewordene Amt des Landesvorsitzenden – ein König ohne Reich. Sein »Geschäftsführender« war nach wie vor Hermann Eris Busse, den allerdings eine Krankheit und eine formale politische Belastung (PG seit 1943) mehr und mehr von der Arbeit abhielten. Er starb in Freiburg am 15. August 1947.

Der Landesverein, der besonders zuletzt regimenah operierte, wurde von den Franzosen verboten. Unter Beachtung der von der Besatzungsmacht festgelegten Bedingungen konnte um eine Neuzulassung nachgesucht werden. Der Antragsteller musste politisch

Luftaufnahme von Freiburg von Süden nach dem Angriff vom November 1944 (Stadtarchiv Freiburg M 72 B 271)

unbelastet sein, eine vorläufige Liste von Vorstandsmitgliedern war beizufügen, für die dasselbe galt, Vereinsmitglied konnte nur werden, wer von einem von der Besatzungsmacht als »unbelastet« erklärten zentralen Gremium aufgenommen wurde und vor allem: die Zulassung galt nur für die französische Besatzungszone. Der größere Teil der im Engeren Vorstand versammelten Persönlichkeiten war politisch unbelastet. Sie täuschten sich allerdings hinsichtlich der Eignung der letzten Satzung des Vereins vom Jahr 1935, auch wenn sie von sich aus im Paragraphen 2 (»Zweck«) eine regimenahe Formulierung weglassen wollte: Diese hatte dem Zweck der Förderung von »Heimat und Volkstum im Reich« gegolten, und zwar im Blick auf die »kulturellen Ziele des nationalsozialistischen Aufbauwillens«. Die Franzosen kritisierten eine Reihe weiterer Paragraphen der Satzung, und die Zulassung des Landesvereins zog sich hin.

Noch während die Franzosen prüften, nahm der Engere Vorstand Kontakt mit alten Mitgliedern auf, um Begegnungen auf örtlicher Ebene anzuregen. So begann ein Graswurzel-Verfahren der Wiederherstellung des Heimatvereins, das nachträglich von den Franzosen verworfen wurde. Für zonenübergreifende Vereinsgründungen im Gebiet des früheren Baden waren neben den Franzosen im Süden die Amerikaner für Nordbaden zuständig. Vereinbarungen zwischen den Besatzungsmächten fehlten. So war absehbar, dass der Schritt-um-Schritt-Aufbau des Vereins an der Zonengrenze Halt machen würde.

Im Jahr 1948 entstanden die sog. Frankfurter Protokolle, die die Gründung eines Weststaates zum Ziel hatten. Die Spezialfrage der Zulassung zonenübergreifender privater Vereine war darin nicht ausdrücklich geregelt. Gleichwohl richteten sich die Augen von Karlsruher Altmitgliedern gewohnheitsmäßig auf Freiburg. In einem Brief an den Landesvorsitzenden Schwoerer, der im Archiv der Badischen Heimat verwahrt ist, mahnte die Karlsruherin Erna Reidel, dass es höchste Zeit sei, mit der Gründung eines zentralen Heimatvereins zu beginnen, »wenn man nicht zu spät kommen will … auch wenn die Grenzen zwischen Nord- und Südbaden noch nicht gefallen sind« (an Paul Schwoerer v. 20.

Mai 1949). Wenn der Engere Vorstand in Freiburg bis dahin mit der Forderung nach Einbeziehung Nordbadens gezögert hatte, dann vor allem deshalb, weil dadurch eine Politisierung der Vereinsgründung befürchtet wurde. Aber gewollt oder nicht – in der Frage der Neugliederung des in Besatzungsländer geteilten Deutschland musste Farbe bekannt werden. Heinrich Köhler, Landespräsident von Nordbaden, suchte die Verbindung mit Südbaden unter gleichzeitiger Erhaltung der staatlichen Verbindung zu Württemberg, der südbadische Staatspräsident Leo Wohleb wollte diese Verbindung zugunsten eines selbständigen und unabhängigen Gesamtbadens kappen. Wie man es drehte und wendete: Die Vereinsgründung geriet ins Fahrwasser der Neugliederungspolitik in Südwestdeutschland.

Wiederholte Versuche, eine partielle Zulassung des Landesvereins für die französische Zone zu erreichen, scheiterten an Bedenken der Militärregierung wegen zu geringer Änderung der alten Vereinssatzung. Hilfe kam aus dem Freiburger Justizministerium, dessen Chef, Dr. Paul-Zürcher, sich anbot, bei den Franzosen Druck zu machen. Zürcher war Gründungsmitglied der christlich-sozialen Partei (später CDU) und verfügte – auch dank seiner regimekritischen Haltung in der NS-Zeit – über gute Kontakte zur Militärregierung. Unwillkommen war seine Unterstützung bei denen, die seine badische Orientierung im Gefolge des Staatspräsidenten Leo Wohleb nicht teilten. Ihr Credo hieß: Der zu gründende Landesverein dürfe in der politischen Gretchenfrage der südwestdeutschen Neugliederung keine Stellung beziehen.

Nun beruhte das Engagement von Zürcher zugunsten einer raschen Zulassung des Landesvereins vor allem auf der Erwartung, dass ein auf Gesamtbaden bezogener Heimatverein eine Stütze im Kampf um die Wiederherstellung der alten Länder sein könne. Auch die in Freiburg erscheinende Südwestdeutsche Volkszeitung erwartete, »daß die ›Badische Heimat‹ wieder auf gesamtbadischer Grundlage erstehe und, wie zuletzt noch unter dem verstorbenen Geschäftsführer und Dichter Eris Busse, zum Treuhänder des gesamtbadischen Volkstums werde.« (17. August 1949)

Wiedergründung der Badischen Heimat für Gesamtbaden (August 1949 bis Januar 1950)

Die Militärregierung verlangte vor einer Genehmigung der Wiederzulassung der Badischen Heimat, »den Wirkungskreis des Vereins auf das Land Baden – Französisches Besatzungsgebiet« zu beschränken. Das entsprach dem nicht vorhandenen Abkommen mit den Amerikanern, also einem Gebot der Loyalität im Verhältnis zwischen Besatzern. Auch Regelungen, die den örtlichen Gruppen autonome Rechte beließen, akzeptierten die Franzosen nicht – immer ging es um die Ausschaltung »politisch Belasteter«. Zur Sicherung, dass die Vereinsführung nicht von solchen Personen übernommen werden könne, durften sie nicht aus der Mitgliederversammlung hervorgehen, sondern aus dem Beirat, der ein politisch überprüftes Gremium war. Ohne jeden Zweifel war die Frage des Vereinsgebiets bzw. des »Wirkungskreises des Vereins« angesichts der politischen Großwetterlage im deutschen Südwesten die entscheidende. Die Sorge, vormalige Nazis könnten durch Vorstandsposten wieder zu Einfluss kommen, trieb die Militärregierung um. In diesem Sperrgebiet den Weg zu einer gesamtbadischen Vereinsgründung gewiesen zu haben, ist das Verdienst von Paul Zürcher:

Historisches Kaufhaus in Freiburg (Foto: Jörgens.mi / Wikimedia Commons)

Er sorgte dafür, dass die Nordbadener, wenn auch in der Figur von »Gästen«, unter der Leitung des Karlsruher Oberbürgermeisters, ausreichend zahlreich zur Gründungsversammlung nach Freiburg kamen, wo dann aus der Mitgliederversammlung heraus die Vorstandsämter besetzt werden sollten.

Diese Versammlung fand am 23. Oktober 1949 im Kaufhaussaal am Freiburger Münsterplatz statt, wo sonst der (Süd-)Badische Landtag tagte und nun schätzungsweise 400 Mitglieder aus Süd- und Nordbaden Einlass gefunden hatten. Das gedruckte Programm sprach von einer »Neugründungsfeier«, auch wenn angesichts des langjährigen Vereinsverbots »Wiedergründungsfeier« passender gewesen wäre. Für die gesamtbadische Idee stand das Wort Wieder-Gründung, für die zonale Idee das Wort »Neu-Gründung«.

Die Organisation und Leitung der Feier war vom Brenzinger-Kreis, in dem die Anhänger des Vereins-Mottos »fern aller Politik« dominierten, einem Gesinnungsfreund übergeben worden, dem Kunsthistoriker Prof. Noack. Um spüren zu lassen, dass es unpolitisch und feierlich zugehen solle, setzte er ein Instrumental-Trio ein, das Josef Haydns Trio G-Dur für Klavier, Flöte und Violoncello spielte. In seiner Begrüßungsrede versuchte Noack die Anwesenden davon zu überzeugen, dass die »Badische Heimat« die Vereinsaufgaben »besonders in kritischer Zeit« vorbildlich gelöst habe, »weil sie sich von allem Politischen ferngehalten« habe. Dieser Satz, der angesichts des Hitler-Reiches werbend klingen sollte, war tatsächlich peinlich und schief.

Die Zusammenkunft der Badener aus Nord und Süd, zu der auch Staatspräsident Wohleb mit Mitgliedern seines Kabinetts gekommen war, geriet – den Hoffnungen der »Unpolitischen« zum Trotz – so politisch wie ein Parteitag es nur sein kann. Politische Köpfe gaben

denn auch die Richtung vor und erzielten im Saal große Mehrheiten: Prälat Föhr (Freiburg), Oberbürgermeister Töpper (Karlsruhe), Paul Zürcher und Leo Wohleb (beide Freiburg).

Im Saal gab es drei Fraktionen, die zur Wieder- oder zur Neugründung der Badischen Heimat aufriefen oder sich dazu aufrufen ließen:

- Die Mehrheit des Engeren Vorstandes mit Prof. Noack, die die Badische Heimat um jeden Preis aus der Politik heraushalten wollten und daher bereit waren – der französischen Gebietsentscheidung entsprechend und der gesamtbadischen Bewegung die kalte Schulter zeigend – einen Landesverein für Südbaden »neu zu gründen«;
- Die Nordbadener, insbesondere die Karlsruher unter Führung ihres OB Töpper, der keinen Sinn darin sah, den von Franzosen gezogenen Wirkungskreis der Badischen Heimat auf Südbaden zu beschränken; sie waren gekommen, um die gesamtbadische Heimat »wieder zu gründen«, ohne dass die politische Option gegen den Südweststaat im Vordergrund stand;
- Und drittens die gesamtbadisch gesinnten Südbadener, die sich hinter Paul Zürcher, Leo Wohleb und Prälat Föhr stellten. Der Prälat räumte mit dem Satz »die Zeiten sind vorbei« die französischen Vorbehalte beiseite, und Paul Zürcher ließ erkennen, dass es bei der Wiedergründung auch um die Wiederherstellung Badens gehe.

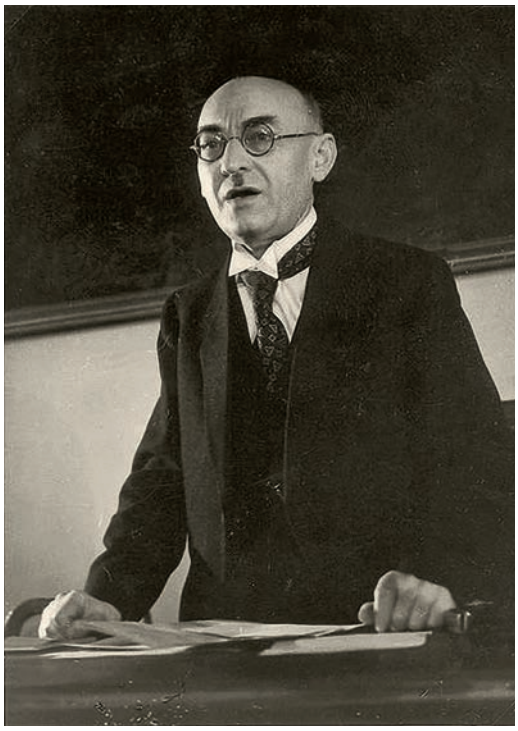
Gegen die von der Tagungsleitung zur Akklamation vorbereitete südbadische Vorstandsliste, forderte Paul Zürcher, dass ebenso viele nord- wie südbadische Kandidaten aufzustellen seien. Er nannte die Namen von sieben Nordbadenern – ein Vorschlag, den der Karlsruher OB Töpper (»Ich weiß nicht, was die Franzosen hier noch zu verneinen haben«) und Staatspräsident Wohleb (»mutig vorangehen und gleich unsere [nordbadischen] Freunde wählen«) lebhaft unterstützten. Die Versammlung wählte daraufhin sieben süd- und sieben nordbadische Kandidaten in den Landesvorstand. Vorsitzender wurde der Karlsruher Ministerialbeamte Prof. Dr. Eugen Thoma.

Zu all dem gab es Gegenreden, sie kamen aus dem Engeren Vorstand (»juristische Fehler«, »keine politische Sache«). Staatspräsident Wohleb schlug mit der überwältigenden Zustimmung der Versammlung (eine Gegenstimme) vor, dass Dr. Julius Federer – ein hoch angesehener badischer Richter – ein Rechtsgutachten verfassen solle, in dem er die drei umstrittenen Fragen prüfen sollte:

1. Südbaden/Gesamtbaden,
2. Nordbadener im Vorstand,
3. Ortsvereine nach der alten Satzung.

Anderen Tags berichteten die Zeitungen über das Geschehen im Freiburger Kaufhaus. Die in Freiburg erscheinende Badische Zeitung hatte die Überschrift gewählt: »Das ganze Baden als Ziel«. Und so beginnt der Bericht: »Wie sehr der Bevölkerung ganz Badens die Wiedergründung des Landesvereins Badische Heimat am Herzen liegt, bewies der überaus starke Besuch der Neugründungsversammlung (sic!) am Sonntagvormittag. Trotz einem strahlenden Herbstmorgen war der Kaufhaussaal überfüllt, so dass viele nur noch einen Stehplatz bekamen. Man sah viele bekannte Gesichter aus den Reihen der alten Badischen Heimat, auch aus Nordbaden war eine starke Abordnung erschienen.« (BZ 25.10.1949).

Die Franzosen ließen sich über Diskutanten und Abstimmungsergebnisse durch zwei geheime Informanten unterrichten. Einer von ihnen schrieb: »Die pro-fusionistische (= Süd-



Staatspräsident Leo Wohleb
(Staatsarchiv Freiburg, T 1 (1976/0049) Nr. 323)

weststaats-freundliche) Gruppe habe durch Nichtveränderung der Satzung [gemeint: BH in Südbaden] dem Südweststaat nützen wollen; die Gruppe um Staatspräsident Wohleb habe aber das Vorhaben glücklich gewittert (›flairé heureusement la manoevre‹) und sich so darauf eingestellt (›préparé leurs battéries‹), dass sie auf ganzer Linie gesiegt habe.« (Archives de Colmar, Bade Nr. 658, heute in Paris). Offenbar wusste der Informant, dass ein Vereinsgebiet Gesamtbaden beim Pariser Außenministerium auf Interesse stieß. Paris war für das Argument zugänglich, dass Traditionsländer zur soeben gegründeten westdeutschen Föderation besser passten als neugebildete Großstaaten.

Dr. Federers Rechtsgutachten hatte zumindest eine Wirkung: Private Vereine müssten nicht von den Besatzungsmächten zugelassen werden und deren jeweilige Zonen respektieren, denn sie beruhten auf dem Grundrecht der Vereinsfreiheit, das im Grundgesetz vom 23.5.1949 und in der (Süd-)Badischen Verfassung vom 19.5.1947 garantiert sei. Gleichwohl dauerte es bis in den Januar 1950, bis der Landesverein seine satzungsmäßigen Aufgaben aufnehmen konnte – erst dann war die vorrangige Personalprüfung der Vorstandsmitglieder (Denazifikation) abgeschlossen.

Halten wir fest: Als erster Vorsitzender des wiederbegründeten Landesverein war – noch ohne besatzungsrechtliche Erlaubnis – mit Prof. Thoma ein Nordbadener gewählt worden. Politisch völlig unbelastet, musste er krankheitsbedingt nach kaum zwei Jahren aus dem Amt ausscheiden. An seiner kurzen Amtszeit hatte – es war nicht zu übersehen – ein Mitarbeiter der Landesgeschäftsstelle unrühmlichen Anteil. Während tage- und zuletzt wochenlanger Abwesenheit des Vorsitzenden hatte er die Kompetenzen eines Eris Busses als geschäftsführender stellvertretender Vorsitzender an sich gezogen und auch bei Anwesenheit von Prof. Thoma behauptet, ohne dass er auch nur entfernt Busses Qualitäten besessen hätte.

Anschrift des Autors:
Prof. em. Dr. phil.
Paul-Ludwig Weinacht
Roßstraße 27
97261 Güntersleben

Zweisprachigkeit am Oberrhein – eine grenzüberschreitende gemeinsame Zukunftsaufgabe

Liebe Freunde aus Baden-Württemberg, wir bitten Sie, den beigefügten Aufruf zu unterstützen.
Es ist unser erster Versuch, Unterzeichner in Baden-Württemberg wie auch im Elsass für unser Vorhaben zu gewinnen.
Wie bitten Sie, unser Anliegen zu unterstützen.
Es genügt, wenn Sie es uns per E-Mail folgendes mitteilen: Ich, Name, Vorname, Titel, bestätige meine Unterstützung.
Die E-mail Adresse lautet:
klein-pierre0536@orange.fr

Mit besten Grüßen
Pierre Klein, Präsident des Verbands zweisprachiges Elsass – Fédération Alsace Bilingue

Unser Verband wird von der Stadt Straßburg wie auch vom Département du Haut-Rhin und der Region Grand Est finanziell unterstützt.
www.federation-alsace-bilingue.org
www.pierre-klein.eu

Aufruf zur Querfinanzierung des Unterrichts für Französisch und Deutsch am Oberrhein

Die deutsch-französische Zusammenarbeit wird, sowohl im Hinblick auf die Verständigung und die Kommunikation zwischen den Bürgern und Bürgerinnen wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht, insbesondere auf der Ebene der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, umso erfolgreicher werden, je besser die jeweilige Partnersprache beherrscht und die deutsch-französische Zweisprachigkeit gefestigt wird.

Es ist jedoch offensichtlich, dass die Kenntnis und die Beherrschung der deutschen Sprache in den an Deutschland angrenzenden französischen Gebieten und umgekehrt der französischen Sprache in den an Frankreich angrenzenden deutschen Gebieten erheblich abgenommen haben. Frankreich kann der Rückgang der Beherrschung der französischen Sprache in Deutschland ebenso wenig gleichgültig bleiben, wie umgekehrt auch Deutschland der Rückgang der Beherrschung der deutschen Sprache in Frankreich.

Diese Feststellung ist in Bezug auf die Region Oberrhein aufgrund der historischen und kulturellen Bindungen, die diese Region charakterisieren, von besonderer Bedeutung: Die deutsche Sprache besitzt im Elsass historisch betrachtet einen besonderen Stellenwert, und sie ist dort auch offiziell als Regionalsprache anerkannt. Umgekehrt kommt der französischen Sprache in Baden aufgrund der unmittelbaren Nachbarschaft Badens zu Frankreich und den traditionell engen Verbindungen und Verflechtungen zwischen Baden und Frankreich eine besondere Bedeutung zu.

Mit Blick auf eine anzustrebende deutsch-französische Zweisprachigkeit sind beide Länder aufeinander angewiesen. Jedes Land braucht die aktive Unterstützung des anderen, um im Partnerland auf bestmögliche Weise die erforderlichen Sprachkenntnisse zu fördern. Abgesehen von den Maßnahmen, die jeder Staat für sich selbst ergreifen muss, um die Kenntnis der Sprache des Partners in seinem eigenen Hoheitsgebiet zu stärken, ist es eine unverzichtbare Notwendigkeit, dass im Rahmen der deutsch-französischen Freundschaft jeder Staat darüber hinaus verpflichtet wird, seine eigene Sprache auch bei der Bevölkerung des befreundeten Landes zu fördern. Mit anderen Worten: Frankreich muss ermutigt werden, Maßnahmen zugunsten der französischen Sprachkenntnisse in Deutschland zu ergreifen und gleichzeitig muss Deutschland ermutigt werden Maßnahmen zugunsten deutscher Sprachkenntnisse in Frankreich zu ergreifen.

Diese Hilfe kann verschiedene Formen annehmen: Bereitstellung von Pädagogen oder Lehrern, Bereitstellung von Unterrichtsmaterialien, Aufnahme von Studenten aus dem Nachbarland in die eigenen Ausbildungseinrichtungen, aber auch finanzielle Unterstützung für Bildungsprogramme, für öffentliche oder privaten Vereine, die sich im Partnerland engagieren.

Es ist wünschenswert, dass sich entsprechende Formen der sprachlichen Förderung in einer gewissen Parallelität entwickeln. Jeder Partnerstaat und/oder die Gebietskörperschaften, die ihm angehören, könnten sich so durch die Bereitstellung finanzieller Mittel dazu verpflichten, die eigene Sprache im jeweiligen Nachbarland zu fördern. Frankreich würde sich zum Beispiel verpflichten, eine Förderung für die Kenntnis der französischen Sprache in Baden-

Württemberg in Höhe von 1 Million Euro bereitzustellen, während Deutschland und Baden-Württemberg sich zu einem Betrag in gleicher Höhe für die Förderung der deutschen Sprache im Elsass verpflichten würden.

Wir appellieren an die gewählten Amtsträger aller politischen Ebenen und an alle kulturellen Vereinigungen auf beiden Seiten des Rheins, insbesondere aber an die oberrheinischen Gebietskörperschaften, an die Organe und Gremien der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, an die Eurodistrikte, an den Ausschuss der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit und an die Deutsch-Französische Parlamentarische Versammlung, diesen Vorschlag mit allem Nachdruck zu unterstützen.

Appel pour un financement croisé de l'enseignement des langues françaises et allemandes dans le Rhin supérieur

La coopération franco-allemande, tant au niveau des échanges économiques que de ceux entre citoyens, en particulier sur le plan transfrontalier, se met d'autant mieux en pratique que la connaissance de la langue du partenaire est maîtrisée et le bilinguisme franco-allemand consolidé.

Or, il apparaît que la connaissance de la langue allemande dans les zones françaises frontalières de l'Allemagne et la connaissance de la langue française dans les zones allemandes frontalières de la France sont en recul significatif. La France ne peut rester indifférente au recul de la connaissance de la langue française en Allemagne, tout comme l'Allemagne ne peut rester indifférente au recul de la connaissance la langue allemande en France. Ce constat est encore plus fondé encore davantage pour ce qui concerne la région du Rhin supérieur, en raison des liens historiques et culturels caractérisant cette région : la langue allemande a une place historique en Alsace où elle est reconnue comme langue régionale et la langue française joue un rôle particulier dans le Pays de Bade, en raison des liens traditionnels avec France.

Dans une perspective de bilinguisme franco-allemand, chaque pays a besoin de l'autre pour développer la meilleure connaissance possible de sa langue dans le pays partenaire. Au-delà des actions qu'il revient à chaque État de mettre en œuvre pour renforcer sur son territoire la connaissance de la langue du partenaire, il est particulièrement opportun que dans le cadre de l'amitié qui les lie, chaque État soit aussi encouragé à agir directement pour développer sa langue auprès la population du pays ami. En d'autres termes, la France doit être encouragée à développer des actions en faveur de la langue française en Allemagne et parallèlement

l'Allemagne doit être encouragée à développer des actions en faveur de la connaissance de la langue allemande en France.

Cette aide peut prendre des formes diverses : mise à disposition d'éducateurs ou d'enseignants, fourniture de matériel pédagogique, accueil d'étudiants de l'État voisin dans ses structures de formation, mais aussi soutien financier à des programmes d'enseignement, publics associatifs ou privés, dans le pays partenaire.

Il parait souhaitable que ces formes d'aides se développent dans un certain parallélisme. Chaque État partenaire et/ou bien les entités territoriales qui en font partie pourraient ainsi s'engager pour un certain montant d'aides apporté à sa langue dans le pays voisin. Par exemple, la France s'engagerait à apporter des aides pour la connaissance de la langue française au Bade Wurtemberg pour un montant de 1 million d'euros, tandis que l'Allemagne et le Bade Wurtemberg s'engageraient pour un même montant pour le soutien de la langue allemande en Alsace.

Nous appelons les élus et associations culturelles des deux côtés du Rhin, les Collectivités territoriales du Rhin supérieur, les structures de coopération transfrontalière, les Eurodistricts, le Comité de coopération transfrontalière, l'Assemblée parlementaire franco-allemande à soutenir cette proposition.

Unser Verband wird von der Stadt Straßburg wie auch vom Département du Haut-Rhin und der Region Grand Est finanziell unterstützt.

Les premiers signataires – die ersten Unterzeichner

- Klein Pierre, président de la fédération Alsace bilingue – Verband zweisprachiges Elsass et de l'Initiative citoyenne alsacienne – *Bürgerinitiative für Einheit in Vielfalt*
- Woehrling Jean-Marie, président de Culture et bilinguisme d'Alsace et de Moselle – *René Schickele Gesellschaft*

Neuerscheinung

Sybille Heidenreich, Uwe Heidenreich, Volker Kronemayer (Hg.):

NATUR – KULTUR – WILDNIS

Naturschutz, Entwicklung der Kulturlandschaft und die Zukunft der Wildnis in Baden

Natur umgibt uns als gestalteter Raum, als Raum, in dem wir leben und arbeiten und ebenso als wahrgenommener Raum im Sinne einer Landschaft. Die Publikation beleuchtet diese Aspekte, in dem sie sowohl neue Entwicklungen im Naturschutz als auch Einblicke in die Geschichte und Entwicklung der Kulturlandschaft zeigt. Beides sind schützenswerte Güter. Beispiele aus der Kulturgeschichte machen deutlich, wie in Malerei oder in historischen Parkanlagen Natur und unsere Wahrnehmung zusammenwirken.

Zahlreiche Autoren, die seit Jahren in den Bereichen Natur- und Umweltschutz, Land- und Forstwirtschaft, Kunst- und Kulturgeschichte tätig sind, bringen ihre Erfahrungen und Überzeugungen in diesen Band mit ein.

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Band 13.

Preis: 26 Euro, 264 Seiten, Broschur, zahlreiche Abbildungen.

Das Buch ist zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Telefon (07 61) 7 37 24.

Gedenktage badischer Geschichte

So geht Baden

Historische Daten: Ausstellungen, Publikationen, Vorträge im Jahr 2019 Auszug aus meinem Badischen Diarium

In einem entpolitisierten und regionalisierten Baden kann Badisches mehr oder weniger nur punktuell, vor Ort und von Fall zu Fall auf kulturellem Sektor wahrgenommen werden. »So geht Baden.« Was kulturell gelten soll, muss zuvor (publizistisch) »auf den Weg gebracht« werden. Deshalb: Baden »on the move«. Natürlich sind wir dabei angewiesen auf verschiedene Akteure der Presse, die Kulturämter und das Stadtmarketing. Die Wahrnehmung verschiedener Aktivitäten im Lande erfordert Wachheit, die in historischen Daten, Ausstellungen, Publikationen, Vorträgen aber genug Material findet.

Verfolgt man ein Jahr hindurch die Daten, dann ist es doch erstaunlich, wie vielfältig die »gelb-rote-gelbe Einfärbung« in den Kulturen der Städte und Regionen des Teillandes ist.

Das Projekt geht im Allgemeinen exemplarisch auf Ereignisse der badischen Kernregion ein.

Ob aus den verschiedenen Veranstaltungen in der Summe ein badisches Bewusstsein, eine kulturelle Identität oder gar eine Erzählung hervorzugehen vermag, bleibt in einer Zeit, die die Aufmerksamkeit nur kurzfristig auf einen Fokus zu konzentrieren vermag, fraglich. Immerhin kann der Rückblick auf das Jahr 2019 die kulturelle Potenz mit teilweise badischen Themen bewusstmachen und weitere Kreativität fördern.

Besonderes Interesse verdienen die historischen Daten 1919/2019: In erster Linie die neun Frauen in der Badischen Nationalversammlung zusammen mit Marianne Webers Rede und die Gründung des Badischen Landesmuseums.

Traditionsgemäß bilden Ausstellungen in Baden und mit badischen Themen die wichtigste Rolle in der kulturellen Präsentation des Teillandes. Neu ist die Idee, mit einer gemeinsamen Veranstaltung vier Städte und vier Museen unter dem Titel »Landpartien Nordschwarzwald« zusammenzubringen.

Von den Publikationen ist besonders hervorzuheben: Die sechsbändige kommentierte Werkausgabe J. P. Hebels mit einer umfangreichen Briefsammlung, vollständigen Exzerptheften und vielen bislang unentdeckten Stücken.

»Der Himmel über der Ortenau«. Das Buch in außergewöhnlichem Format kann als publizistische Neuerung der Heimatbeschreibung eingeschätzt werden, da es »persönlich und facettenreich« ganz auf dem Erzählen der Autoren aufgebaut ist. Dem im Durchschnitt einseitigen individuellen Erzähltexten werden Landschaftsfotos an die Seite gestellt.

Die Sparte Vorträge ist neben den Ausstellungen besonders geeignet, Themen badischer Geschichte zur Geltung zu bringen.

In der Kategorie Kommunen kann auf erfolgreiche Stadterneuerung in Mannheim, Baden-Baden und Freiburg verwiesen werden. Folgen für die kommunale Politik werden die hohen Wahlergebnisse der Grünen in Städten wie Karlsruhe und Freiburg haben.

I. Historische Daten

5. Januar 1919: Wahl zur verfassungsgebenden Badischen Verfassung. Neun Frauen in der Verfassungsgebenden Badischen Nationalversammlung.
13. Januar 1719: Erstes Hoftheater im Ostflügel des Karlsruher Schlosses.
15. Januar 1919: Marianne Weber (DDP) ergreift als erste Frau in der Verfassungsgebenden Versammlung das Wort.
13. April 1919: Volksentscheid über die Verfassung des Freistaates Basen.

Vor 200 Jahren: März 1819: Hebel wird Prälat der evangelischen Kirche.

2. Mai 1919: Gustav Landauer wird im Münchner Zentralgefängnis Stadelheim ermordet.
21. November 1919: Gründung des Badischen Landesmuseums. Erster Direktor: Hans Rott.

II. Ausstellungen

Politische Pionierinnen. Die ersten Frauen im Badischen Landtag von 1919. Ausstellung in der Erinnerungsstätte Ständehaus Karlsruhe (18.1.2019 eröffnet).

16. Februar 2019: Ende der Ausstellung »**Lucida Vallis.** Kloster Lichtenthal als Zentrum kultureller Überlieferung«

Ausstellung zu **Gustav Landauer** (100. Todestag). Generallandearchiv (Eröffnung am 2.4.2019).

Ausstellung **»Schwarzwaldgeschichten«,** Augustinermuseum Freiburg (Eröffnung am 19.4.2019).

Paris, Paris! Karlsruher Künstler an der Seine 1850–1930, Städtische Galerie Karlsruhe.

Ritter – Landespatron – Jugendidol. Bernhard von Baden. Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe (21. Mai–31. Okober 2019).

Tradition und Aufbruch. Nachkriegskunst in Karlsruhe, Städtische Galerie Karlsruhe (Eröffnung: am 17. Juli 2019).

Kaiser und Sultan. Nachbarn in Europas Mitte 1600–1700. Badisches Landemuseum (Eröffnung 19. Oktober 2019).

Hans Baldung Grien. heilig/unheilig. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (Eröffnung 30. November 2019).

III. Publikationen

Im Sinne von publizistischen Innovationen sind folgende Bücher besonders erwähnenswert:

Demokratie wagen? Baden 1818–1919. Konzeption und Organisation Dr. Peter Exner. Generallandesarchiv Karlsruhe, 2018.

Karen Evers/Annika Stello, Katalog zur Ausstellung »Das **Kloster Lichtenthal** als Zentrum der kulturellen Überlieferung«, 2019.

Annette Borchardt-Wenzel, **Frauen in Baden,** 2019.

Ritter – Landespatron – Jugendidol. Markgraf Bernhard on Baden, Generallandesarchiv Karlsruhe, 2019.

Georg Patzer, **Einfach badisch!** 40 Einblicke in die badische Seele, Silberburg Verlag, 2019.

Franz Littmann, **Hebel und Weinbrenner in Karlsruhe,** 2019.

Johann Peter Hebel. Gesammelte Werke. Kommentierte Lese- und Studien Ausgabe in sechs Bänden. Hrsg. von Jan Knopf, Franz Littmann, und Hansgeorg Schmidt- Bergmann unter Mitarbeit von Ester Stern im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe. Wallstein Verlag, 2019.

Begleitband zu den vier Ausstellungen **Landpartien. Nordschwarzwald.** Baden-Baden, Ettlingen, Karlsruhe-Durlach, 2019.

Bernhard Hampp, **Baden erlesen!** Für Literaturfreunde und Bibliophile, Gmeiner Verlag 2019.

Der Himmel über der Ortenau. Paradiesische Plätze – kreative Köpfe, Kulturverlag ART+Weise. Peter Martens, 2019.

Liebe & Revolution **Hedwig Lachmann und Gustav Landauer.** Zwischen Kunst und Politik. Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe, 2019.

900 Jahre Leben in der Stadt. Mittelalterliche Kunst, Augustinermuseum Freiburg.

IV. Vorträge

Ludger Syré, Der Wandel der Karlsruher Hofbibliothek im Spiegel der Architektur. Badische Landesbibliothek (31.1.2019).

Ewald Grothe, Erinnerungen an die badische Revolution 1818/19. Der Karlsruher Rechtsanwalt Ludwig Haas als badischer Innenminister. Gespräche am Ettlinger Tor (13.2.2019).

Verfassungsjubiläen 1818/1919. 1919/2019. Tagung der Kommission der geschichtlichen Landeskunde am Oberrhein, des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und der Stadt Karlsruhe. Stadtmuseum Prinz-Max-Palais (11.–12.4.2019).

Europa am Oberrhein. G. F. Oettinger, B. Schäfer, B. Klinkert, Schwarzwaldsaal. Regierungspräsidium Freiburg (20.5.2019).

Sebastian Brock, **Bilder eines Heiligen.** Der Heilige Bernhard von Baden im Mittelalter und Neuzeit (4.7.2019).

Paul Kirchof, **Religion und Kirchlichkeit als Stütze einer freiheitlichen Gesellschaft** (1.10.2019).

Detlev Fischer, **Reformorientierte Karlsruher Juristen in der Weimarer Republik.** (Ernst Fuchs, Eduard Dietz, Heinrich Wetzlar, Ludwig Marum) 16.9.2019.

Paul Kirchhof, Religion und Kirchlichkeit als Stützen der freiheitlichen Gesellschaft Generallandesarchiv (1.10.2019).

Andreas Holzem, **»Christliches Abendland«** oder: Die Anderen als Fremde erschaffen. Generallandesarchiv (12.11.2019).

V. Events

13./14. Juli 2019: Großes Museumsfest. 100 Jahre Badisches Landesmuseum.

Sommerrätsel der Badischen Neuesten Nachrichten. 40 Folgen des Baden Quiz (24. Juli–9. September 2019).

5. Schlossfestspiele Karlsruhe (30. August–15. September 2019).
»Die Schlossfestspiele sind ein Markenzeichen« (M. Wacker)
»Karlsruhe Sommer Kulturhauptstadt der Region« (F. Mentrup)

VI. Personen

31. Januar 2019: Tod von Dr. Otto **Bechtold,** Generalvikar.

9. Februar 2019: Tod von Tomi **Ungerer,** Zeichner und Illustrator.
12. Februar 2019: Tod von Oberbürgermeister von Freiburg (1982–2003) Rolf **Böhme.**
26. Februar 2019: 50. Todestag des Philosophen Karl **Jaspers.**
3. April 2019: 100 Todestag des Architekten Josef **Durm.**
14. Juli 2019: Kunstsammler Frieder **Burda** gestorben.
2. November 2019: Ute **Guzzoni,** Philosophin in der Uni Freiburg, 85 Jahre.

VII. Kommunen

27. Mai 2019: Kommunalwahlen. Hohe Gewinne der Grünen in Karlsruhe (30,1 %), Freiburg (26,5 %) und Mannheim 23,3 %).
»Freiburg blüht so richtig auf«. Eröffnung der Rotteckbahn (16.3.2019).
Eröffnung des neu gestalteten Leopoldplatzes in Baden-Baden (13.4.2019).
16. Juli 2019: Karlsruhe ruft den Klimanotstand aus.
Offener Brief »Unser Karlsruhe – lebenswert – nachhaltig – klimagerecht« an den OB Dr. Frank Mentrup wegen des geplanten Baus des »Forum Recht« in den Park des Großherzoglichen Palais in Karlsruhe (18.11.2019)

Heinrich Hauß

Auch im Jahr 2019 traten dem Landesverein neue Mitglieder bei. Darüber freuen wir uns sehr!

Wir konnten begrüßen:

Stefan Späth, 79774 Albbruck
Gerhard Wiest, 79853 Lenzkirch
Dr. Josef Schneider, 79111 Freiburg
Wolfgang Jaworek, 70180 Stuttgart
Dagmar Spies, 68723 Schwetzingen
Christian Klemmer, 70376 Stuttgart
Horst Fischer, 78166 Donaueschingen
Hildegard Kling, 79117 Freiburg
Wolfgang Scheurer, 68794 Oberhausen-Rheinhausen
Harald Katz, 75177 Pforzheim
Anna-Maria Koetter, 79102 Freiburg
Martina u. Stephan Rambacher, 79219 Staufen
Jeff Klotz, 75245 Neulingen
Gudrun Wolfrum, 79100 Freiburg
Eva Maria Nobmann, 79117 Freiburg
Gisela Lixfeld, 79295 Sulzburg-Laufen
Goffin Alexandre, 75245 Neulingen
Prof. Dr. Traugott Schächtele, 68237 Schwetzingen
Dr. Karl L. Kniehl, 76133 Karlsruhe
Verein für Heimatgeschichte Gundelfingen / Wildtal, Vorsitzende Adelheid Haehnel, 79194 Gundelfingen
Johannes Krug, 76227 Karlsruhe

Der Vorstand und die Geschäftsstelle der Badischen Heimat

Fächerblick: Vorschau 2020

Vereinsgeschichtliche und publizistische Daten

Für den Zeitraum zwischen Oktober 1949 und März 1950 ist sowohl an bedeutende vereinsgeschichtliche wie publizistische Daten zu erinnern, die wir in der Vorschau für 2020 vorwegnehmen.

Am 23. Oktober 1949 wurde die Badische Heimat im Kaufhaussaal in Freiburg wiedergegründet. Am 26. Januar 1950 wählte der Präsidialausschuss Pof. Dr. Eugen Thoma und Joseph Ludolf Wohleb zum ersten und zweiten Vorsitzenden und schloss damit die Wiedergründung des Landesvereins ab. Mitgliederzahl zum 31.12.1950: 3540.

Am 27. Mai 1950 wurde die Regionalgruppe Karlsruhe neu gegründet. Dr. Eberhard Knittel und Dr. Friedrich Wieland wurden Vorsitzende.

Aus publizistischer Sicht ist an folgende Daten zu erinnern: 1942 war das letzte Heft der Badischen Heimat als Nr. 3 mit dem Thema »Badische Köpfe V« erschienen. Mit einer Doppelnummer wurde 1950 die Hefttradition »Badische Heimat. Mein Heimatland« wieder aufgenommen. Im März 1949 war im Verlag G. Braun die Zeitschrift »Baden. Monographie einer Landschaft« (1949–1960) erschienen. Im Jahre 1961 wurde sie durch die Publikation »Welt am Oberrhein« (1961–1971) abgelöst. Ab Heft 4/1971 wurden die beiden Zeitschriften »Baden-Württemberg« (Verlag A. Banholzer) und »Welt am Oberrhein« (Verlag G. Braun) zur Zeitschrift »Baden-Württemberg« im Verlag G. Braun zusammengelegt.

I. Geschichte

Vor 50 Jahren

7.6.1970: Wiederholung der Volksabstimmung von 1951 (9.12.1951) für die Wiederherstellung Badens (Nur 18,1 % dafür) 1951: 52,2 % für Baden

Vor 75 Jahren

8.7.1945: Endgültige Abgrenzung der Besatzungszonen entlang der Autobahn Karlsruhe–Ulm. Französische Truppen ziehen sich auf Stuttgart und Karlsruhe zurück.

10.7.1945: Franzosen nehmen für das Land Baden Sitz in Freiburg.

5.9.1945: Franz Schnabel übernimmt die Leitung für Kultus- und Unterricht des Präsidiums des Landesbezirks Baden.

19.9.1945: Amerikaner proklamieren das Land Württemberg-Baden.

4.10.1945: Besuch De Gaulles in Freiburg. Von größter historischer Bedeutung für die Zukunft Europas: De Gaulle weist »auf die Bande hin, die einst Franzosen und Süddeutsche nahebrachten und nunmehr wiederhergestellt werden« müssten.

29.10.1945: Nordbaden wird in das neue Land Württemberg-Baden »hineingezogen«. Heinrich Köhler: »Henkersmahlzeit«.

21.11.1945: Endgültiger Umzug nach Freiburg. Versammlung der Ministerialdirektoren in Freiburg.

Vor 100 Jahren

14.4.1920: Gründung der Schule Schloss Salem als Landerziehungsheim durch Prinz Max (10.7.1867 bis 6.11.1929) und Kurt Hahn (5.6.1886 bis 14.12.1974). (Schulbeginn: 21.4.1920 mit 28 Schülerinnen und Schüler).

19.9.1920: Das 1919 gegründete Badische Landesmuseum eröffnet seine ersten Säle im Karlsruher Schloss.

11.11.1920: Karlsruhe erhält Anschluss an den Luftverkehr. Auf dem Exerzierplatz landen Flugzeuge der Linie Frankfurt–Lörrach.

Vor 150 Jahren

15.11.1870: Verfassungsvertrag zwischen Baden und dem Norddeutschen Bund.

2.10.1870: Antrag auf Aufnahme in den Norddeutschen Bund.

21.12.1870: Ratifizierung des Vertragswerks über die Reichsgründung im Landtag)

Vor 200 Jahren:

16.10.1820: Grundsteinlegung Ständehaus. Rede des Prälaten Hebel.

22.8.1820: Beschluss der Zweiten Kammer zur »Anschaffung eines Ständehauses«.

28.8.1820: Beschluss, den Kreglingerschen Garten als Baugrundstück zu kaufen.

Großherzog Ludwig gewährt der Uni Freiburg eine Donation von 15 000 Gulden. Damit ist die Exis-

tenz der Uni gewahrt. Zum Dank erhält sie den Titel Albertina-Ludowica (Ludwigs Universität).

II. Städte

Vor 900 Jahren

1120: Freiburg erhält von Konrad von Zähringen (gest. 1152) das Marktrecht.

Vor 75 Jahren:

1.3.1945: Bombenangriff auf Bruchsal.

Vor 300 Jahren

März 1720: Damian Hugo von Schönborn (1661–1742) besucht Bruchsal auf der Suche nach einem Bauplatz für seine neue Residenz. »Ich habe mein tag kein schöner situation von allem gesehen« (9. März 1720 an seinen Bruder Franz; 1722 Grundeinlegung).

4.–5. Mai 1720: Erzherzogin Maria Antonia besucht auf einem Brautzug Freiburg.

III. Regionen

Vor 300 Jahren:

12.4.1720: Kurfürst Karl Philipp (1661–1742) verlegt die kurpfälzische Residenz von Heideberg nach Mannheim.

IV. Kunst

1.10.1920: Kunstgewerbeschule (gegr. 1878) und Kunstakademie (gegr. 1854) werden zur Landeskunstschule fusioniert (7.8.1920 Beschluss des Badischen Landtages).

V. Ausstellungen

18.–26.9.1920: Badische Woche (künstlerisches und kulturelles Schaffen in Baden).

VI. Personen

21.1.2020: 50. Todestag von Ernst Bender (3.2.1889–21.1.1970). Lesebuchautor.

26.2.2020: 75. Todestag von Otto Fikentscher (6.7.1862–26.2.1945). (1891 Kauf von Augustenburg in Grötzingen).

20.3.2020: 250. Geburtstag Johann Gottfried Tullas (20.3.1770).

7.4.2020: 200. Geburtstag von Armand Goegg (1830–1897).

10.4.2020: 250. Geburtstag Joseph von Laßbergs (10.4.1770).

2.5.2020: 200. Geburtstag Robert Gerwigs (2.5.1820).

14.6.1920: 100. Todestag von Max Weber (1897–1903 Prof. in Heidelberg).

27.7.1920: 100. Todestag von Erzbischof Thomas Nörber (19.12.1846–27.7.1920) (Erzbischof von 1898–1920).

12. 8.2020: 300. Geburtstag Martin Gerberts (12.8.1720).

21. 8.2020: 150. Todestag Gustav Struves (11.10.1805–21.8.1870).

27.11.2020: 75. Todestag von Georg Scholz (10.10.1896–27.11.1945).

28.12.2020: 75. Todestag von Hermann Oncken (16.11.1869–28.12.1945). 1907–1922 Prof. für Neuere Geschichte in Heidelberg.

8.4.1920: Heidegger trifft auf einer Geburtstagsfeier für Husserl Karl Jaspers. Beginn der Freundschaft.

Literatur

Die 20er Jahre in Karlsruhe, Stadt Karlsruhe. Städtische Galerie, 2005. Ausstellung 10.12.2005–12.3.2006.

Hans Fenske, Der liberale Südwesten, Landeszentrale für politische Bildung Bd. 5, 1981.

W. Hug/D. Barghop, Der Breisgau. Zeugnisse seiner Geschichte. Quellenheft zur Regionalgeschichte, 1991.

M. Koch, Karlsruher Chronik, Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 14, 1991.

P. Kalchthaler, Keine Geschichte Freiburgs. Eine kommentierte Chronik, 2004.

Prinz Max von Baden, Kurt Hahn und die Gründerjahre der Schule Schloss Salem 1919–1933. »In Dir steckt mehr als Du glaubst«. E. Dargel, U. Niederhofer, S. Feucht. Salemer Hefte 4, 2010.

J. Thierfelder/U. Uffelmann (Bearbeiter und Redaktion), Der Weg zum Südweststaat. Landeszentrale für politische Bildung BW, 1991.

Heinrich Hauß

Buchbesprechungen

Raphael Fendrich: Grenzland und Erinnerungsland: Die Identität des Elsass im Werk Marie Harts (1856–1924), Ergon Verlag, Baden-Baden 2018.
ISBN 978-3-95650-394-8,
542 Seiten, 68 €.

Grenzlandregionen tun sich mit der eigenen Identität mitunter schwer. Vor allem, wenn sie an der Schnittstelle von Sprachräumen und Kulturen liegen, die sich in Zeiten übersteigerter Nationalismen heftig befehdet haben. Das Elsass stellt hier einen geradezu tragischen »Grenzfall« dar. Hin- und her gerissen zwischen zwei feindlichen Nachbarstaaten haben manche Elsässer in ihrem Leben viermal die Nationalität gewechselt. Eine allen Elsässern gemeinsame Identität, ein von der Mehrheitsgesellschaft akzeptierter kleinster gemeinsamer Nenner, hat sich so bis heute nicht herausbilden können. Sprachlich-kulturelle Frontbildungen und Fehlsteuerungen seitens der politischen Machthaber haben dies verhindert. Konzepte, die deutsche und französische Kulturanteile als Grundlage einer originären, sich wechselseitig ergänzenden elsässischen Regionalkultur begriffen – so etwa René Schickeles geistiges Elsässertum oder Victor Hugos Europavision – konnten sich nicht durchsetzen.

Die »wohl bedeutendste Verfasserin erzählender elsässischer Dialektprosa«, Marie Hart, hat mehrere dieser politischen Wendmarken und kulturelle Zäsuren erlebt und durchlitten. Ihr gesamtes Werk, das starke autobiographische Züge trägt, kreist um diese Traumatas. Die vorliegende Arbeit, eine Dissertation an der Universität Heidelberg, unternimmt den Versuch, mittels einer Werkanalyse die Identitätsproblematik des Elsass systematisch aufzuarbeiten. Dies ist dem Autor, der dafür mit dem Ruprecht-Karls-Preis ausgezeichnet wurde, vorzüglich gelungen. Die 542 Seiten lange Studie genügt hohen wissenschaftlichen Ansprüchen, ist gut lesbar und auch einem breiteren Publikum zu empfehlen. Sie bietet dem Leser, der sich sine ira et sine studio ein möglichst objektives Bild von dieser komplexen Problematik verschaffen will, eine Fundgrube an Informationen und Erkenntnissen.

Der Autor stützt sich auf eine gründliche Aufarbeitung des Nachlasses sowie ein umfassendes Quellen- und Literaturstudium. In den beiden ersten Kapiteln klärt er zunächst die Analyseinstrumente. Erläutert werden der Identitätsbegriff sowie diverse Kategorien von Identitätsbezügen wie Fortschritt, Heimat, Nation, Raum, Germanisierung, Französisierung und Sprachwahl. Ein zweites Kapitel befasst sich mit den Beiträgen von Institutionen zur Identitätsbildung. Es sind dies der Vogesenclub, das Elsässische Museum, die elsässischen Theater, Anthologien, Zeitschriften, Literatenkreise und Wörterbücher. Kapitel 4 schildert die einzelnen biographischen Stationen des Lebens von Marie Hart. Deutlich wird hier ihr allmählicher Gesinnungswandel von einer französisch sozialisierten Elsässerin zu einer deutsch gesinnten Elsässerin. Ihre Heirat mit einem ehemaligen deutschen Offizier, die gegen das französisch-patriotisch gesinnte Elternhaus erfolgte, spielte dabei eine zentrale Rolle. Ihr sprachlich-literarischer Werdegang führte über die beiden Hochsprachen zum Dialekt, dessen sie sich seit Ende der 1890er Jahre vorherrschend bediente.

Die Kapitel 5–7 handeln von den historischen Wendphasen, die Marie Hart selbst durchlebt hat. Zunächst die französisch geprägten 1860er Jahre, in die ihre glückliche Kinder- und Jugendzeit fällt; es folgt die Wende durch den deutsch-französische Krieg mit dem Trauma der Beschießung von Straßburg; sodann die 48 Jahre der preußisch geprägten Reichslandzeit, die mit wachsenden Wohlstand und ersten Autonomierechten einhergingen; schließlich die Wende zum französischen Elsass nach 1918, die zur Vertreibung der Altdeutschen führte und Marie Hart veranlasste, mit ihrer Familie freiwillig nach Bad Liebenzell zu emigrieren.

Jeden dieser Zeitabschnitte charakterisiert Fendrich zunächst indem er historische und politische Ereignisse kurz zusammenfasst. In einem zweiten Schritt analysiert er die hierauf Bezug nehmenden literarischen Texte, wobei die Identitätsbezüge im Fokus stehen. Diese werden durch Zitate anschaulich dokumentiert und kommentiert. Am Beispiel der einzelnen Figuren und Rollen wird die kulturelle Spaltung der elsässischen Gesellschaft plastisch

sichtbar. Sie verkörpern unterschiedliche Gegenidentitäten, zwischen Altdeutschen und Elsässern, Innerfranzosen und Elsässern sowie prodeutsch und profranzösisch gesinnten Elsässern. Jede dieser Figuren tendiert dazu, sich von der Kultur und Sprache der anderen Nation abzugrenzen, sich patriotisch zu positionieren und dies auch durch symbolische Akte zu manifestieren. Zum Vorschein kommt nicht nur ein gesellschaftliches Problem, der Riss geht häufig mitten durch die Familien. Die Texte Marie Hart kreisen so auch immer wieder um Familiengeschichten. In der Novelle *»D'r Herr Merkling un sini Deechter«* geht es so um eine Liebesbeziehung zwischen einer Elsässerin und einem Deutschen mit anschließender Heirat. Geschildert wird das Zerwürfnis zwischen dem profranzösischen Vater und der »abtrünnigen« Tochter, das zum emotionalen Sprengsatz der ganzen Familie wird. Vater Merkling beschließt sogar – zu seinen eigenen »Schutz« – nicht mehr elsässisch zu sprechen, sieht er doch in der eigenen Kultur wegen ihrer Nähe zur deutschen Gegenkultur eine Gefahr.

Eine ungleich dramatischere Situation beschreibt der Roman *Ues unserer Franzosezit* (1921). Dessen Hauptteil handelt von der französischen Zeit des Elsass vom November 1918 bis zur Emigration mehrerer Mitglieder der Familie Redslob im ersten Nachkriegsjahr. Geschildert wird der begeisterte Empfang der Franzosen im »délire tricolore«, der dann umschlägt in ein vergiftetes Klima der Denunziationen, Bedrohungen sowie Ausweisungen durch die commissions de triage. Marie Hart geht hier schonungslos mit ihren Landsleuten ins Gericht, prangert in ihren Figuren einen weitverbreiteten Opportunismus an, beklagt einen allzu raschen Gesinnungswandel, bei dem so mancher Elsässer über die Nacht entdeckt hat, *»daß er e gueter Franzos isch«*. Hier wird deutlich, wie Marie Hart aufgrund ihres eigenen Familienschicksals sich selbst eindeutig auf der Seite der deutschgesinnten Elsässer positioniert, während die Gefühle und Motive der französisch Gesinnten im Hintergrund bleiben.

In Kapitel 8, das der Emigrationszeit gewidmet ist, beschreibt Fendrich zunächst die Situation der Elsass-Lothringer im Reich sowie das Aufkommen der elsässischen Heimat- und Autonomiebewegung. Marie Harts Kritik an der politischen Wende und am Verhalten der Elsässer illustriert er wiederum am Beispiel einiger Erzählungen. Eine trägt den vielsagenden Titel *Em Brechemacher Felixel sini vier Wandlunge.* Das 50 Texte umfassende Buch *Erinnerungsland,* beinhaltet nicht nur eine rührende Liebeserklärung an die verlorene elsässische Heimat. Zukunftsweisend wird am Ende des Textes *Stroossburig* eine Straßburg-Utopie entworfen, in der Toleranz und kulturelle Vielfalt herrscht und jedes Individuum ohne staatliche Eingriffe frei über die Wahl seiner Sprache entscheiden kann.

Im letzten 9. Kapitel »Marie Hart als Figur der Erinnerung« geht es um die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Erinnerung an Marie Hart und der Identifikation mit ihrem Schicksal, ihrer Lebensgeschichte und ihrem Werk. Berichtet wird über periodische Akte des Totengedenkens, die vor allem Emigranten sich zum Anliegen machten. Aber auch das Bemühen der Nationalsozialisten, die in den 1940er Jahren die Dichterin als deutschgesinnte Elsässerin propagandistisch für ihre Ideologie zu vereinnahmen suchten, wird ausführlich erörtert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Marie Hart bis zum Ende der sechziger Jahre im Elsass praktisch nicht wahrgenommen. Erst nach 2000 kam es hier, parallel zu den Bemühungen um eine Wiedergewinnung der elsässischen Identität, zu einer starken Zunahme der Rezeption ihres Werks. Die Neuauflage ihres Werks in mehreren Bänden, Ausstellungen, gelegentliche Jubiläumsveranstaltungen, zahlreiche Presseberichte und ein »circuit Marie Hart« in ihrem Geburtsort Buchsweiler im Hanauerland zeugen davon.

Gerd F. Hepp

Ulrich Bayer,
Hans-Georg Ulrichs (Hrsg.):
Anvertrautes.
Klaus Engelhardt im Gespräch, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2018,
149 Seiten mit 14 Bildern,
ISBN 978-3-17-035007-6,
24 €.

Der 1932 im nordbadischen Schillingstadt geborene langjährige (1980–98) Landesbischof und EKD-Vorsitzende (1991–97) Klaus Engelhardt hat die evangelischen Kirche in Baden wie kaum ein weiterer in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt. Insofern ist es nur sehr verständlich und erfreulich, dass dieses reichhaltige Wirken im vorliegenden Band eine Würdigung erfährt.

Dass diese Autobiographie über Engelhardt in Form eines Gespräches mit ihm veröffentlicht wird,

liegt, wie die Herausgeber gleich zu Beginn (Einleitung S. 9) betonen, an seiner sich selbst zurücknehmenden Bescheidenheit, denn erst nach mehreren Vorgesprächen hat sich Engelhardt bereitgefunden, diese Gespräche zu führen.

In einem ersten von vier großen Kapiteln wird dabei zunächst die Kindheit und Jugend (1932–66), das Studium (1952–60) und das Pfarramt (1960–66), hier vor allem die Jahre als Studentenpfarrer an der evangelischen Hochschulgemeinde in Karlsruhe behandelt. Spannend aus der Sicht des regionalgeschichtlichen Lesers ist vor allem die Kindheit und Jugend, da hier viel »badisches Lokalkolorit zum Vorschein kommt« (ebd.).

Für den an der protestantischen Theologie der Nachkriegszeit Interessierten sind die Studienjahre und die von Karl Barth geprägte Zeit in Basel sicherlich bereichernd, allerdings setzen sie fundierte theologischen Fachkenntnisse voraus. Auch hätte man sich bei der Beschreibung der Zeit im Pfarramt noch die ein oder andere kritische Nachfrage z. B. dazu gewünscht, wie Engelhardt über sich selbst sagen kann, er sei als Religionslehrer »mit den Schülern (…) nicht fertig geworden« (S. 38 f.), um nur wenige Jahre später Professor unter anderem ausgerechnet für Religionspädagogik zu werden.

Das zweite Kapitel beinhaltet die Zeit als Hochschullehrer an der PH in Heidelberg (1966–80), die durch die politischen Veränderungen und scharfe Auseinandersetzungen geprägt waren. Engelhardts Persönlichkeit als ruhiger und nach Ausgleich strebender Vermittler tritt hier deutlich zu tage. Nicht zuletzt deshalb wurde er auch nach relativ kurzer Zeit in der Lehre schon zum Rektor der Hochschule gewählt.

Die Jahre als Vorsitzender der badischen Landeskirche (1980–98) im dritten Kapitel wirken dagegen für den nicht mit den kirchengeschichtlichen Feinheiten der Landeskirche vertrauten Leser etwas sperrig. Deutlich tritt hier zu Tage, dass Experten über ihnen wohlvertraute binnenkirchliche Ereignisse diskutieren und darüber den Nicht-Kenner ein wenig vergessen.

Dafür entschädigt der letzte Abschnitt über Engelhardts Zeit als Vorsitzender der EKD (1991–97) wieder sehr mit hochinteressanten und persönlichen Einblicken in die Zeit der deutschen Wiedervereinigung. Viele der damals agierenden Persönlichkeiten werden durch die anschaulichen Beschreibungen Engelhardts sehr lebendig (v. a. Wolfgang Schäuble, Erwin Teufel oder auch Karl Lehmann) und die Dramatik der damaligen Ereignisse spürbar.

In der Person und der lebendigen Erzählweise Engelhardts liegt die große Stärke dieses Vorgehens: Sie schafft ein eindrucksvolles Zeugnis von der bibeltheologisch geprägten Frömmigkeit des früheren Landesbischofs sowie seines immer selbstkritischen, ausgeprägten Pflichtbewusstseins. Stets versteht er die ihm übertragenen Aufgaben als »Anvertrautes« (s. Titel!), deren Erfüllung er sich mit Dankbarkeit, großem Fleiß und tiefem Bemühen um Verständigung und Lösungen auch bei kontroversen Situationen bemüht. Das Anliegen dieses großen Kommunikators, stets im Gespräch zu bleiben und keine Verletzungen zu hinterlassen auch wenn man klare Positionen bezieht, wird so deutlich spürbar.

Christian Klemmer

Roland Seiter,
Erlebnis Schwarzwaldhochstraße … zu Großvaters Zeiten. Anhand historischer Ansichtskarten. 108 S. mit 442, z. T. farbigen Abb., verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2018, ISBN 978-3-95505-087-0, 17,90 €.

»Es ist mein Wunsch, dass dieses Buch dazu beiträgt, das Bewusstsein und die Sensibilität für die Schönheiten und Besonderheiten unserer prachtvollen Schwarzwald- und Höhenlandschaft zu schärfen und das Erbe unserer Großväter für künftige Generationen zu bewahren«, so Verfasser Roland Seiter in der Einleitung seines reich mit Bildern aus »Großvaters Zeiten« ausgestatteten Buches. Zum Erbe der Großväter gehören in besonderer Weise Höhenhotels und Kurhäuser, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts und im Laufe der folgenden Jahrzehnte aus einfachen Gasthäusern entstanden und nach und nach über die Schwarzwaldhochstraße an den Verkehr angebunden wurden. Doch: die Kurhäuser Ruhestein und Herrenwies gibt es schon nicht mehr, das Schicksal anderer alter Hotels ist ungewiss. Die Schwarzwaldhochstraße, eine der schönsten europäischen Touristenstraßen ist in Gefahr, ein wesentliches Charakteristikum zu verlieren, wenn die alten Höhenhotels verschwinden. Hier setzt der Verfasser an. Über 35 Stationen führt er den Leser und Betrachter auf der Schwarzwaldhochstraße von Baden-Baden nach Freudenstadt. Die meisten dieser Stationen sind Kurhäuser und Höhenhotels, aber auch bescheidenere Unterkünfte und Einkehrmöglichkeiten, ferner aus-

gewählte Sehenswürdigkeiten wie kleinere Seen und Kapellen werden vorgestellt. Alle Gebäude und bemerkenswerten Örtlichkeiten werden kurz beschrieben und mit einem geschichtlichen Abriss versehen.

Roland Seiter hat ein Buch vorgelegt, das die Augen öffnet für drohende Verluste und vielleicht den einen oder anderen dazu anregt, sich wie Seiter im Verein »Kulturerbe Hochschwarzwald« zu engagieren.

Ursula Speckamp

Elmar Vogt:
»Die Sache mit Graubünden wusste ich schon, aber ich bin ihnen nie begegnet.« Johann Peter Hebels Erstausgaben der Biblischen Geschichten mit Schwerpunkt der Schweizer Ausgaben (Kanton Graubünden), S. 243– 276.

In: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte. Udo Wennemuth (Hrsg.) 12. Bd. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 2018,
ISBN 978-3-17-035518-7, 40 €.

Die Überschrift des Aufsatzes geht zurück auf einen Hinweis von Liselotte Reber-Liebrich in einem Brief an den Verfasser zu Ausgaben in Graubünden. Der Autor entwickelt die historischen Umstände der Publikationen, die Einschätzung, die das Werk erfahren hat und beschäftigt mit den verschiedenen Ausgaben in verschiedenen Ländern in Deutschland (1824), Dänemark (1826), Niederlande (1847), England (1961 und Spanien (2000). Besonderes Interesse des Autors gilt der Frage, »wie es kommt, dass das Werk in der deutschsprachigen Schweiz, nirgends und ausgerechnet im romanischsprachigen Kanton Graubünden in verschiedenen Übersetzungen erschienen ist.« (S. 245). Die Editionsgeschichte der Biblischen Geschichten Hebels in Graubünden wird entfaltet im sorgfältig entwickelten Kontext der Geschichte des Kantons, der Sprach- und Kirchengeschichte (S. 256–271). Danach sind sprachliche, territoriale und kulturelle Gründe für die Herausgabe der Biblischen Geschichten in Gaubünden verantwortlich (S. 261). Vogts Aufsatz ist wohl die erste Arbeit, die sich darüber hinaus der Editionsgeschichte von Hebel Biblischen Geschichten in länderübergreifender Perspektive akribische widmet.

Im Jahre 1813 wurde entschieden, die alte Bibelgeschichte für den Schulunterricht von Johann Hübner (1668–1731), verfasst 1714, durch eine neue zu ersetzen. Hebels Biblische Geschichten entstanden zwischen 1818 und 1822. Sie sind das »am wenigsten bekannte Werk« Hebels. Hebel verwendete dabei 59 Geschichten aus dem Alten Testament und 64 aus dem Neuen Testament. Mit Beschluss vom 16. Mai 1818 wurde Hebel von der Evangelischen Kirchen-Sektion im Ministerium des Innern aufgefordert »ein zum Unterricht der Jugend in den Evangelischern Schulen des Großherzogtums … zu fertigen und vorzulegen«.

Im März 1819 wird Hebel Prälat, höchster Würdenträger der evangelischen Landeskirche.

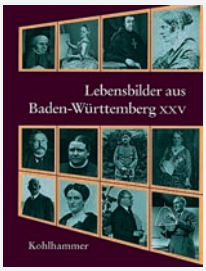
Die Biblischen Geschichte halten sich 25 Jahre als Schulbuch. 1855 erhob man gegen Hebels Werk den »Vorwurf mangelnder Bibeltreue, suchte den Grund in einer allzu deutlich hervortretenden Subjektivität« (S. 252).

Der Aufsatz Vogts macht u. a. auch die Phasen der poetischen und theologischen Einschätzung des Werks bewusst. Sie beginnt mit Hebels Enttäuschung, dass die »gelehrte Welt« »noch nicht viel Notiz hat nehmen wollen« von seinem Werk, zur Übernahme der Biblischen Geschichten für den eigenen Religionsunterricht des katholischen Klerus in Freiburg (1825), weiter zum Vorwurf der mangelnden Bibeltreue und Rückzug aus dem Religionsunterricht (1855) bis zur Aufforderung P. Bichsels an die Literaturhistoriker, Fehlurteile über die Biblischen Geschichten zu korrigieren. (1986).

In der theologischen Hebel-Rezeption schließt sich Vogt im »Resumee« dem Urteil von Christoph Meckel an. Für Bichsel hat »keine Ideologie Hebel beeinträchtigt oder verfälscht. Sein Glaube, die protestantische Religion, hat ihn nicht begradigt oder verengt, sondern aufgeschlossen für alles Lebendige« (S. 272).

Heide Helwig hat in »Johann Peter Hebel. Biografie« (2010) die Biblischen Geschichten neu von »unbiblischen Kalenderton« her charakterisiert. Sie sind »kein Lehrwerk, das viel Aufhebens um seine Absichten macht. Kein didaktisches Schema, das ins Auge sticht, keine Trennung von Lernen, Fühlen, Nachdenken.« »Alles geht ein ins Kontinuum des Erzählens, in ein Gewebe assoziativer Prosa«. Der Erzähler »inszeniert Mehrstimmigkeit und Dialog, er fragt im Namen des Lesers, kommentiert, belehrt und spannt immer wieder den Bogen aus der Tiefe des biblischen Geschehens zur Gegenwart seines kindlichen Publikums« (S. 255).

Heinrich Hauß



Rainer Brüning/
Regina Keyler (Hrsg.)
Lebensbilder aus Baden-Württemberg XXV,
Kohlhammer Verlag,
Stuttgart 2018,
ISBN 978-3-17-031543-3,
28,50 €.

Band XXV der »Lebensbilder« aus Baden und Württemberg bietet 18, 20 bis 30 Seiten umfassende Biographien, geschrieben von 18 verschiedenen Verfassern. 11 davon sind Badenern gewidmet. Die Lebensläufe sind in chronologischer Reihenfolge dargeboten. Den Anfang macht Hans von Gemmingen zu Guttenberg (um 1400–1490) aus dem Herbst des Mittelalters, das Ende bildet der Physiker, Raumfahrtexperte und Fernsehmoderator Heinz Haber (1913–1999). Einen Schwerpunkt des Bandes machen Männer und Frauen aus, die den ersten oder zweiten Weltkrieg, mitunter beide Kriege miterlebt haben.

Im Jahr der Frau sollen vier Beiträge über Frauen näher angeschaut werden, die den größten Teil ihres Lebens in Baden, am Oberrhein verbrachten oder entscheidende Prägungen hier erhielten.

Diese Frauen sind die bekannte »Sammlerin und Förderin der Wissenschaften« Markgräfin Karoline Luise von Baden (1723–1783), die bedeutendste deutsche Dichterin des 19. Jahrhunderts Annette von Doste-Hülshoff (1797–1848), Charlotte Herder (1872–1959), die besonders als »Verlegergattin und Lazarettvorsteherin« gewürdigt wird und die Lehrerin Febronie Rommel (1853–1927). Wie die anderen Biographien bietet auch diese einen lesenswerten Überblick über Lebensweg und Lebenswerk dieser Persönlichkeiten und schließen mit einer Würdigung. Anmerkungen gibt es generell nicht; Zitate werden nur annäherungsweise »nachgewiesen«. Am Ende jedes Beitrags sind die wichtigsten Primär- und Sekundärquellen aufgeführt.

Dass Karoline Luise von Baden eine umfassend gebildete, außerordentlich wissbegierige Frau war, ist dem einen oder anderen bekannt, doch wie sehr sie sich auch um die Erziehung und Bildung ihrer Kinder, um ein gedeihliches Familienleben kümmerte, wohl weniger. Das arbeitet der Verfasser eindrucksvoll heraus. Leben und Werk der Droste wird mit Baden bzw. Meersburg und dem Bodensee verwoben: Welchen Anteil hat das »Fürstenhäuschen«, haben die Menschen, die Reben, die Landschaft um Meersburg, Meersburg selbst am Werk der Dichterin? Hier erhält man Antworten. – Febronie Rommel steht exemplarisch für eine Lehrerinnen-Existenz um die Wende vom 19. Zum 20. Jahrhundert. Stark engagiert in Lehrerinnenvereinen, auch publizistisch tätig, verband sie, wie viele ihrer Mitstreiterinnen, den Einsatz für eine verbesserte gesellschaftliche Stellung der Frau mit dem für politische Gleichberichtigung. Zudem galt ihr Bemühen einer guten Volksschulbildung für Mädchen. – Die schwermütig veranlagte, hochgebildete Charlotte Herder, von der Tagebücher erhalten sind, wird auf der Suche nach sinnvoller, sie fordernden Arbeit, nach Selbstbestätigung gezeigt. Eine bedeutende Rolle spielt hierbei ihre Tätigkeit als Lazarettvorsteherin im Ersten Weltkrieg. Mit einigem Befremden bemerkt der Verfasser, wie wenig Politisches die Tagebücher enthalten.

Ursula Speckamp

Die Reichenauer Lehenbücher der Äbte Friedrich von Zollern (1402–1427) und Friedrich von Wartenberg (1428–1453). Bearbeitet von Harald Derschka, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2018, 416 S. und 86 S. Einleitung, ISBN 978-3-17-033573-8, 48 €.

Die Bedeutung der Abtei Reichenau für die südwestdeutsche Landesgeschichte und weit darüber hinaus ist unbestritten und hat ihren Ausdruck in der Aufnahme in die Listen der Weltkulturerbestätten und des Weltdokumentenerbes gefunden. Im Zusammenhang mit der Erfassung dieses Dokumentenerbes ist auch die vorliegende akribische Quellenedition der beiden ältesten erhaltenen Lehenbücher der Abtei Reichenau zu sehen. Sie erscheint in der Quellenreihe der Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und ist das Ergebnis einer mehrjährigen Forschungsarbeit an der Universität Konstanz. Dabei bietet sie grundlegende Einblicke in das Lehenwesen der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, seinen Umfang, die geographische Verteilung des Lehenbesitzes des Klosters sowie der am Lehenwesen beteiligten Personenkreise (Vorwort S. V). Dafür werden die beiden Lehenbücher in einer 86 Seiten umfassenden Einleitung sorg-

fältig beschrieben. Diese Beschreibungen umfassen unter anderem die äußere Gestalt der Bände, die erfassten Handschriften der Schreiber (mit interessantem Bildmaterial), das Ordnungsprinzip der Lehenbücher, die Lehenobjekte, die Lehenmannschaft, das Lehenrecht und die Lehenpflichten sowie Erläuterungen zur erfreulicherweise beigelegten Karte, auf der alle Orte verzeichnet sind, die aus den Lehenbüchern zugeordnet werden konnten. Daran schließen sich die beiden zusammen 278 Seiten umfassenden Editionen an. Den Abschluss dieses Bandes bilden jeweils getrennte, lückenlose Orts-, Personen- und Sachregister mit Glossar, die zusammen noch einmal 140 Seiten ausmachen. Diese mit äußerster Sorgfalt durchgeführte »eher unspektakuläre historische Grundlagenforschung« (Vorwort) ist das große Verdienst dieser Quellenedition, bietet sie doch weiteren Forschungsvorhaben auf ortsgeschichtlichen, namenskundlichen, wirtschaftsgeschichtlichen oder genealogischen Gebieten einen reichen Fundus und umfassendes Studienmaterial. Damit schließt es eine Lücke, die schon in einem vom Verfasser zitierten Beitrag über die Lehenbücher aus dem Jahre 1927 (Einleitung S. XXIII) angeführt wird: »Sie sind schlecht geführt, und ihre Anordnung ist nie konsequent … Prüft man die Bände selbst, so findet man da im bunten Wirbel [Unterschiedlichstes, C.K.] … Aber schließlich wäre nur eine sorgfältige Arbeit imstande, daraus ein Lehenkataster zu machen.« Diese sorgfältige Arbeit ist nun geleistet worden.

Christian Klemmer

Ritter – Landespatron – Jugendidol. Markgraf Bernhard II. von Baden (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg), 203 Seiten, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2019, ISBN 978-3-17-036528-5, 20 €.

Der Begleitband zur Ausstellung »Ritter-Landespatron – Jugendidol. Markgraf Bernhard II. von Baden«, die von Mai bis November 2019 im Generallandesarchiv Karlsruhe stattfand, enthält 14 Beiträge zum Thema. Es wechseln 7 Aufsätze unterschiedlicher Verfasser mit kürzeren, meist ein Kunstwerk in den Blick nehmenden Artikeln, die auch farblich herausgehoben sind – gelb – ab. So wird z. B. der Bernhardusbrunnen in Rastatt (1771/74) vorgestellt. Die Aufsätze befassen sich überwiegend mit der Verehrung, die Bernhard II. von Baden im Laufe der Jahrhunderte erfuhr. Dabei wird auch die große Rolle hervorgehoben, die der selige Bernhard für die Indentitätsstiftung des Landes Baden hatte, denn »kirchlich-institutionelle Initiativen« für das Bernhardusgedenken fallen erst in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. (S. 119) »Zuvor waren fast ausschließlich markgräfliche, großherzogliche oder lokale … Aktivitäten ursächlich für die Forcierung des Gedenkens«. (S. 119)

Nunmehr sollte Bernhard ein geeignetes Jugendvorbild nach der Zeit des Nationalsozialismus sein. Die nach der Seligsprechung 1769 immer wieder bis in die Gegenwart unternommenen Versuche, Bernhard II. von Baden heiligsprechen zu lassen, waren erfolglos. – Wer sich einen Überblick über die inzwischen erfassten 350 künstlerischen Darstellungen des seligen Bernhard verschaffen möchte, findet ihn im Aufsatz von Sebastian Bock: »Der selige Bernhard von Baden.« Ein ikonographischer Abriss seiner Bildzeugnisse im Gebiet des Erzbistums Freiburg. Die Bernhard-Darstellungen setzen Ende des 15. Jahrhunderts ein und enden in den 1950er Jahren. Immer erscheint Bernhard als Ritter.

Der Katalog ist reich bebildert, fest gebunden, handlich und lädt zu Vertiefung und ästhetischen Genuss in den eigenen vier Wänden ein.

Ursula Speckamp

Schloss Bruchsal. Die Beletage – Barocke Pracht neu entfaltet. Herausgegeben von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg. Nünnerich-Asmus-Verlag Mainz 2018, 512 S. mit zahlreichen Abb., ISBN 978-3-961760-47-3, 29,90 €

Schloss Bruchsal, errichtet als Residenzschloss der Fürstbischöfe von Speyer, gehört mit zu den bedeutendsten deutschen Schlossbauten des Barock und zugleich zu den herausragenden Denkmälern dieser Zeit in Baden-Württemberg. Als Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn, unter dem das Schloss zwischen 1722 und 1743 errichtet wurde, im Corps de logis eigenmächtig ein Mezzaningeschoss einfügen ließ, kam es zu Schwierigkeiten beim Bau

des im Zentrum der Anlage vorgesehenen Treppenhauses. Erst Balthasar Neumann lieferte für dieses Problem eine meisterhafte Lösung. Unter dem Nachfolger, Fürstbischof Franz Christoph von Hutten, erhielten die Innenräume des Schlosses in den 1750er Jahren durch Maler Johannes Zick, Stuckator Johann Michael Feichtmayr und Bildschnitzer Ferdinand Hundt ihre glanzvolle Rokokoausstattung. Am 1. März 1945 legte ein amerikanischer Luftangriff auf Bruchsal das Schloss in Schutt und Asche. Der Wiederaufbau, in dessen Zentrum die originalgetreue Wiederherstellung des Treppenhauses, des Fürstensaals und des Marmorsaals stand, gelangte 1975 zum Abschluss. Die übrigen Räume der Beletage wurden damals in modernen Formen als Museumsräume hergestellt. Dies hatte einen harten Bruch zur Folge: Beim Öffnen der Türen des Marmorsaals trat der Besucher aus dem wiedererstandenen Festsaal des Rokoko unvermittelt in die karge Nüchternheit des 20. Jahrhunderts. Um die Beletage wieder erlebbar zu machen, erfolgte zwischen 2008 und 2017 eine Wiederherstellung der ursprünglichen Raumaufteilung verbunden mit einer raumgebundenen Präsentation der Ausstattung. Der Abschluss dieser Maßnahme bildet zugleich den Anlass für das Erscheinen der zu besprechenden Publikation.

Der vorliegende Band versammelt einen bunten Strauß von Beiträgen von insgesamt 22 Autoren und gliedert sich in die Themenkreise Geschichte und Architektur, künstlerische Ausstattung, Nutzungsgeschichte, Zerstörung und Wiederaufbau sowie Wiedereinrichtung der Beletage. Der großen Anzahl wegen seien nur einige zum Verständnis des Schlosses und seiner heutigen Gestalt wesentlichen Beiträge herausgegriffen. Christian Katschmanowski gibt einen Überblick über die Entstehung des Schlosses als Mittel fürstlicher Repräsentation. Eingearbeitet sind darin neue Erkenntnisse zur Baugeschichte, die sich in den vergangenen Jahren aus einem Planfund in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien ergaben. Demnach plante Maximilian von Welsch zunächst ein Corps de Logis mit einem ähnlichen Grundriss wie der Schönborn'sche Familiensitz Schloss Pommersfelden. Zu ergänzen wäre noch, dass sich unter den neu aufgefundenen Plänen auch zwei Entwürfe von Balthasar Neumann befinden, die eine bislang unbekannte Alternativlösung zur ausgeführten Treppenanlage wiedergeben: Die beiden Pläne zeigen im Treppenoval zwei zweiläufige Treppen mit halbrunden Wendepodesten, so dass anstelle der Grotte nur ein schmaler Durchgang in den Gartensaal bleibt. Mit Raumnutzung und Zeremoniell setzt sich Andrea Huber auseinander. Sie weist nach, dass in der nördlichen Hälfte des Corps de Logis das fürstbischöfliche Appartement und in der südlichen Hälfte das Gastappartement lag, wobei ersteres später durch drei Zimmer im Verbindungsbau erweitert wurde.

»Die Beletage – barocke Pracht neu entfaltet«, so lautet der Untertitel des Bandes. Doch wer die neu eingerichteten Räume durchschreitet, gewinnt keineswegs diesen Eindruck. Vielmehr empfängt den Besucher eine Folge gleichförmiger Räume, die einen klassizistischen Umbau der Beletage vermuten lassen, den es so jedoch nie gegeben hat. Die Supraporten hängen wieder an ihrem alten Platz, allerdings ohne die dazugehörenden, filigranen Rokokorahmen. Etwas Glanz vermitteln einzig die neu angefertigten Kronleuchter. Dabei zeigt es sich, dass bei der Gestaltung der einzelnen Räume eine Differenzierung notwendig gewesen wäre. Die zurückhaltende Raumgliederung führt bei den hofseitigen Räumen, so dem klassizistisch umgestalteten Appartement der Markgräfin Amalie oder dem Garderobenzimmer zu überzeugenden Ergebnissen – hier passen Raumschale und Ausstattung zueinander. Anders sieht es auf der Gartenseite aus, auf der sich einst reich ausgestattete Rokokoräume mit teilweise intensiv farbigen Raumfassungen befanden. Hier sind zugunsten einer musealen Präsentation von Tapisserien neue Räume entstanden, die mit den verlorenen nichts zu tun haben und deren Gestaltung unbefriedigend bleibt. Ist der fehlende Stuck im Thronsaal aufgrund der repräsentativen, ursprünglich hier befindlichen Tapisserien noch zu verschmerzen, so muss das Watteaukabinett als der schwächste Raum der ganzen Folge bezeichnet werden: Nichts erinnert mehr an jene außergewöhnliche Raumschöpfung, die durch eine Rekonstruktion einen Kontrapunkt zu den Festsälen hätte setzen können. Stelen mit Bildern des Vorzustandes aufzustellen, führt nicht weiter. Es ist keineswegs im Sinne der geschichtlichen Wahrheit notwendig, in einer Vielzahl von Räumen der Beletage Verlusterfahrungen zu konservieren. Die Wiederherstellung von Stuck und Boiserien, zumindest in den Räumen zwischen Watteaukabinett und Gelbem Zimmer, wo ja noch klägliche Stuckreste an den Wänden hängen, bleibt somit ein Desiderat für die Zukunft, auch wenn die Höhe der Räume infolge des Wiederaufbaus heute geringfügig niedriger ist als zur Erbauungszeit.

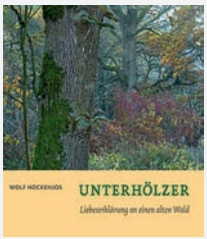
Ein solcher Weg war zunächst ja auch durchaus angedacht, wie Proben im Gelben Zimmer im Jahr

2006 andeuteten. Wie kam es nun von einer Abkehr von den Grundsätzen der Rekonstruktion, wie sie noch bei der Wiederherstellung der Festsäle des Schlosses Anwendung fanden? Aufschlussreich ist hier der Beitrag von Günter Bachmann, dem verantwortlichen Projektleiter, der als Ziel der Wiedereinrichtung angibt, die Beletage auf Grundlage der überlieferten originalen Ausstattung als raumgebundene Präsentation innerhalb des tradierten Bauvolumens am authentischen Ort wieder erlebbar zu machen. Dies erfolgt über Szenographien, wobei es sich um keine bauliche, sondern eine museologische Lösung handelt. Im Vordergrund stehen die erhaltenen Ausstattungsstücke. Die Raumschale wurde nur als gleichförmiger, schablonenhafter Rahmen gestaltet, in der sich die einzelnen Ausstattungsstücke mit ihrer Aussage behaupten können. Als Gründe für den Verzicht auf eine Rekonstruktion werden von Günter Bachmann der Verlust der Dekorationen im Zweiten Weltkrieg, die etwas abweichende Raumhöhe, die heutigen konservatorischen Anforderungen, die Gefahr einer Vermischung von Authentizität und Kopie und die mangelnde Dokumentation der Räume genannt. Das letzte Argument klingt wenig überzeugend, wenn andererseits auf S. 375 berichtet wird, dass mehr als 400 erhaltene Fotografien aus der Vorkriegszeit die Räume bis ins Detail dokumentieren. Auch die von Claudia Reisch aufgeworfene Frage nach der Klärung der dritten Dimension, den Hinterschneidungen und Formentwicklungen der Stuckaturen und Boiserien, konnte bei der Wiederherstellung der Stuckaturen im Marmorsaal unter schwierigeren Bedingungen überzeugend gelöst werden, wie die Abbildungen auf den S. 282, 292, 370 und auf der Titelseite des Bandes eindrucksvoll belegen. Man wird sicherlich nicht fehlgehen in der Annahme, dass es noch einen anderen gewichtigen Grund gab für den Verzicht auf die Rekonstruktion der Räume: Die hohen finanziellen Mittel, die für einen solchen Weg notwendig gewesen wären.

Aufgrund einer Vielzahl von Themen und Abbildungen ist es für den Leser nicht einfach, im Band den Überblick über die einzelnen Räume und Exponate zu behalten. Für die Einordnung der Abbildungen der 20 Innenräume der Beletage vor der Zerstörung und nach der Wiedereinrichtung, die über den ganzen Band verteilt sind, erweist sich der Grundriss am Schluss des Bandes als ausgesprochen hilfreich. Doch die Hilfe versagt dann, wenn dieselben Räume mit unterschiedlichen Bezeichnungen im Band auftauchen. So erscheint das im Grundriss unter 5 genannte Arbeitszimmer im Appartement der Markgräfin Amalie unter den Abbildungen auf S. 82 als Wohnzimmer und auf S. 395 als Gelbes Zimmer. Das unter 4 genannte Empfangszimmer wird in den Abbildungen auf S. 87 und 184 als Audienzzimmer und Roter Salon bezeichnet.

Der opulente Band gibt einen umfassenden Einblick in die Geschichte des Bruchsaler Schlosses, wobei der Schwerpunkt auf der Wiedereinrichtung der Beletage und der Präsentation neuer Forschungsergebnisse zu den Möbeln, Tapisserien und Gemälden liegt. Er zeichnet sich nicht nur durch eine Vielzahl von Beiträgen kompetenter Autoren, sondern auch durch eine Fülle von hochwertigen Abbildungen und eine ansprechende Gestaltung aus.

Rolf Bidlingmaier



Wolf Hockenjos: Unterhölzer: Liebeserklärung an einem alten Wald, Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen 2018, 160 Seiten, ISBN 978-3-980249-27-0, 27 Euro.

Mit »Unterhölzer« legt Wolf Hockenjos, viele Jahre Forstamtsleiter in Villingen, »eine Liebeserklärung an einen alten Wald« vor. Es ist ein Bild-Text-Band mit zahlreichen, die 15 Kapitel begleitenden und vertiefenden eindrucksvollen Fotographien, die meisten vom Autor. Texte und Bilder führen den Leser und Betrachter hinein in dieses Wald-Kleinod, in welches das angrenzende Birkenried und der Wartenberg einbezogen sind. Einst war der auf der Baar zwischen Pfohren, Unterbaldingen und Geisingen gelegene Wald »Tiergarten«, Jagdrevier der Fürsten von Fürstenberg. Heute ist der »Unterhölzer« Naturschutzgebiet. Seinen Eichen und Buchen sind Anfangskapitel gewidmet. Besonders die »Eichenpersönlichkeiten« begeistern den Waldbesucher. 1987 machten die Eichen 87 Prozent des »Unterhölzer« aus, mittlerweile ist dieser Bestand, vor allem durch Wildverbiß, wesentlich geringer. Neben Eichen und Buchen finden sich etliche andere Gehölze: Hagedorn, Holzäpfel und -Birnen, Maßholder, Hainbuchen – alle mit eigenen Kapiteln bedacht. Immer verbindet Hockenjos die Schilderung des Jetzt-Zustandes von Bäumen, Gehölzen, Wald mit der Geschichte. Waldfreunde und -freundinnen sollten sich dieses Buch »gönnen«!

Franz Filser

Albrecht Bedal, Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg und seinen Freilichtmuseen, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, Schwäbisch Hall 2018, 373 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Zeichnungen, ISBN 978-3-981-3634-1-8, 24,90 Euro.

Seit den 1980er Jahren hat sich in der Erforschung ländlicher Gebäude in Baden-Württemberg Spektakuläres getan. Hausforscher mit völlig neuen Ansätzen, Methoden und Zielvorstellungen traten auf den Plan: Das Landesamt für Denkmalpflege widmete sich vermehrt Objekten auf dem Land und dokumentierte bestehende oder abgehende Gebäude, regionale Freilichtmuseen in 7 Landesteilen gründeten sich und bekamen seit den 1980er Jahren besonders ausgefeilte Untersuchungsmethoden zur Hand und erweiterten ihre Forschungsziele. Doch nirgends sah man die Ergebnisse derartiger Forschungen bisher zusammengefasst. Sie waren meist zugänglich nur für Forscher, versteckt bei einschlägigen Institutionen. So kommt es, dass immer noch obsolete Vorstellungen von ländlichen Gebäuden herumgeistern, da ältere, überholte Literatur eher zugänglich ist und immer noch als maßgeblich zitiert wird. Damit ist jetzt Schluss.

Denn ein grundlegendes Buch zur Hausforschung in Baden-Württemberg ist erschienen. Es nimmt die aufgefundenen Bauernhäuser Baden-Württembergs vor 1700 in den Blick und erlaubt Schlussfolgerungen auch für die Zeit danach. Der Autor Albrecht Bedal, Architekt, renommierter Bauhistoriker und langjähriger Leiter des Hohenloher Freilandmuseum, erläutert im Vorwort seine Grundanliegen: Ein ärgerliches Manko in der baden-württembergischen Bauernhausforschung zu beheben, das darin bestand, dass der seit geraumer Zeit so erfolgreich vorgenommenen Einzelobjektuntersuchung keine vergleichende Forschung folgte.

Ein »lebendiger Kulturschatz«, so Bedal, stehe uns in den erhaltenen, wenn auch oftmals veränderten Relikten entgegen, der »besser als Archivalien und einzelne Exponate in Museen« vom Leben unserer Vorfahren berichten könne. Doch dieser Kulturschatz war erst einmal von den Irrwegen der Vergangenheit zu befreien. Hierzu dient ihm ein modernes wissenschaftliches Instrumentarium auf der Grundlage der seit vielen Jahren erbrachten Forschungen. Dies erforderte, neben den bereits vorhandenen eigenen Forschungsergebnissen aus 40 Jahren, eine nochmalige mehrjährige Rechercheaktion, um ein regionenübergreifendes, aussagekräftiges und vor allem auch aktuelles Material zusammen zu bekommen.

Das Ergebnis der Recherchen bei Denkmalpflege, Freilichtmuseen und freien Bauforschern: Über 1000 dendrochronologisch datierte Bauernhäuser zwischen 1295 und 1699. Diese Quantität war durchaus unerwartet – und das nötige Ausgangsmaterial hatte die notwendige Dichte.

Der formale Aufbau des Buches folgt im Hauptteil architekturtechnischen und -geschichtlichen Kriterien und stellt viele Fachbegriffe erstmals auch für den Laien systematisch dar. In diesen 5 Kapiteln führt Bedal sein ganzes Können als Bauhistoriker vor. Stets hat er dabei die rechtlichen, sozialen, kulturellen, geografischen und klimatischen Rahmenbedingungen mit im Auge, die die technischen Entwicklungen des Hausbaus stark beeinflussen. Durch diese Vorgehensweise ist das Buch auch für andere Wissenschaftsrichtungen von großem Interesse.

Im letzten Kapitel erfährt man, welche ländlichen Gebäude vor (und nach) 1700 in den 7 Freilichtmuseen Baden-Württembergs aufgenommen worden sind; viele davon in akribischer Weise untersucht, die nur möglich ist beim Auseinandernehmen eines Gebäudes zum Zwecke der Versetzung, mit Methoden, die eine »Neuerfindung der Bauforschung«, eine Entwicklung zur »Bauarchäologie« bewirkten. An dieser Stelle wird deutlich, welch wichtige Aufgabe regionale Freilichtmuseen Baden-Württembergs gespielt haben für die Dokumentation ländlicher Architektur- und Kulturgeschichte. Bedal führt sodann die eruierten dendrochronologisch datierten ländlichen Gebäude vor 1700 im gesamten Lande tabellarisch auf. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und Abbildungshinweise schließen das Buch ab.

Das Werk ist verständlich und eloquent geschrieben. Es ist umso anschaulicher, da aufgelockert durch eine Vielzahl von Erläuterungsspalten, Bauzeichnungen und Quellen im jeweiligen Kontext. Hervorzuheben sind vor allem auch die unzähligen, vom Autor aktuell aufgenommenen und erstmals veröffentlichten Fotografien historischer Gebäude.

Eines der vielen wichtigen Ergebnisse des Buches sei hervorgehoben: Der noch immer grassierende

Terminus »Hauslandschaft« sollte endlich zu Grabe getragen werden. Für Bauhistoriker ist er schon lange obsolet, doch die systematische Hausforschung im Bedalschen Sinne, auch schon die (nur mangelhaft publizierten) diesbezüglichen Forschungen einiger baden-württembergischer Freilichtmuseen der letzten Jahrzehnte, bringt dies nun letztgültig zu Tage. Haustypen lassen sich nun einmal nicht nach Landschaften sortiert vorfinden, auch wenn dies den Wünschen der Touristiker entspricht. Gleiche Haustypen und Baukonstruktionen kommen in verschiedenen Landschaften in gleicher oder ähnlicher Weise vor, wie Bedal überzeugend an Beispielen nachweist. »Hauslandschaften« beruhen somit auf nicht belegbaren Annahmen, auf einer eingeengten Sichtweise lokaler und regionaler Hausforscher der 1930er bis 1960er Jahre, die anderes aus unterschiedlichen Motiven und auch Ideologien nicht sehen konnten oder nicht sehen wollten. So wurden Haustypen in derselben Landschaft, die bereits diese Thesen widerlegt hätten, bewusst missachtet oder durch den eingeengten Blick auf »altertümliche Häuser« nicht entdeckt oder als nicht maßgeblich eingestuft. Daher ist für die Zukunft zu empfehlen, nicht mehr von »Hauslandschaften«, sondern von »Häusern in einer Landschaft« zu sprechen, die verschiedenen, gleichen oder ähnlichen Typs sein können. Nur die mehrere Wissenschaftsgebiete einbeziehende vergleichende Haus- und Bauforschung kann beurteilen, was spezifisch regional ist oder was ebenso in anderen Regionen vorkommt. Und ist es nicht geradezu erhellend, dass als Ergebnis der Untersuchungen meist weniger die Region bzw. die in ihr lebende Bevölkerung ausschlaggebend ist für einen bestimmten Haustyp oder für bestimmte innere Hauseigenheiten, sondern doch eher die Topographie, die Wirtschaftsform, das Klima, die Bodenbeschaffenheit oder die kulturellen, rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen? Dies ist Aufklärungsarbeit im besten Sinne mit dem Ergebnis: Wie die Umstände, so das Haus. Und nicht mehr: Wie das Volk, so das Haus.

Und noch eine Erkenntnis drängt sich einem deutlich auf: So verstandene, kontextuale Hausforschung ist kein Selbstzweck früherer Geflügeforscher mehr, sondern sie dient letztendlich dazu, den Menschen und sein berufliches, gesellschaftliches und privates Handeln zu verstehen, das sich *auch* im Hausbau niederschlägt. Wenn ein Gebäude im Laufe der Jahrhunderte verändert wird, dann interessiert eben nicht nur, wie das technisch und mit welchen Mitteln und Baustoffen das bewerkstelligt wurde, sondern auch, aus welcher Motivation heraus man sich dazu angetrieben oder gezwungen fühlte, was materiell zur Verfügung stand oder was beruflich oder aus Motiven familiärer Notwendigkeiten oder aus Gründen sozialen Auf- oder Abstiegs dazu geführt hat.

Bedal möchte auch, so schreibt er im Vorwort »helfen, auch die heute unscheinbaren, grauen, heruntergekommenen, aber mit historischen Werten ausgestatteten Gebäude draußen in den Dörfern und Weilern in ihrer Bedeutung für unsere Kulturgeschichte zu erkennen und schätzen zu lernen«. Auch dies ist ihm vollständig gelungen. Nachzuweisen, warum das historische Bauernhaus undabhängig von seinem Status ein Kulturschatz ist, dabei das Blickfeld entscheidend zu erweitern und vor allem historische Dreh- und Angelpunkte entdeckt zu haben, an denen keiner mehr vorbei kann – dies ist sein großes Verdienst. Es ist ein unschätzbarer Beitrag geworden, ein neues Standardwerk nicht nur zur Architekturgeschichte Baden-Württembergs, sondern auch ein Meilenstein zu einer wahrhaften Geschichte des Landes.

Das Buch ist vor Ort oder auf Bestellung zu erhalten beim Hohenloher Freilandmuseum, Dorfstraße 53, 74523 Schwäbisch Hall-Wackershofen, info@wackershofen.de.

Thomas Naumann

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. Mobil 01 72 / 5 99 03 79 Tel. dienstl.: 0 76 24 / 90 89 20 m.roder-oeschger@jost-steuerberater.de
Schriftführerin	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	info@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 joachim.mueller-bremberger@gmx.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 07 61 / 4 33 18 gfhepp@arcor.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
AK Badische Industriekultur Ulrich Boeyng	Südring 19 76773 Kuhardt	Tel. 0 72 72 / 7 33 39 Boeyng@t-online.de
Denkmalschutz Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 07 21 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
SK Natur u. Umweltschutz Uwe Heidenreich	Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim	bfuhr@t-online.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 07 61 / 3 80 60 11 Fax 07 61 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Heinz Ohnmacht Vorstand BGV	Nussbaumstr. 69 75228 Ispringen	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm.-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

BEAUFTRAGTE DES LANDESVEREINS		
Redaktionskonferenz Vorsitz	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Chefredakteur	Michael Kohler Eisenbahnstraße 43 76344 Eggenstein	heftredaktion@badische-heimat.de
Denkmalschutz und Architektur	Stephanie Zumbrink Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

REGIONALGRUPPEN MIT EIGENEM PROGRAMMANGEBOT		
Bruchsal	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. priv. 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Freiburg	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
Hochschwarzwald	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Karlsruhe	Marthamaria Drützler-Heilgeist Rhode-Island-Allee 4 a 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 602 85 314
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. priv. 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Jeff Klotz Am Anger 70 75245 Neulingen	
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de